3 1761 04654553 9

Dr. A. Bürklin.

Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

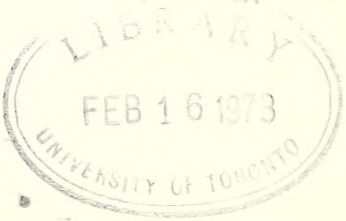
Zweite Gesammtausgabe.

Mit dem photographirten Bildniß des Verfassers.

Siebzehnter Band.

Gymnasium Karlsruhe
Bibliothek

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
1864.



PT
1812
A3
1863
Bd. 17-18

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schatzkästlein des Gevattersmanns.

Erster Band.

Ueber der Stubenthüre

iſt noch in manchen Häuſern in Stadt und Dorf ein Brett, worauf Bücher zur Erbauung und Erheiterung liegen. Man darf es wohl auch als ein Sinnbild anſehen, daß man beim Eintritt in eine Häuslichkeit die geſammelte Einheit deſſen, was den Familiengeiſt beſtimmt, über ſich habe.

Der Gedanke, daß es vergönnt wäre, auch ein Plätzchen auf jener obern Schwelle zu haben und in ſtillen Stunden angerufen zu werden; wer fühlte ſich nicht dadurch erhoben? Wer aber mit dem Wunſch käme, alles Bisherige zu verdrängen, wäre deſſen nicht würdig.

Sieh nun zu, ob und wie du dieſes Buch und was es enthält, einreihen kannſt zu dem, was du ſchon haſt. Mache es damit wie mit allem Andern: Was du als wahr erkenneſt, das halte feſt; und das Uebrige? — dabei denke, daß eben noch Niemand die volle Wahrheit erſchöpft hat, und daß eben darum die Menſchen von Geſchlecht zu Geſchlecht an der Erkenntniß arbeiten.

Laß dir darin helfen, aber hilf du auch mit. Du kannſt es.

Zum richtigen Verständniß dieses Buches mußt du dir noch kurz von seiner Geschichte erzählen lassen:

Viermal, von 1845 bis 1848 erschien ein Kalender unter dem Titel: „Der Gevattersmann.“ In einer Auswahl sind hier im zweiten Theile die darin enthaltenen Geschichten zusammengestellt.

Die Jahrgänge sind nicht unter einander gemischt. Einzelne Geschichten werden dir als bekannt erscheinen, weil sie vielfach in Zeitungsblätter und Schullesebücher übergegangen sind; darum mußten sie nichtsdestominder hier ihre Stelle behaupten.

Die Geschichten, die du in diesem Buche findest, sind aus mancherlei Betrachtungen entstanden. Es ist nicht nur Ernstes und Lustiges, sondern auch Heiliges und Weltliches, wie man's nennt, neben- und durcheinander gestellt; aber das Heilige und Weltliche darf im Leben nicht getrennt sein. Es ist gerade die Aufgabe des vielverschrieenen neuen Geistes: die echte Frömmigkeit in allem Thun und Denken zu erwecken und zu befestigen.

Freilich fehlt noch Mancherlei, was nothwendig auch in diesem Buche hätte besprochen werden müssen; aber eben dazu sind allerlei Menschen auf der Welt, daß Jeder nach seinem Maße thue, was ihm zukommt, und eben dazu hat jeder noch Lebensraum vor sich, daß er mit der Zeit noch Anderes in die Hand nehme zum Frommen des Vaterlandes und seiner Mitmenschen.

Inhalt.

Seite

Ueber der Stubenthüre V

Erster Theil.

Das Sparkaſſenbüchlein 1
Die begrabene Flinte 24
Der letzte Heimathstag eines Auswanderers 41
Denkmale Kaiſer Joſephs 65
1. Die Kaiſerfurche 71
2. Der Kuß des Kaiſers 90
3. Ein ſelbſtverfaßtes Gebet Kaiſer Joſephs 103
4. Der Schul-Chriſtoph 106
5. Der Todtengräber 118
Der Segen des Großvaters 125
Eine Pfingſtrede 141
Der Nelkenſtock 145
Ein Generalſtüdlein von Kriegsgeſchichten 154
Der Streit um einen Pfiff 157
Das Vollkommene 164
Hausruhm 166
Vom Marktgang 167
Der gute Knecht 173
Eine Lügenſaat 176
Der letzte Thorwart von Offenburg 183
Abgeriſſenes vom Communismus 192
Ein geringer Mann, oder die Bürgſchaft 194

Seite

Die Hexenbesen 201
Neue Gewerbvereins-Satzung 203
Ein besonderes Kennzeichen der Eitelkeit 206
Es ist etwas Wahres dran 208
Vom zertretenen Korn 210
Auf einem Acker an der Eisenbahn 214
Welches ist der gottloseste Gedanke? 218
Eine fremde Hand 222

Das Sparkaſſenbüchlein.

Freilich, ſagte der Schloſſermeiſter Werner in der Waſſerſtraße, freilich geſchehen in unſeren Tagen keine Wunder mehr, aber man ſteht doch manchmal an einem Abgrund und eine Hand reißt Einen weg, die mehr Macht hat als eine einzelne Menſchenhand, und wenn man ſich dann beſinnt, kommt's Einem wie ein Wunder vor. Mir ſchwindelt's noch, wenn ich dran denke, was aus mir hätte werden können, wenn nicht der heilige Geiſt, der in einem guten Menſchen waltet, mich gepackt hätte und wenn nicht noch Etwas an mir geweſen wäre, das er hätte packen können.

Ja, Nachbar Weber, die Jaquardſtühle in eurer Gebildfabrik ſind ſehr kunſtreich und ich verſtehe noch nicht, wie Grund und Gebild zu gleicher Zeit gemacht wird; aber der große Webſtuhl der Welt, in dem ſo ein menſchlicher Lebenslauf nur ein einziger Faden iſt, iſt noch viel kunſtreicher zuſammengeſetzt, noch viel ſchwerer auszukennen. Wenn man ſo einen menſchlichen Lebensſpinnfaden auszieht, ſieht man an ihm, ebenſo wie ich vor Kurzem im Mikroſkop am wirklichen Spinnenfaden geſehen habe, daß er ſiebenfach zuſammengezwirnt iſt. Ich will euch erzählen, wie Ich gezwirnt

worden bin, und fast hätte es einen dicken Knoten gekriegt oder wäre gar abgerissen.

Ihr wißt, ich bin als Waisenkind aufgewachsen und hatte keinerlei Anhang in der Welt. Ich war ein junges leichtes Blut, als ich beim Zunftmeister in der Schulgasse als Geselle stand. Der Meister, ihr habt ihn ja noch gekannt, war ein stiller, behäbiger Mann, er sprach nicht viel um einen Groschen; dafür war's aber auch um so gewichtiger, wenn er nur nickte, oder einmal ein Wort an einen richtete. Als er mir den ersten Wochenlohn auszahlte, sagte er: „Peter, du hast genug an der Hälfte; das Andere behalte ich und lege es zusammen, bis wir's auf die Sparkasse thun können." Und so geschah es auch. Wenn der Meister was sagte, hatte Keiner den Muth zu widersprechen.

Am Palmsonntag vor der Kirche ging er mit mir nach der Sparkasse. Mein Name wurde in ein großes Buch eingetragen und ich bekam ein kleines Büchlein, drin stand wieder mit schönen Buchstaben mein Name und auf dem zweiten Blatte mein erstes Ersparniß. Es waren sieben Thaler. Das Büchlein, es war in graugesprenkeltes glattes Papier eingebunden, war so sanft anzurühren und war so fest bei einander, daß ich es so lieb hatte, ich kann es gar nicht sagen. So äußerte sich bei mir die erste kindische Freude, Etwas vor mich gebracht zu haben, und es giebt gewiß kein glücklicheres Gefühl, als sich zum Erstenmale sagen zu können: du ißt und bist noch etwas mehr als was da so herum lufft, es gehört noch Etwas zu dir, was man dir nicht ansieht und das hast du dir selber erworben.

Immer wieder hätſchelte ich mein Büchlein und las nach der Kirche gewiß hundertmal meinen Namen und mein Capital und es kam mir ſonderbar vor, daß der Name da drin mein iſt, daß ich Peter Werner heiße und daß die Zahl ſieben Thaler das und das bedeutet und daß ich das bin und das Alles zu mir gehört, und ſtaunend ging mir's auf: wie es ſo ſeltſam und ſo wunderbar iſt, daß ein Menſch dem andern auf etwas Geſchriebenes hin ſein Eigenthum giebt und der bewahrt's ihm und giebt's ihm wieder und noch mehr dafür. Es war mir, wie wenn ich jetzt erſt auf die Welt gekommen wäre und zum Erſtenmal ſähe, wie das Alles zuſammenhängt.

Wohlgemuther habe ich noch keine Frühlingszeit gehabt, als jene vom Jahr 46, das auch ein gutes Weinjahr geworden iſt. Wenn ich ſah, wie Alles draußen ſo ſchön ſproßte und wuchs, ſo mußte ich immer wieder denken: du haſt auch einen Acker, wenn man ihn auch nicht ſieht, und da wächst auch was drauf und dein Acker — iſt dein Sparkaſſenbüchlein.

Ich war ſo in mir vergnügt, daß ich mir das Rauchen abgewöhnte. Ein wahrer Geiz war in mich gekommen und ich ruhte und raſtete nicht, bis ich wieder ein Anſtändiges beiſammen hatte und am Tage vor Jacobi trug ich wieder eine runde Summe hin und der Finanzrath Menninger, der die Sparkaſſe aus Menſchenfreundlichkeit mitverwaltete, wünſchte mir Glück und trug das Ausgehändigte ein mit den Worten: „Heute fünf Thaler erhalten.“

Aber ſeltſam! Als ich den zweiten Eintrag überlas,

war meine Freude bei weitem nicht ſo groß als wie das Erſtemal. „Es geht doch langſam,“ dachte ich verſtohlen in mir, „du brauchſt lang, ehe du zu etwas Erkleclichem kommſt —“ aber ich hieß den Gedanken ſchweigen und war bald wieder luſtig und guter Dinge.

Wenn ich am Tage, beſonders aber Abends an dem Gebäude vorüberging, darin die Sparkaſſe war, ſagte ich faſt laut vor mich hin: „So, da oben biſt du, mein Geld, du ruhſt Tag und Nacht nicht und verdienſt dir Zinſen; das iſt gut, es ſchafft jetzt noch Eins für mich und ich will dir ſchon nachhelfen, will dir neue Rekruten ſchicken.“

Hätte ich das nur immer blos für mich hingeſprochen! Aber ich ſagte es bald auch meinem Nebengeſellen, einem Pfälzer, der uns zugereist war, der zuckte die Achſeln und lachte ſpöttiſch über meine kindiſche Genügſamkeit.

„Was willſt du mit dem Bettel anfangen?“ ſagte er. „Die reichen Leute allein, die haben's gut, die eſſen und trinken und ſchlafen und laſſen derweil ihr Geld arbeiten und wenn ſie in der Frühe erwachen, ſo können ſie guten Morgen Feierabend ſagen. So lang man das nicht kann, iſt man ein armer Schelm.“ Ich kümmerte mich wenig um ſeine Worte, ich war ja nicht arm und war auch kein Schelm; aber wie das ſo geht, es bleibt doch Etwas in Einem ſtecken. Es ſind zweierlei Menſchen in Jedem und es kommt darauf an, welchen man anruft. Ich ließ mich verleiten, wieder ein Bischen zu rauchen und auch ſonſt kleine Ausgaben nicht zu ſcheuen, ich wollte mein junges Leben genießen und

es dauert ja doch so lang, bis man auf diesem Weg etwas Erkleckliches vor sich gebracht hat. Dennoch war ich dabei nicht glücklich und holte mir zu meinem Troste oft am Sonntag Morgen mein Sparbüchlein aus der Truhe und freute mich, daß das Alles da drin so feststeht und mir doch nicht durch die Finger laufen kann. Es war eine gedruckte Zinsenberechnung mit in dem Büchlein und ich wollte ausrechnen, wieviel mein Reichthum bereits ertragen habe; sieben Thaler ertragen zu fünf vom Hundert jeden Monat zehn Pfennige und fünf Thaler ertragen sechs Pfennige monatlich, und jenes im Jahr zehn Silbergroschen und sechs Pfennige und dieses sieben Silbergroschen sechs Pfennige. Ja, das stand Alles da, aber ich hatte nicht zu gleicher Zeit und gar nie am Ersten eines Monats eingelegt und mit den Tagen, Wochen und den Bruchtheilen konnte ich nicht auskommen. Mein Pfälzer dagegen war ein fertiger Rechner und Schreiber, er sagte mir auf Heller und Pfennig hin, was ich zu fordern hätte und sang mir meinen ganzen Reichthum in der Weise des Jägers von Kurpfalz vor, warf mein Büchlein an die Decke und rief: „da fliegt der ganze Reichthum Peter Werner's, des großen Capitalisten!"

Das Büchlein fiel auf's Angesicht und mir war's als wär' es gekränkt. Ich hätte es gern um Verzeihung gebeten, als ich es abwischte; ich versteckte es in meine Truhe und zeigte es fortan dem Nebengesellen nicht mehr.

Da brach gegen Weihnachten in der Stadt ein großer Brand aus und ehe man Hülfe bringen konnte,

ſchlugen die Flammen aus dem Hauſe, worin die Sparkaſſe war. Mir zitterte das Herz im Leibe, als ich das ſah und ich weinte, als ich hörte, daß das Hauptbuch verbrannt ſei: mein ganzes Beſitzthum war jetzt auf Einmal dahin. Mein Nebengeſelle aber lachte mich aus und ſagte: „Du Narr, was weinſt du? Der Staat hat ja die Sparkaſſe garantirt, und du haſt ja deinen Schuldſchein. Der Staat muß dich bezahlen.“

Ich war beruhigter, denn leider iſt es ja ſo und noch jetzt unter gar vielen Menſchen, daß ſie meinen, was der Staat leiſten muß, das kommt aus einem unſichtbaren Beutel, der vom Himmel herabhängt, aus dem man nur zu nehmen und in den man nie hinein zu thun hat. Jetzt zeigte ich meinem Pfälzer wieder mein Büchlein, gab's ihm jedoch nicht in die Hand und er fand Alles in Ordnung.

Als wir aber Nachts im Bett ſchliefen, weckte er mich und rief: „Peter, wir werden Beide reiche Leute und wir können es auch dahin bringen, daß unſer Geld für uns arbeitet und wir thun gar nichts mehr als ſpaziren fahren.“

Ich meinte, er träume noch, aber er erklärte mir, daß wir beide nach Kalifornien auswandern, wo man das Gold aus dem Boden gräbt. Das war mir ſchon Recht, aber ich wußte nicht, woher das Reiſegeld nehmen. Da ſagte er, daß mein Sparkaſſengeld dazu ausreiche. „Du haſt es ja einen Bettel geſchimpft?“ fragte ich. „Das iſts nicht mehr,“ erwiderte er, Licht anzündend. „Mir iſt im Schlaf eingefallen, wie das zu machen. Komm, ſteh auf, gieb mir einmal dein Büchlein her.“

Mir war selber, als wenn die geschriebene Zahl sich durch ein Wunder in Hunderte und Tausende verwandelt haben könnte, ich sprang aus dem Bette, schloß meine Truhe auf und holte mein Büchlein.

„Richtig!“ rief der Pfälzer. „Gut ist's! Prächtig! Das wird kein Mensch anders sehen. Hier steht: „Heute fünf Thaler erhalten.“ Das Wort „heute“ wird sonst nie geschrieben. Wirst sehen, wie ich hexen kann. Aus dem Wort „heute“ mache ich hundert.“ Dann haben wir genug und wir können mit Goldklumpen Fangball spielen.“

Ich zitterte am ganzen Leib und rief: „Das thue ich nicht! Das kannst du nicht! Das darf man nicht! Das kann man nicht!“

„Gieb her, ich will dir's zeigen,“ sagte er.

Noch widerstrebte ich, aber der böse Geist regte sich als Neugier in mir und ich sagte: „Wie willst du das machen? Probir' zuerst auf einem andern Papier, du verdirbst mir sonst mein Büchlein und ich komme in Ungelegenheit und verliere noch das, was mir gehört.“

Die Feigheit des bösen Willens gab mir ein, das zu sagen; ich hoffte, daß er es nicht machen könnte, um dadurch von meinem bösen Gelüste erlöst zu werden und wünschte doch wieder, daß er es könne. Man ist in solcher Lage wie besessen, wie vom Wirbelwind erfaßt.

„Gieb her!“ schrie der Pfälzer, „und mach' mich nicht zornig, sonst zittert meine Hand und ich verderbe es unnöthig.“

Ich konnte nicht mehr widerſtreben. Ich preßte die gefaltenen Hände zuſammen und ſtand zitternd dabei, wie er mit feſter Hand in mein heiliges Büchlein hineincorrigirte und als er, mit dem Munde die Tinte trocken hauchend, das Büchlein an ſein Geſicht hielt, war's mir, als ob er meine Seele verſchlinge. Ich wollte ſehen, was er gemacht, aber er zeigte mir's noch nicht und als er jetzt mit einem kleinen Meſſer radirte, ſpürte ich's, als ob man an meiner Seele ſchabte; aber jetzt ſchlug mir's wie eine Flamme aus dem Geſicht und eine Stimme ſagte: „Du biſt reich und wirſt noch tauſendmal reicher."

Ich las, da ſtand's: „Hundert fünf Thaler erhalten," und kein Menſch, der nichts davon wußte, konnte merken, daß hier etwas geändert war, und das Hauptbuch war ja verbrannt.

Der Pfälzer zog mich jubelnd im Tanz auf der Bodenkammer umher und rief immer: „Jetzt geht der luſtige Tanz an und wird Lebenlang aufgeſpielt und wir tanzen durch die Welt, luſtig bis zum Kehraus."

Wir lagen wieder im Dunkel in unſerm Bett und der Pfälzer verſtand es, eine Welt voll Glanz und lauter Luſtbarkeit vor mich hinzuzaubern. Ich war ſchon auf dem Meer, ich ſpielte ſchon Fangball mit Goldklumpen, ich fuhr in einer Kutſche mit vier Schimmeln und auf dem hintern Sitz ſaß ein Bedienter, der reichte mir auf einen Wink immer friſchgeſtopfte ſilberbeſchlagene Meerſchaumpfeifen mit brennendem Zunder obendrauf in den Mund, und ein Andrer ſchenkte mir Champagner ein und

meine Frau saß daneben und hatte einen grünen Schleier auf dem Hut . . .

Mein Pfälzer schlief bald ein, er hatte sich stark verausgabt, mir allerlei Träume vorzumalen, und auch ich sank endlich in Halbschlaf; da durchzuckte es mich plötzlich und ich wachte auf, wie aus einem Rausche. Mir war ganz klar Alles was geschehen war, meine Kiste stand ja offen und ein heller Mondstrahl fiel schräg auf die glitzernde Decke meines Sparbüchleins und zitterte darauf. Ich sprang aus dem Bett. Nein, das darf nicht sein, lieber will ich Alles verlieren, ich zerreiße mein Kleinod. Aber seltsam! Mich dauerte das Büchlein, das ich so sehr geliebt hatte. Ich nahm es mit in's Bett und schlief endlich ein.

Der Meister fragte mich oft was mir fehle, ich sähe so verstört und übernächtig aus. Ich konnte es ihm nicht sagen, und wenn er und die Meisterin und die Kinder ein freundliches Wort mit mir sprachen, fuhr es mir wie ein zweischneidig Messer in die Seele: die denken noch immer, du seist brav. Die wissen nicht, was du gethan und was du noch thun willst, du betrügst sie um ihre Gutheit. Sie würden dich Alle hinausjagen, wenn sie wüßten wer du bist. — Oft, wenn ich zu Tische saß, war mir, als müßte jetzt plötzlich ein Gerichtsdiener kommen, mich in Ketten legen und in ewige Gefangenschaft bringen. Ich hielt mir oft die Hand an den Mund und schrack plötzlich zusammen, denn ich fürchtete oft, daß ich unwillkürlich Alles ausspreche, was vorgegangen ist. Ich konnte gar nicht begreifen, wie ich die Worte zurückhalten kann,

und was ist es denn, womit ich sie banne? Warum spreche ich das aus und nicht auch das Andere? Ich meinte oft, ich hätte schon Alles verrathen, ich wußte nicht mehr, was von mir bekannt und was verborgen ist. Wenn man mich etwas fragte, stotterte ich, denn ich mußte vorher die Worte und Gedanken wegschieben, die zuerst herauswollten.

Noch heutigen Tages habt ihr mir schon oft vorgeworfen, und meine Katherine neckt mich besonders gern damit, daß ich lieber Alles thue, als mir ein Geheimniß aufladen zu lassen. Und es ist wahr, wenn ich Etwas habe, das ich verborgen halten muß, ist mir immer, als hätte ich ein Glas in der Tasche und unversehens wird mir's zerschlagen. Könnt euch also denken, wie hart es mir wurde, ein schweres Geheimniß über mich selbst zu bewahren.

Daß ich von da an nichts mehr in die Sparkasse that, versteht sich von selbst, ja ich machte allerlei Umwege, nur um nicht durch die Straße zu gehen, in die jetzt die Kasse verlegt war.

Ich konnte mit Niemand von meiner Seelenqual reden, als mit dem Pfälzer, und als ich ihn einst in stiller Nacht fragte, ob er auch glaube, daß es Menschen gebe, die ein Verbrechen gethan und dennoch heiter und wohlauf lebten, da lachte er mich aus und wußte hundert Geschichten zu erzählen von Lug und Trug, und daß der ein Narr sei, der nicht nehme wo er nehmen könne.

Der Meister nahm noch mehrere Gesellen, denn wir hatten viel Arbeit bei der Einrichtung des neuen Zucht-

hauſes, und jetzt waren ſo viele Fremde in der Schlafkammer und überall bei uns, daß ich mit dem Pfälzer ſelten ein heimlich Wort reden konnte. Nur als wir einſt im Zuchthauſe arbeiteten, ſagte er zu mir: „Siehſt du? Da herein kommen die dummen armen Teufel; wir, wir gehören zu den Großen, und wir fahren in Kutſchen wie die Großen.“

Ich ſah, wie die Welt nichts merkt von dem, was in Einem vorgeht, und eine gewiſſe Ruhe kam endlich über mich. Nur wenn die Kinder des Meiſters bei herannahenden Weihnachten an Feierabenden hüpfend und ſpringend plauderten: „Ich weiß was, aber ich darf's nicht ſagen,“ zuckte mir das wie ein Blitz vom Himmel, nein wie ein Schwert durch die Seele. Dieſe guten Kinder wußten von Beſcheerungen, die für den Meiſter und uns Geſellen vorbereitet wurden, und ihr offenherziger Kindesſinn ſpielte ein leichtes Verſtecken mit ihrem Geheimniß, ſie mußten wenigſtens ſagen, daß ſie ein Geheimniß hatten, und ſich dadurch die Laſt leichter machen, und ich — wie weit ab war ich von der Kindesunſchuld, und ich, ich war ein geheimer Verbrecher, wenn auch noch nicht die ganze That geſchehen war, ich war's in mir, vor meinem Gewiſſen, vor Gott.

Es war am Weihnachtsabend, ich ſtand an der Hausthüre, da kam das Dienſtmädchen des Finanzraths Menninger und ſagte mir, ich ſolle gleich zum Finanzrath kommen und mein Werkzeug mitnehmen.

„Ich? Warum grade ich?“

„Ja du, grade du. Oder biſt du zu gut dazu? Mach' hurtig und komm' gleich nach.“

„Nein, wart', ich geh mit."

Als mir das Mädchen zuerſt den Namen nannte, erſchrack ich in's Herz hinein. Iſt denn deine That ſchon jetzt bekannt, und mußt du ſchon jetzt mit heraus? Du wollteſt ja warten bis zum Frühjahr?

Die innere Angſt und Verzweiflung ſieht überall Geſpenſter und muß ſie ſehen. Es ſind die böſen Geiſter des eigenen Herzens, die ſie umtanzen. Nicht einmal der Gedanke konnte mich beruhigen, daß ja ein Gerichtsbote, und nicht ein Dienſtmädchen gekommen wäre, wenn man von meinem Verbrechen wußte.

Ich war voll Furcht, ich fürchtete überall, Jeden und Alles.

Ich ging mit dem Mädchen. Es war ein friſches helles Weſen, in ihren Augen brannten ſchon die Weihnachtskerzen.

„Was ſiehſt du mich ſo an?" fragte ich unterwegs.

„Mein Vater war auch Schloſſer," lautete die Antwort, „und er ſagte oft: der Schloſſer gehört zum Pfarrer und zum Doctor; dem Einen vertraut man ſeine Seele, dem Andern ſeinen Leib, und dem Schloſſer ſein Vermögen. Der heilige Petrus iſt unſer Zunftheiliger, und Viele halten ſeinen Himmelsſchlüſſel für nichts als für ihren Kaſſenſchlüſſel."

„Du biſt geſcheit, wie heißeſt du denn?"

„Wegen unſerer Geſcheitheit könnt' ich Liſe heißen und du Hans, aber ich heiße Kathrine."

„Grad wie meine Mutter ſelig."

Wir waren am Hauſe des Finanzraths angelangt. Ich ſtieg eine breite Treppe hinan, Alles war erleuchtet

und durchwärmt. Ich wurde in ein Zimmer geführt, dessen Boden mit weichen Teppichen belegt war. An den Wänden hingen Bilder in breiten Goldrahmen, in der Mitte stand ein rothsammtnes Sopha mit blühenden Pflanzen bekränzt. So haben's die Reichen, dachte ich, und mir stockte das Herz.

Der Finanzrath brachte mir eine mit Gold eingelegte Schatulle und sagte: der Schlüssel sei abgebrochen, ich solle öffnen. Es war ein englisches Schloß, ich hatte keinen so kleinen Dietrich bei mir und mußte wieder nach Hause, um solchen zu holen. Als ich wieder auf die Hausflur zurückkam, sagte der Finanzrath:

„Kathrine, ich muß noch einiges vorbereiten, hast du jetzt Zeit, mit dem Schlosser hineinzugehen und bei ihm zu bleiben?"

„Ja wohl."

Ich ging mit Kathrine in das Zimmer, und unwillkürlich sagte ich: „Da läßt sich's gut leben; aber du dauerst mich, wenn du von diesem Teppichboden wieder einmal weg mußt in einen kleinen eignen Haushalt."

„Das hat noch gute Weile," sagte Kathrine. „Aber ich sehe schon, warum du dir's herausnimmst, Anderen das Zeugniß zu geben, daß sie gescheit seien, du hältst dich noch immer für eine Viertel-Elle gescheiter; das verstehst du aber noch nicht: man lernt in all der Herrlichkeit und Pracht, daß es Eins ist, ob man mit einem zinnernen oder einem vergoldeten Löffel ißt, auf dem Teppich oder auf dem selbstgewaschenen Boden herumläuft; es kommt drauf an, ob man in Fried'

und Rechtschaffenheit lebt und ein gutes Gewissen hat."

Der Dietrichbund fiel mir bei diesen Worten auf den Boden, und ich fand fast das Schlüsselloch nicht mehr, so flimmerte mir Alles vor den Augen, und Kathrine lachte mich aus, daß ich wohl nicht zu den Geschicktesten gehöre. Endlich, nach vielen Versuchen, drehte sich der Riegel, der Deckel hob sich und wie Thau von der Sonne beschienen glitzerte es uns entgegen. Ein Diamantenschmuck lag auf blauem Sammet.

Kathrine wendete sich nach der Thür und rief ihrem Herrn, daß die Schatulle offen sei, aber kaum hatte dieser einen Blick in die geöffnete Schatulle geworfen, als er mir mit schwerem Griff die Hand auf die Schulter legte und rief: „Was ist das? Da fehlt ja die Brosche in der Mitte, mit den großen Diamanten."

Ich zitterte wie Espenlaub. Der Dietrichbund in meiner Hand klirrte zusammen: „So ist es doch, man sieht dir's an, wer du bist? Man hat eine Probe mit dir gemacht, eine falsche Probe, und jetzt wirst du gleich in Ketten gelegt." So sprach es in mir. Ich war nahe daran, auf die Kniee zu fallen. Da weckte mich die Stimme Kathrinens.

„Wie können Sie nur glauben? Ich war ja —"

„Ruhig, es kommt auch an dich, es wird sich zeigen. Du hast jetzt nichts zu reden. Nicht von der Stelle. Hier bleibst du," erwiderte der Finanzrath. Er rief nach seiner Frau. Sie kam und er erklärte ihr, daß er sie mit dem Schmucke seiner seligen Mutter

habe bescheeren wollen, daß aber hier Etwas vorgegangen sei, was sogleich untersucht werden müsse: es fehle die Hauptsache im Werthe von mehren Hundert Thalern.

„Es steht dir frei," wendete er sich dann zu mir, „dagegen Einsprache zu erheben und es den Gerichten zu überlassen; andernfalls will ich dich selbst untersuchen, ob du nichts zu dir gesteckt, und meine Frau hier wird Kathrine untersuchen."

„Mich? mich auch?" rief Kathrine, und der Gedanke, daß auch sie, die so frei und heilig, so aus dem Herzen gesprochen hatte, dem schmählichen Verdachte preisgegeben war, ließ mich vergessen, was ich mir vorzuwerfen hatte. Ich stellte mich fest hin, biß die Zähne übereinander und man suchte mich aus.

Ich kann's nicht sagen, wie mir's war, und noch jetzt durchbebt es mich wie ein unnennbarer Schauer, wenn ich daran denke, wie ich an meinem ganzen Körper betastet und untersucht wurde. Ich kam mir vor wie ein Sklave, wie ein Thier, ich war kein Mensch mehr, ich war nicht mehr der ich bin. Und was noch von Vorwurf in meiner Seele gewesen, war verschwunden. Ein himmelschreiendes Unrecht war mir geschehen; klein, lächerlich, erbärmlich klein war das, was ich gethan, noch tausendmal mehr hätte ich thun können.

Freilich habe ich das erst später gedacht, denn noch größer wurde meine Pein, als auch Kathrine untersucht wurde. Das war eine Entwürdigung, die kein Mensch verantworten kann, und als die zweite Magd

herbeikam und rief: Kathrine habe gewiß den Schmuck in ihrer Haarkrone versteckt, und als sie ihr nun die Haare aufnestelte, und Kathrine dastand mit aufgelösten Haaren, todtenbleich, da verfluchte ich die ganze Welt, Vornehm und Gering, denn Alle sind darauf aus, einen unschuldigen Menschen zu verwüsten. Ja, und Unseresgleichen sind noch schlimmer als die Vornehmen, denn diese wissen nicht was sie thun, wenn sie unsere Ehre unter die Füße treten, aber die da, diese Nebenmagd, ist es nicht ein Fest, ein Triumph für sie, ihre Standesgenossin der Schande preiszugeben und selber dabei im Ehrenglanz zu stehen? Ja, ich verfluchte die ganze Welt, und mich und uns vor Allem.

Man fand natürlich nichts, und ich weiß nicht mehr was ich dachte, nur dessen erinnere ich mich noch, daß ich zur Kathrine sagte: „Trag's in Geduld, ich möchte dir's gern gut machen, was du wegen meiner ausgestanden."

Fort raste ich, und wie ausgeraubt rannte ich durch die Straßen, ja meine Seele war wie aus dem Herzen geraubt. Ueberall brannten Lichter, überall war Weihnachtsfreude; mir war das innere Licht ausgelöscht.

Mein Pfälzer jubelte, als ich ihm das Geschehene berichtete. „Da siehst du nun," rief er, „da siehst du gutmüthiger Narr, was die Vornehmen mit uns anfangen. Wer nicht reich und nicht vornehm ist, ist ihnen weiter nichts als ein ungehenkter Dieb. Jetzt wirst du dir kein Gewissen mehr daraus machen, ihnen abzunehmen was du kannst."

Die Schmach, die mir angethan war, half mir allerdings die innere Stimme beschwichtigen, und als ich Tags darauf müßig über die Straße gehe, die Glocken läuten, und ich verfluche eben wieder die Menschen, die jetzt zur Kirche gehen und nicht daran denken, wie sie ein armes Herz gekränkt, da begegnet mir plötzlich Kathrine.

„Ich kann nicht in die Kirche gehen," sagt sie zu mir. „Geh du auch für mich, und bete auch für mich, daß Gott unser Herz vor Bitterkeit und Haß bewahren möge, und vergieb du deinen Peinigern wie ich."

Schnell war sie entschlüpft und ich ging zur Kirche. Ich mußte meinem Pfälzer etwas vorlügen, als ich's that. Ich betete für Kathrine, für mich konnte ich's nicht, und doch kam wieder etwas von Frieden über mich.

Ich lauerte fortan Kathrinen auf, wo ich konnte, aber sie hielt mir nicht Stand; nur Einmal sagte sie mir flüchtig, sie könne sich nicht mit mir abgeben, es würde uns aufgelauert und es fiele neuer Verdacht auf uns.

Eines Samstag Morgens, ich stand in der Werkstatt und arbeitete an einem großen Doppelschloß für das Zuchthaus, da kam Kathrine, brachte ein Vorhängeschloß, zu dem sie den Schlüssel verloren habe und sagte: ich solle es ihr zum Feierabend bringen.

Ich ging nach dem Hause des Finanzraths. Kathrine scheuerte die Treppe. Sie wischte schnell ihre Hand ab, reichte sie mir und sagte: „Gottlob, wir sind Beide gerechtfertigt; es ist ein Brief und ein Päckchen von

der Schweſter des Herrn gekommen, worin ſie ſchreibt: ſie habe vergeſſen gehabt, die Broſche in die Schatulle zu thun.“

„Und der große Herr kommt nicht und bittet mich um Verzeihung?“ fragte ich.

„Er hat's thun wollen, nein,“ ſagte Kathrine ſtotternd, „er hat mir aufgetragen, ich ſoll dir's zu wiſſen thun.“

Ich ſah, daß das nur eine Ausrede war und Kathrine geſtand mir's; aber ſie beſchwor mich, keinen Groll in der Seele zu hegen, ich ſolle Eins in's Andre rechnen, ich hätte gewiß ſchon einmal im Leben Etwas gethan, was nicht an den Tag gekommen ſei, wenn's auch nur ein kleines Unrecht geweſen wäre, und jetzt müſſe ich auf andre Weiſe dafür büßen.

Ich hatte ſchon auf der Zunge, wieder ihre Klugheit zu loben, aber ich wagte es nicht mehr und ſagte nur: ich nehme das an. Kathrine freute ſich darüber und ſagte mir ein Sprüchwort ihrer ſeligen Mutter, das ich ſonſt noch nie gehört habe, und das Sprüchwort paßte wie ein Wort vom Himmel: Wer Einen vor den Augen Anderer beſchämt, nimmt ihm ſeine Sünden ab.

Welche brave Eltern mußte Kathrine gehabt haben, was hat ſie mir nur in wenig Worten von ihrem Vater und ihrer Mutter erzählt!

Kathrine hatte keinen Diamantſchmuck einer Mutter wie die Finanzräthin, aber das ſchönſte Kleinod, das ein Kind reich in ſich und wohlgefällig vor Anderen macht, iſt ein guter Gedanke aus dem Herzen der

Eltern, in ein gutes Wort gefaßt; das erbt sich fort von Kind auf Kindeskind und braucht keine Schatulle.

Ich schämte mich innerlich vor Kathrine und sagte ihr nur, ich wünschte, ihre Eltern wären noch am Leben, damit ich sie auch Vater und Mutter nennen dürfte.

Auf der Treppe des Finanzraths, wo ich in Angst, in Qual und Verzweiflung auf- und niedergegangen war, stieg ich jetzt in den Himmel; ein Fegefeuer im Herzen quälte mich noch, aber ich stand doch bei allen Seligen, die schon gestorben waren, und bei einer Glückseligen, die noch am Leben war und die mir jetzt abermals die Hand reichte. Ich war ihrer nicht werth.

Das war nun eine doppelte Freude, die mir im Herzen lebte, als ich von Kathrinen wegging; sie war aus Zweierlei gemischt. Einmal war die Unschuld an den Tag gekommen, es war jetzt an dem großen Herrn, sich Vorwürfe zu machen; und dann hätte ich ihm gewiß dafür gedankt, denn nur durch ihn hatte ich ja Kathrinen kennen gelernt und sie hatte mir versprochen zum Fastnachtsonntag mit mir zum Tanze zu gehen.

Fröhlicher war ich bis dahin in meinem Leben noch nicht gewesen als an diesem Fastnachtsonntag. Ich sagte Kathrine, daß ich ein großes Glück mache und sie in einer Kutsche mit vier Schimmeln abhole; sie versprach mir, treu zu warten, wenn ich auch auf des Schusters Rappen daher käme. Noch wollte sich etwas in mir regen, wenn ich daran dachte, was ich noch zu thun hatte, um mein Ziel zu erreichen, aber Wein, Liebe und mein lustiger Kamerad halfen mir darüber weg.

Meine That ward immer geringer, denn ich hatte der Welt soviel zu vergeben, nicht sie mir.

Es war wieder am Palmsonntag Morgen, als ich auf das Drängen meines Kameraden endlich entschlossen war, mein Geld zu erheben, um dann in weiter Welt mein Glück und mit diesem Kathrine zu erobern.

Die Sonne stand hell am Himmel, als ich nach dem Hause ging, in das jetzt die Sparkasse verlegt war. Ich wollte, daß der Pfälzer mich begleite, aber er ließ sich nicht dazu bringen.

Als ich gegen das Haus kam, pochte mir das Herz höher. Ein Buchfink saß auf dem Dachgesims und pfiff lustig; und wie man sich in solchen Augenblicken gern an einen Aberglauben hält, nahm ich mir ein Wahrzeichen und sagte mir: „Pfeift der Vogel immerfort bis du in's Haus gehst, dann gehst du keck hinein und es gelingt; hört er aber auf und fliegt fort, dann ist es ein Zeichen, daß du in's Unglück kommst, du kehrst noch um, verbrennst dein Buch und willst gar nichts." Als ich näher gegen das Haus kam, hörte der Vogel wirklich auf und flog davon. Ich zitterte, aber schnell faßte ich mich wieder und dachte: „Pah! was soll der dumme Aberglaube? Wie kannst du dich nur an so was heften? Jetzt thust du es gerad und zum Trutz; nur frisch drauf los, es muß gelingen, und es gelingt."

Ich trat in das Zimmer. Der Finanzrath Menninger stand hinter dem Tisch und zahlte mehrere Einlagen aus, die erhoben wurden. Ein Anderer trug das Neueingezahlte ein. Daß gerade Menninger da war, das erschreckte mich anfangs, reizte mich aber

gleich darauf wieder: das war ja der Mann, der eine ſo ſchwere Sünde an mir begangen hatte.

Ich wartete ſtill, der Angſtſchweiß rann mir über den ganzen Körper, mein Büchlein klebte mir in der Hand, als wolle es ſich gar nicht von mir trennen.

Endlich kam die Reihe an mich, ich reichte ſtill mein Buch hin, der Finanzrath ſchob die Brille von den Augen weg auf die Stirn, ſchaute eine Minute in das Büchlein, Alles war ſtumm, nur der gleichmäßige Pendelſchlag der Uhr war vernehmbar, mein Herz pochte ſchnell wider die Bruſt.

„Sie haben gut geſpart," ſagte endlich der Finanzrath, öffnete den Eingang des Tiſches und ſagte: „Kommen Sie herein."

Ich ging ihm nach in ein inneres Zimmer. Hier ſtand die offene Kaſſe.

„Wollen Sie Papier oder Silber?"

„Papier."

„Groß oder klein?"

„Klein."

Er gab mir ein Päckchen mit einem bedruckten Papierband, darauf ſtand: „100 Thaler." Er erſuchte mich, nachzuzählen, während er das Uebrige ausrechnete und dann zurecht legte. Ich konnte die einzelnen Thaler nicht auseinander legen, ſo zitterte ich, und als er ſich umwendend fragte: „Iſt's richtig?" nickte ich ſtill. Er legte nun noch einzelnes Geld auf den Tiſch; aber plötzlich ſagte er, die Brille wieder vor die Augen ſchiebend: „Sind Sie nicht der Schloſſergeſelle, der zu Weihnachten in meinem Hauſe war?"

„Ja.“

„Das freut mich, Sie zu treffen. Ich habe mir ſchon oft Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Sie noch nicht um Entſchuldigung gebeten wegen des Verdachtes, den ich damals auf Sie warf, und der Sie augenſcheinlich gekränkt hatte. Aber wie das geht: als ich es längere Zeit verſäumt, redete ich mir ein, Sie ſeien nicht mehr in der Stadt. Ich bitte, nehmen Sie jetzt meine Entſchuldigung an, und wenn ich Ihnen mit irgend Etwas dienen kann, ſoll es mit Freuden geſchehen. Ich habe Ihnen Unrecht gethan, und Sie machen mir eine Freude, wenn Sie mich .... Was haben Sie? Iſt Ihnen nicht gut? Was iſt Ihnen?“

Ja, wer kann ſagen, welch ein Gedränge in ſolchem Augenblick im Herzen iſt? Da ſtand ich und hielt das Geld krampfhaft in der Hand, ſo viel hatte ich noch nie zwiſchen den Fingern gehabt, und vor mir auf dem Tiſch lagen noch Münzen, die tanzten auf und nieder, und alles Das iſt mein. — Etwas in mir wollte frohlocken, aber ein Anderes riß mir Alles aus der Hand, und ich hätte gern meine Seele mit hingegeben. Daß der Mann, den ich haſſen und um deſſentwillen ich allen Menſchen Uebles thun durfte, daß gerade dieſer jetzt mit gutherziger Milde mich anfaßte und mir eine Liebe zeigte, die ſich keines Bekenntniſſes, keiner Demüthigung ſcheut: das unterwarf mich, wo ich mich in Haß empört und mich ſelbſt verderbt hatte. Ich war beſiegt und erlöst, denn ich ſah meine Verworfenheit. Eine höhere Macht hatte mich beſiegt und in Zerknirſchung mich hingetragen vor den Richterſtuhl des Ewigen.

Ich fiel auf die Kniee und ſchrie: „Nein! Nein! Ich bin ein ſchlechter Menſch. Nehmen Sie, nehmen Sie das Geld.“

Ich erzählte Alles.

Der Finanzrath war ein treuer, inniger Tröſter; er ſah meine Zerknirſchung und richtete mich mit liebreichen Worten auf, aber in Einem hatte ich noch einen ſchweren Stand bei ihm: er wollte durchaus den Pfälzer dem Gericht übergeben, und nur die Erwägung, daß auch ich dadurch unvermeidlich in's Unglück käme, beſtimmte ihn davon abzulaſſen.

Der Pfälzer wurde mit einem Zwangspaß in ſeine Heimath geſchickt, meine Verlobung mit Kathrine ward im Hauſe des Finanzrathes gefeiert, aber noch ehe wir die Sparkaſſe verließen, wurde mein Buch verbrannt.

Der Finanzrath iſt mir ein treuer Freund geworden, und hat mir geholfen, mich hier anſäſſig zu machen; und mein Theobald hat nur darum einen ſo vornehmen Namen, weil der Finanzrath ſein Gevatter iſt.

Die begrabene Flinte.

Wie lange hat es gedauert, welche unsägliche Mühe hat es gekostet, um endlich der Gewalt und Gewohnheit, die sich im heimlichen Gerichtsverfahren gefielen, die öffentlichen Schwurgerichte abzuringen, und schon zeigt sich ihre so unbestreitbare Wirksamkeit, daß Niemand mehr zu widersprechen vermag. Es bildet sich ein Rechtssinn in Geschworenen und Zeugen aus, und selbst der Verbrecher muß nun eine Macht fürchten, der man durch keinerlei Lügenkünste mehr entrinnen kann.

Im Wirthshaus zur Rose in Waldenzell saß an einem Winterabend der Pfarrer mit mehreren Bauern. Man sprach von einem erschossenen Wilderer aus der Nachbarschaft, und daß der Forstbeamte, der ihn getödtet, in den nächsten Tagen vor das öffentliche Schwurgericht gestellt werde. Der Flurschütz und ein Gemeinderath, die als Zeugen vorgeladen waren, wußten viel von dem Getödteten zu erzählen; sein ganzes Wesen hatte durch die Wilderei eine rohe Uebermüthigkeit angenommen, die keine Grenzen mehr kannte. „Wenn Ich auf der Jagd bin, muß der Jäger heim, so will Ich's haben," hatte er oft geprahlt und war in seiner Entmenschung einmal so weit gegangen, daß er dem Förster in's Angesicht hinein sagte: „Die Leber von einem Wild ist mir nicht mehr gut genug, ich

muß einmal die Leber von einem Jäger freſſen, den ich mir ſelber ſchieße.“

So erzählte der Flurſchütz und der Pfarrer bemerkte: „Nach dem alten römiſchen Recht hat Niemand ein Eigenthum an dem Wild im Wald, es gehört dem, der es erlegt.“ Die anweſenden Bauern nickten beifällig, aber der Pfarrer fuhr fort: „Es liegt etwas Unheimliches in der Mordgier der Menſchen: zuerſt beginnt ſie am Kleinen, dann aber ſteigt ſie immer höher und ſetzt ſich endlich einen Menſchen zum Ziel. Ich mag nichts davon hören, wenn man von edler Waidmannsluſt und Jagdfreude ſingt und ſagt; das iſt nichts als aufgeputzte Sünde. Und daß es ehedem Menſchen gegeben hat, die ſich das Wild aus dem Wald haben in den Schloßhof treiben laſſen, um es vom Fenſter aus zu ſchießen und dabei zu lachen und zu ſcherzen: das war doch nichts als reine oder eigentlich unreine Mordluſt. Wer eine Freude darin findet, ein Thier zu tödten, und es nicht aus Nothwehr oder zur Nahrung thut, der iſt weit niedriger als ein Thier.“

„O Gott, wie wahr ſprechen Sie da,“ ſagte hier der Roſenwirth Philipp, genannt Philp, mit heiſerer Stimme, die man von jeher an ihm kannte und die oft ſo krächzend war wie ſeine Sägmühle im Thal. „Ich will Ihnen erzählen, was ich ſelber erfahren und wovon ich mein Leben lang die heiſere Stimme habe.“

Alles rückte zuſammen, als der Roſenwirth nach einer Weile fortfuhr:

„Drei Stunden von hier bin ich daheim. Mein Vater hat mich kurz gehalten in Geld, aber ſonſt habe

ich treiben dürfen, was ich gewollt habe. Vom Soldatenleben her habe ich gut mit der Flinte umgehen können. Mein Hauptmann hat mich zum Unteroffizier machen wollen, aber ich bin doch wiederum heim. Beim allgemeinen Scheibenschießen in Dornstett habe ich das Best gewonnen und das war eine doppelläufige Jagdflinte, ein sogenannter Zwilling. Ich habe einen Strauß in die Läufe gesteckt als ich heim ging, aber bald ist Anderes drein gekommen. Eben der Wilderer Veit, von dem vorhin erzählt wurde, eben der lauert mir eines Tages auf und will mir meinen Zwilling abkaufen. Ich geb' ihn aber nicht her, weil es ein Ehrenpreis ist, und wie ich so weiter darüber nachdenke, da fällt mir ein: was der Veit kann, das kannst du auch; du hast dann Geld, brauchst nicht mehr Sonntags daheim zu hocken und Wasser zu trinken. So ist mir's viele Tage im Kopfe herumgegangen und ich bin unlustig zu Allem; aber das böse Gelüst hat sich schon so stark in mir festgesetzt, daß ich nicht den Muth habe, ihm geradezu den Marsch zu machen, im Gegentheil, ich habe mir anders helfen wollen und habe mir eingeredet, ich kann gar nicht ein Lebendiges auf's Korn nehmen. Hundertmal habe ich vor mich hingesagt: wenn du auch beim Scheibenschießen den Nagel im Schwarzen getroffen, es ist doch etwas Anderes, auf ein lebendiges Geschöpf anlegen.

Im dümmsten Kerl ist das böse Gelüste auf einmal so gescheit wie siebzehn Advokaten, und Schliche kommen an Tag, die man gar nicht ahnen sollte. Der Jagdteufel hat sich bei mir gar unschuldig gestellt und

hat mir gesagt: „Probir's einmal, das ist kein Unrecht, das ist nur für die Probe.“ Ich probir's also und schieße zuerst auf Lerchen, denn das ist ein sicherer Schuß, weil die Lerche immer grad aufsteigt und sich das Ziel nur nach Einer Richtung verändert; da geht dann der Schuß in gleicher Richtung nach. Und wie ich so zum Erstenmal das kleine blutige Thier in der Hand habe, das noch warm ist, da ist Etwas in mich gefahren wie ein Teufel und ich habe fast laut vor mich hingesagt: jetzt ist die Welt mein! Nun habe ich sogar auf Schwalben geschossen und bald immer so genau vorgehalten, daß ich fast nie mehr gefehlt habe. Und zuletzt bin ich in den Wald.

Es war mir Anfangs Recht, daß der Veit so ein ausbündig berühmter Wilderer war; Alles was geschehen ist, ist auf ihn gekommen, und die Leute haben viel davon gefabelt, wie sich der Veit unsichtbar und wieder doppelt machen könne, denn der Veit hat mir Alles, was ich geschossen habe, verkauft und ich habe blutwenig dafür bekommen; bald aber habe ich selbst meinen Ruhm und mein Geld vollauf haben wollen und jetzt hat's geheißen: der Veit ist nichts, der Philp, der ist Meister — und freilich, mein gezogener Lauf und meine Spitzkugeln haben weiter gereicht. Der Spritzenmacher von Hallfeld hat mir Alles zum Kugelngießen gemacht und mir Blei verschafft und ich habe ihm dafür mehr als ein Dutzend Hasen und den Fuchs gebracht, von dem er jetzt noch die Pelzkappe trägt.

So habe ich's gegen zwei Jahre getrieben. Der Mond und ich, wir waren stets mit einander im Wald und

von Angſt habe ich nichts mehr gewußt und nach und nach bin ich auch am hellen Tag hinaus über die Grenze, ich habe mir noch eine Flinte zum Auseinanderſchrauben angeſchafft und die habe ich ſtückweiſe in meinen langen Rockflügeln und in meinen Taſchen gehabt und dann im Wald zuſammengeſchraubt. Nichts war vor mir ſicher; wenn's nichts Anders geweſen iſt, habe ich eine Amſel, ein Eichhörnchen vom Baum, die Lerche aus der Luft heruntergeſchoſſen, erſt ſpäter bin ich pulvergeizig geworden; Haſen waren für mich nur ein Spaß, am liebſten war mir, einen Fuchs zu ſchießen, aber ich habe auch einmal einen Luchs erlegt. Schonzeit hat's für mich gar nicht gegeben. Einmal, es war ein heller Samſtag Nachmittag im Frühſommer; das Hochwild zieht ſonſt erſt mit der untergehenden Sonne heraus, aber heute da kommt ein Hirſch, der mindeſtens ein Achtender zu werden verſpricht und er kommt mir ſchußgerecht juſt oben auf dem hohen Dobelberge. Ich halte ihm auf's Blatt, und losbrennen und einbrechen das war Eins. Ich geh' nun drauf los, aber wie ich vor ihm bin, richtet er ſich wieder auf; ich will ihm die zweite Kugel in den Leib ſchicken, das thut aber kein rechter Jäger; ich ſetze alſo den zweiten Hahn in Ruh, ziehe meinen Rickfänger, greife dem Hirſch in's kolbige Geweihe, er ſchlägt mich ab, ich ſtoße nach ihm, aber plötzlich richtet er ſich mit aller Macht auf und ich hänge mit meinem Gewehrhalfter im Geweihe. Ich habe noch Beſonnenheit genug und ſchneide das Halfter durch, aber das Thier hat mich doch und wirft mich in die Luft und vom Felſen hinab

in die Dobelklinge. Ich weiß nicht, war's Besonnenheit, daß ich fürchte, in meinen Nickfänger zu fallen, oder war's was Anderes, kurz, ich werfe das Messer weit weg und da liege ich nun mit zerschmettertem Schenkel auf einem Felsenvorsprunge. Im Fallen habe ich eine junge Eiche zusammengeknickt und die Holzsplitter reißen mir in den Schenkel, daß ich meine, tausend Schwerter schneiden auf mich ein. Wer nicht selber so Etwas erfahren, der kann nicht wissen, wie's Einem dabei ist. Es geschieht dir Recht, sagte eine Stimme laut, es war meine eigene Stimme, die es gesagt, aber ich wendete doch den Kopf, als müsse es mir ein Anderer zugerufen haben. Ich knirsche die Zähne über einander und erhebe mich gewaltsam, aber ich kann mich nicht halten, auch meine rechte Hand ist wie gelähmt und jetzt erst rolle ich den ganzen Berg hinab. Es war, als ob die Felsen mit mir Ball spielten und es war ein Wunder, daß noch ein ganzer Knochen an mir ist. Nur weil ich mich fallen lasse wie ein Stück Holz, bin ich noch am Leben. — Da liege ich nun in der tiefen Schlucht, mit dem einen Fuß im Wasser. Das Blut rinnt mir am Körper herab und Blut quillt mir aus Mund und Nase. Ich schließe die Augen und meine: jetzt kommt der Tod; aber ich öffne sie wieder und da sehe ich etwas blinken. Es ist meine Flinte, die vor mir herabgestürzt ist; mein ganzes Verlangen ist nach ihr und ich meine, ich wäre wieder stark und unverletzt, sobald ich sie in der Hand hätte, aber dort liegt sie und blinzt immer wie ein Auge, das da sagen will: komm her, warum sind wir Jedes allein?

Nur mit Mühe gelingt es mir, meinen Fuß aus dem Waſſer herauszuheben, ich halte ihn wie wenn es ein Stück Holz und nicht mein eigen Glied wäre.

Von da an erinnere ich mich mehrere Stunden lang nichts mehr. Ich muß geſchlafen haben und als ich erwache, zittert ſchon das Abendroth durch die Bäume, ein Fink jubelt in einer Tanne über mir, ein Goldammer pfeift ſeine langgezogenen Töne auf der Kronenſpitze einer Erle und nicht weit von mir ſtreckt jetzt ein Fuchs ſeinen neugierigen Schelmenkopf aus dem Bau. Seine Lichter ſind gerade auf mich gerichtet und er ſchüttelt mit dem Kopf, als wollte er ſagen: du biſt noch nicht reif, ich muß ſchon noch ein paar Stunden warten, bis ich an dich komme. Ich brülle laut auf vor Qual und wie ich meine Stimme höre, iſt mir plötzlich, als wäre ich ſelbſt ein Thier, nichts Anderes. Der Fuchs verſchwindet und ein Nußhäher kommt daher geflogen und wiegt ſich auf den Zweigen und krächzt bald wie ein greinendes Kind, bald wie eine miauende Katze.

Seid ihr ſchon einmal in der Nacht aufgewacht und es knappert eine Maus im Stubenboden? Das iſt ein Geraſſel, wie wenn's gar nicht von dem kleinen Thierchen kommen könnte. Richtet man ſich auf, dann merkt man erſt, wie es iſt und wo. Es muß ſein, daß man im Liegen ganz anders hört, als wie im Stehen oder Sitzen. So iſt mir's damals geweſen, es war Alles viel mächtiger, aber es hat mich doch getröſtet, daß ich Alles noch ordentlich und deutlich unterſcheide, ich habe noch meinen Verſtand und ich muß ſchon wieder aus dem Elend herauskommen.

Jetzt höre ich im Dorf das Abendläuten, es klingt fern, weit. Im Boden, auf dem ich liege, iſt ein ſeltſames Surren und Brummen und das ſummt ſo fort, da raſchelt etwas im Stechpalmenbuſche, der gerade über meinem Kopfe iſt und mir iſt's wie ein glückliches Zeichen, daß der Giftbaum mir ſo nahe ſteht. Wenn meine Qual nicht bald endet, kann ich ja durch ihn ſterben, ich zernage dann den Buſch mit den Zähnen. Aber welche Qualen muß ich dann noch dulden. Iſt's nicht beſſer, ſo ſterben? — Eine Hirſchkuh kommt mit ihrer Kitze an den Bach und das Junge ſpielt um ſie herum und trinkt. Mich ärgert die Frechheit des Wildes: Alle ſind gekommen, um mir zu ſagen, daß ich ihnen nichts mehr thun könne, ich ſchreie laut auf und verſcheucht ſpringen ſie davon. Endlich wird es Nacht, aber der Mond ſcheint es gerade darauf abgeſehen zu haben, in die Schlucht hineinzuſchauen; meine Flinte und der Bach glänzen. Der Thau hat ſich niedergeſenkt auf Gras und Stein, ich lecke ihn gierig ab, aber er löſcht meinen Durſt nicht; ich will mich zum Bach niederbeugen, aber ich vermag es nicht und fürchte bei größerer Anſtrengung mit dem Kopfe hineinzufallen. Mich ſchüttelt ein Fieberfroſt und ich erwache aus einem fürchterlichen Traum, in dem mir alle Thiere des Waldes erſchienen waren, Alles was fliegt und kriecht, und ſie ſangen und ſchrien und höhnten und hackten auf mich los. Es iſt Tag geworden. Auf den hellen Buchen jagen die Eichhörnchen einander auf und ab und knurren dabei und die Vögel ſingen ſo luſtig und zumal eine Droſſel will gar nicht

aufhören; ich versuche sie zu verscheuchen, aber es gelingt mir nicht. Ich will Menschenhülfe haben und die Thiere schweigen machen, aber jetzt höre ich, daß meine Stimme heiser geworden. Auf meinem Fuß spielen Eidechsen und scheinen einander zu haschen. Ameisen kriechen mir über das Gesicht und eine Heuschrecke, die mir auf den Mund hüpft, fresse ich auf. In der Blutlache, die um mich herliegt, tummeln sich Mücken und Käfer und eine kleine Schlange kommt herbei und erhascht die blutangefüllten Thiere und es zieht ihr durch den ganzen Leib und sie wendet mehrmals ihren Kopf nach mir. Eine Gabelweihe wiegt sich in der Luft und stößt ihr krächzendes Freudengeschrei aus, und plötzlich schießt sie hernieder in die Thalschlucht, ich meine, sie sinkt auf mich herab und schließe die Augen; aber sie hat ein Vogelnest in der Nähe entdeckt und bald höre ich es daraus winseln, und wiederum als ich die Augen öffne, schaut der Fuchs so morgenvergnüglich aus seinem Bau, als wollte er in mir sein künftiges Futter nochmals begrüßen. Was werden die Thiere zuerst von dir anfressen? spricht es in mir. Gewiß die Augen, die so oft nach ihnen ausgeschaut, nach ihnen gezielt, o, die werden ihnen munden — und mir ist's, als sprängen mir die Augen aus den Höhlen.

Jetzt höre ich es wiederum im Dorf läuten und weiß wie sie sich rüsten zum Kirchgang, und Ich liege hier einsam und verschmachtend. Freilich hatte ich sie ausgelacht, wenn sie mich fragten, wo ich wiederum diesen und jenen Tag gewesen, und ich hatte es mir

verbeten, mir nachzuforschen; aber sie hätten nicht darauf eingehen sollen. Niemand in der Welt ahnt mein Unglück, Niemand ahnt, daß ich in Todesangst liege. Jetzt treten sie in die Kirche, jetzt dröhnt die Orgel, jetzt singen sie, jetzt predigt der Pfarrer und jetzt läutet es wieder. Ich mache in Gedanken Alles mit, was drin im Dorfe vorgeht. Andacht habe ich nicht, aber ich freue mich doch, daß es Sonntag Nachmittag ist, denn am Nachmittag gehen die Kinder in den Wald, um Erdbeeren zu suchen, und da kann es nicht fehlen, es muß mich Eins finden. Wenn ich nur hätte laut rufen können! Aber das ist das Fürchterlichste, daß mir die Stimme versagt. Wenn ich nur meine Flinte dort bei mir hätte! Ich habe ja noch Kugelbüchse und Pulverhorn. Ich hätte Nothschüsse thun können, man mußte mich dann hören. Aber das treulose Werkzeug! Dort liegt es jetzt, verläßt mich, läßt mich allein. Beim Gedanken an mein Pulverhorn fasse ich doch wieder Trost, ich hatte von meinem Großvater gehört, daß sie im Feldlager oft die Speisen in Ermanglung des Salzes mit Pulver gesalzen hätten. Es gelingt mir die Hand an den Mund zu bringen, und ich verschlucke eine Ladung, aber sie will nicht hinab, ich reiße Gras in meiner Nähe aus und verschlucke es mitsammt dem Pulver; das belebt mich seltsam, aber bald überfällt mich ein unendlich brennender Durst und ich ergebe mich darein, hier zu verschmachten. Der Mittag ist heiß, Alles so still, man hört nichts als die Käfer kriechen und hie und da von einem leisen Windzug einen dürren Ast vom Baum fallen.

Auf dem Ahorn über mir ſitzt ein Waldſpecht und wendet den Kopf hin und her und unter die Flügel, und puſtet und ſchüttelt ſich, und ſeltſam war's, was mir dabei einfiel, als ich dem Thierchen zuſah: wie das den Kopf bewegt und dreht und wendet, geſchickter als der Menſch ſeine Hand, es macht Alles damit, und ich ... ein Menſch, wie ungeſchickt bin ich mit meinem Halſe; Hände und Füße ſind mir wie bleiern und gelähmt, mein Hals iſt frei, aber ich kann mich nur wenig damit bewegen, meinen Kopf nur in wenig Windungen bringen. Wenn der Menſch auch Hände hat, ſo iſt das nur ein Erſatz für die Ungelenkheit ſeines Halſes.

Das weiß ich noch ganz deutlich, daß ich das gedacht habe, und ich habe mich immer mit den Thieren verglichen; ich bin jetzt auch nicht mehr als eines von ihnen, und dazu noch das ungeſchickteſte und hülfloſeſte.

Der Schlaf will mich übermannen, aber ich wehre mich dagegen. Ich will es nicht verſäumen, daß ich die Kinder rufen kann, die nun bald kommen müſſen und Beeren ſuchen. Dort am Felſen hängen Himbeerranken übervoll, aber wer kann hinauf? Nur der Blattmönch, der da drinnen niſtet.

Ein Gewitter ſteigt am Himmel auf, graue Wolken mit kupferfarbigem Rande; ein Theil des Berges liegt ganz im Schatten, um ſo heller und glitzernder aber iſt Alles gegenüber im Oſten, Alles zeichnet ſich mit den ſchärfſten Umriſſen in den blauen Himmel, ein grellgelbes Licht fällt in die Tiefe. Alles iſt noch

ſtiller im Walde. Die Vögel fliegen lautlos heim. Wehe! Jetzt kommen auch die Kinder nicht. Dunkel ſteht der Himmel über mir und jetzt beginnt es zu donnern und zu blitzen. Wie? Wenn nun ein Blitz mich tödtete? Mir wäre wohl. Blitz ich rufe dich, hier nimm mich, verzehre mich! So ſpreche ich vor mich hin und in der Thalſchlucht brüllt der Donner, ſo habe ich ihn noch nie gehört. Die ganze Erde zittert. Knall auf Knall kracht es, und es iſt als ob die ganze Welt zu Grunde ginge, und ich allein liege da am Boden und ſpüre das Zittern der Erde wie ich ſo daliege, hülflos, unbeweglich auf ihr. Ich ſchütte mein Pulver aus, vielleicht lockt es den Blitz und verzehrt mich mit ihm, aber plötzlich rauſcht ein Regen hernieder und ſäuſelt durch die Bäume, tropft in den Bach und klatſcht auf die Felſen. Ich ſchlürfe den Regen wiederum von den Gräſern. Durch und durch ſind meine Kleider tropfnaß. Die Wunde an meinem Schenkel fließt auf's Neue, mit äußerſter Anſtrengung reiße ich mir mit den Zähnen Stücke aus meinem Hemd und verbinde damit die Wunde. Ich habe die Kleider abgelegt, aber ich kann ſie nicht mehr anbringen, und ſo liege ich faſt entkleidet, blutend, lechzend, und warte auf den Tod. Von den Stechpalmenblättern über mir trinke ich friſche Tropfen, indem ich die Zweige niederbeuge. Bald ſcheint die Sonne wiederum hell, Alles glitzert und ſchimmert, und ich ſehe das Stück eines Regenbogens, der jetzt da draußen über der Welt am Himmel ſteht. Wie jubeln jetzt die Vögel wiederum ſo luſtig, wie iſt Alles ſo neu erquickt; nur ich, nur ich muß verkümmern wie ein

angeſchoſſen Wild. ... Bei dieſem Gedanken fällt mir ein, mit welcher Gier ich alles Leben verfolgt, und wenn ich es auch nicht erſchlagen, mich doch freute, ihm einen Treff gegeben zu haben. Da liegſt du jetzt, liegſt da, biſt ſelber nichts als ein angeſchoſſenes Wild. Wer biſt du, der du dich zum Herrn gemacht über Leben und Tod, der du aus dem Tod dir das Leben geholt? Da kommen die Raben und ſetzen ſich ſtill auf den Felſen mir gegenüber und ſchauen einander an. Wer weiß, was ſie ſich ſagen? Und jetzt putzen, zupfen und rupfen ſie ſich, und jetzt fliegen ſie wiederum auf und krächzen. Warum könnt ihr nicht zu den Menſchen reden? Warum könnt ihr denen da drin nicht ſagen, daß hier einer der ihrigen liegt und nach Rettung von ihnen lechzt? Ihr kennt nur euch einander, ihr Thiere des Waldes, den Menſchen kennt ihr nicht, und darum iſt er euer Feind. Dort ſchleicht jetzt der Vater Fuchs wieder und trägt ein Rebhuhn in ſeinen Bau und drinnen hör' ich es rammeln. Hätte ich nur deinen Bau früher gekannt, ich hätte dir dein Handwerk gelegt! Und jetzt höre ich im Dickicht eine Sau an Eicheln knarfeln. Die Jagdluſt regt ſich nochmals und macht mich faſt froh, ſie läßt mich vergeſſen wer ich bin und wo ich bin, bis endlich wiederum der Gedanke über mich kommt: du biſt jetzt nichts mehr als eine Beute der Thiere. Die Raben kommen, ſie werden ſich laben und ſättigen und an dir ein Feſt feiern, an deinem Aaſe, tauſendmal fröhlicher als all die Luſt war, die du von ihrem Tode erobert haſt!

Zum Erſtenmal in meinem Leben fürchtete ich die

Thiere, ich war das Wild, ſie der Jäger. Ich weiß nicht wie es kam, aber plötzlich mußte ich denken: wenn ich nur ein Baum wäre! Das iſt noch das glücklichſte Geſchöpf auf der Welt, das ſteht feſt im Grund, wächst und gedeiht und läßt ſich was vorſingen in ſeinem Kopfe, und weiß nichts von Sterben bis plötzlich die Axt kommt und dann bricht's zuſammen. Wenn ich nur ein Baum wäre! Und wie ich mich ſo hineindenke in das Leben des Baumes, wie das in den Wurzeln ſaugt, durch Stamm und Zweige rinnt und hinaus zu den Blättern fließt — da auf einmal, es iſt wie ein Wunder, und ſo iſt's gewiß geweſen in alten frommen Zeiten, da ſehe ich einen Brunnen vom Felſen rinnen, es tropft in gleichmäßigen Abſätzen, und woraus? aus einer abgeknickten, wie mit dem Meſſer abgeſchnittenen Ahornwurzel; dieſe Wurzel iſt gewiß durch das Felsſtück, das mit dir herabgerollt war, abgeknickt worden, und jetzt kann der Saft nicht mehr hinauf in den Stamm und tröpfelt nieder, ſo hell, ſo perlklar. Es gelingt mir, mich der Wurzel zu nähern und ich trinke ihren friſchen Saft; wie das labt! wie das kühlt! Aber es fließt bald ſehr ſpärlich, und ich fürchte es verſiegt, ich beiße mit den Zähnen noch ein Stück davon ab, und es fließt wieder reichlicher, aber bald kommen immer nur in langen Zwiſchenräumen einzelne Tropfen, ich harre ſtill, bin aber, da ich mich ſchwer bewegen kann, oft ſo ungeſchickt, daß ich den einzelnen Tropfen verſchütte. Und doch fühle ich mich geſtärkt durch den Saft aus der Wurzel des Baumes.

Wiederum läutet es im Dorf und wiederum ſingt

eine Goldammer ihren Abendſang, und die Nacht kommt und der Mondſchein glitzert im Bach, auf den Gräſern und am Flintenlauf. In dieſer zweiten Nacht thu' ich kein Auge zu. Ich will den Tod kommen ſehen, er ſoll mich nicht im Schlaf überraſchen; frei in's Auge will ich ihm ſchauen, wie ich es oft gethan. Ich höre die Eulen krächzen, faſt bellen wie kleine Hunde. Ich höre das Jammergeſchrei aus den Vogelneſtern, darin Wieſel und Marder ihren Raub begehen; ich höre den leiſen Tritt des Fuchſes. Ich ſehe wiederum die Hirſchkuh mit ihrer Kitze kommen; jetzt ſcheuche ich ſie nicht mehr. Vor mir ſteht's wie geſchrieben: Menſch! du biſt Nichts, nein, weniger als ein Thier, wenn Mordgier deine Luſt iſt. Das Thier mordet nur um ſeinen Fraß zu erhaſchen; der Menſch aber mordet, weil ihm Morden eine Luſt iſt. Menſch! du biſt weniger als ein Thier. — So wirbelt ſich Alles vor mir die lange bange Nacht — Ich ſehe den Morgen mit wachenden Augen herbeikommen. Zuerſt ein leiſes, fahles Dämmern und mit ihm einige Sonnenſtrahlen, immer deutlicher wird Alles. Ich höre endlich die Morgenglocke klingen und denke nur noch, wie ſie läuten wird, wenn man mein nacktes Gebein findet und begräbt. Ich war ergeben. Um die Baumwurzel hat ſich ein röthlicher Roſt gelegt, ſie tropft nicht mehr, ſo viel ich auch daran kaue und ſauge. Ein Igel raſchelt an mir vorüber, und ſein Kopf iſt wie ein Menſchenkopf! Wie lang habe ich kein Menſchenantlitz geſehen! Werde ich je eins wiederſehen? Da, plötzlich, ein Schuß knallt! Es ſtürzt und kollert Etwas, es rutſcht über die Felſen, es knackt und kniſtert

durch die Gebüsche, ein Hirsch stürzt herab und gerade auf mich los, sein Haupt liegt auf meiner Brust, er zuckt noch einmal und verendet auf meinem Leibe. Mein Gesicht ist blutbespritzt, und als ich die Augen abwische, sehe ich in die offenen gläsernen Augen, die nach mir schauen, so barmherzig und so vorwurfsvoll. So liege ich, das todte Thier auf mir, und kann es nicht abwälzen. Wohl eine Stunde liege ich so und denke: nun mußt du sterben, und vielleicht ist es das angeschossene Thier, das dich jetzt tödtet; wenn nur meine Kraft noch hält, bis der Jäger kommt, der das Wild geschossen: er muß einen großen Umweg machen, um hier in die Thalschlucht zu kommen . . . . Endlich und endlich höre ich Schritte. Sie halten inne, da ich zu schreien versuche. Der Jäger kommt näher, zieht mich unter dem blutenden Thier hervor und rettet mich.

Ich lag mehrere Wochen krank; mein Fuß wurde heil und auch die Hand hatte ich nur verstaucht, aber meine Stimme habe ich nicht wieder bekommen.

Ich habe meine gerichtliche Strafe im Gefängniß erleiden müssen, trotzdem ich sie schon ganz anders erlitten, und ärger als Menschen strafen können. Man hat mir gesagt, ich könnte Einsprache erheben oder um Gnade bitten, aber ich habe meine Strafe ohne Widerspruch angetreten. Es hat mir fast wohl gethan, auch vor den Menschen büßen zu können.

Auch meine Doppelflinte hatte man gefunden und mir gebracht; aber als ich wieder rüstig war, trug ich sie hinaus in die Dobelschlucht, jetzt nicht mehr zum

Jagen. Ich habe ſie dort begraben, es wird ſie kein Menſch mehr finden . . .“

So erzählte der Roſenwirth Philp, und die Nachbarn, als ſie fortgingen, drückten ihm ſtill die Hand, der Pfarrer aber ſaß noch lange bei ihm.

Der letzte Heimathstag eines Auswanderers.

Leb' wohl, du theures Land, das mich geboren,
Die Ehre ruft mich, ach, so fern von dir!
Und, ach, die süße Hoffnung ist verloren,
Die ich gehegt zu ruhen einst in dir!

Mit diesem zu ganz anderer Stimmung gesetzten Liede erwachte der Zimmermann Wolfgang — genannt Zimmerwolf — im Morgengrauen, und es war ihm, als hätte ihm Jemand im Traume das Lied vorgesungen.

„Die Ehre ruft mich, ach, so fern von dir!"

Ja, das paßte auf ihn, denn er war eben bereit über's Meer zu ziehen, nicht weil er schon ganz verarmt war, sondern weil er seine Verarmung vor sich sah; jetzt stand er noch in vollem Ansehen und mit diesem ging er.

Wolfgang war ein wohldenkender Mensch, der auf viele Dinge ein Augenmerk hatte und dem Manches zu Herzen ging, was er nicht laut werden ließ. „Die Ehre ruft mich, ach, so fern von dir!" so summte er nochmals mit geschlossenen Augen, aber innerlich wach vor sich hin. Jetzt richtete er sich auf und schaute zuerst in der Stube umher, wo sich beim fahlen Morgenlicht

die großen Kisten mit den schwarzen eisernen Reifen und Eckblechen unterscheiden ließen.

Die Stube war so weit und groß, denn nur wenige Stücke vom alten Hausrath waren noch da, welche die Käufer erst nach Abgang der Auswanderer an sich nehmen wollten. Wolfgang war's, als hörte er noch die Angebote der Steigerer, die vor wenigen Tagen hier laut geworden waren.

Auf der Streu neben ihm lagen seine Frau und seine acht Kinder. Einen seltsamen Glanz hatte besonders das Gesicht des jüngsten Kindes, eines Knaben von kaum zwei Jahren, der sein Händchen auf dem Munde der Mutter liegen hatte, als wollte er es ihr zum Kusse hinreichen und jeden Klageton damit zurückdrängen.

Alle schliefen ruhig. Wolfgang erinnerte sich, daß er nur in kurzen Absätzen geschlafen hatte, denn wenn die Kisten gepackt um das Bett herum stehen, da ist es als ob auch die Ruhe mit hineingelegt wäre; die Seele wandert schon mit dem Gepäck, das nun bald auf unbekannten Wegen dahinrollen wird. Ist das nun schon bei kleinen Tagereisen, von denen es wieder eine Heimkehr giebt, wie viel mehr bei einer Reise über's Meer, beim Scheiden auf ewig.

Wolfgang war sonst ein starker und fester Mann, der das Augenmaß, dessen er bei seinem Handwerk bedurfte, auch in allen Lebensverhältnissen zur richtigen Anwendung brachte; im Leben wie in seinem Handwerk gab es nichts, was ihm Schwindel machte, er war allezeit fest, wo es galt, die Balken zum Bau

zuſammenzufügen, aber heute war er gar ſeltſam bewegt; er konnte das nicht bewältigen, und ehrlich geſtanden, er wollte es auch nicht. Wolfgang hatte ſeine Eltern begraben und zwei Kinder und er ließ immer den Schmerz vollauf walten, denn er wußte, daß eine unterdrückte Trauer, eine durch Zerſtreuung verſcheuchte, um ſo bitterer wiederkehrt, er gab ſich daher immer dem Schmerz völlig hin; er machte es dabei, wie wenn er ſich verwundet und geritzt hatte, er drückte das Blut noch aus, und dann heilte die Wunde um ſo ſchneller.

Es iſt bei allem Schmerz und Unglück nichts unpaſſender und wirkungsloſer, als wenn man dem Betroffenen zuruft: beruhige dich doch, nimm dich zuſammen, bedenke, das Unglück könnte noch ſo und ſo ſein, und darum ſei zufrieden. Das iſt fruchtlos und fordert den Betroffenen zu einer Abwehr und Vertheidigung auf, die aus dem Kummer heraus um ſo ſchmerzlicher iſt, weil man dabei um ſo verlaſſener vor ſich ſelbſt und undankbar und ſchwach vor den Theilnehmenden erſcheint.

Weit heilſamer iſt es, wenn der Theilnehmende bekennt: du haſt Recht, daß du jammerſt und trauerſt, thue dir keinen Zwang an, jedes Ding hat ſein Recht, der heutige Tag und der morgige aber auch. — Das iſt dann ein Zuſpruch, der aufhilft.

Wolfgang richtete ſich auf, und als er die Thür in die Hand nahm, öffnete ſeine Frau die Augen und ſagte leiſe: „O Wolfgang, das iſt die letzte Nachtruhe daheim.“

„Du hast Recht," erwiderte Wolfgang in gleichem Ton, „aber bleib noch ruhig, du hast's heute doppelt nöthig, daß du deinem Schlaf keinen Abbruch thust, und weck' die Kinder nicht und denk', wir bleiben ja mit Gottes Hülfe bei einander." Er öffnete die Thür und ging hinaus. Vor der Thür aber stand er seltsamerweise still. Dieses eigenthümliche Schättern der Stubenschnalle, wie sie jetzt in den Riegel fiel, das war ein Ton, der ihm auf einmal seine ganze Kindheit vorzauberte. Wie oft hatte er diesen Ton gehört und unter wie viel tausenderlei Verhältnissen, wenn Vater und Mutter aus- und eingingen, und Befreundete kamen und er selbst. Plötzlich stand die Zeit vor ihm, da er zum Erstenmal die Stubenschnalle aufmachen konnte, als er sich streckte und mit dem kleinen Händchen hinaufreichte; aber er konnte nur mit der linken Hand die Klinke herabdrücken, lange nicht mit der rechten, und sonderbarerweise war sein Lebenlang die linke die gewandtere Hand geblieben.

Ja, das Klinken der elterlichen Stubenthür hat etwas gar Seltsames, es ist wie ein still verborgener Glockenton im Gemüthe, den Niemand anders kennt und versteht, und tausend vergessene Geschichten wachen davon auf. Und hier die Schwelle! Wie oft war Wolfgang als Kind darüber gestolpert und besonders über eine Astwurzel, die jetzt noch nicht ausgetreten war.

Hätte sich aber unser Wolfgang überall so lang aufgehalten als bei der Thürklinke und Schwelle, er wäre sein Leben lang nicht zum Auswandern gekommen. Nun ging er rasch die Treppe hinab und durch

das Dorf. Alles ſchlief noch, nur die Schwalben zwitſcherten auf den Dachgeſimſen, die Hähne krähten aus den Häuſern und die Vögel ſangen auf den Bäumen und die Thiere brummten in den Ställen.

Wie ein abgeſchiedner Geiſt, der ungeſehen wieder heimkehrt, derweil Alles im Schlaf liegt, ſo wanderte Wolfgang durch das Dorf. An manchem Haus blickte er länger hinauf, er hatte es ſelber mit aufgerichtet; es erzählte von Mühen und Sorgen, aber auch von fröhlichem Maienſetzen.

Jetzt war er draußen auf dem Feld, da eben die Sonne in Purpurpracht am Himmel ſtand und Lerchen, die man nicht ſah, in der Luft jubelten, als ſänge die Morgenröthe hell und laut. Unwillkürlich hob Wolfgang ſeinen Hut und ſtarrte hinaus und hinauf: Iſt denn die Welt ſo ſchön — und wieviel tauſend und tauſendmal vergißt man's!"

Er wußte nicht was er dachte und empfand, aber ſeine Seele war in der Welt und die Welt in ihm.

In einem tiefen Fahrgeleiſe am Wege trippelte eine Lerche lange Zeit vor ihm her, als fürchte ſie ihn gar nicht, als ſcheue ſie nicht vor ihm; denn es giebt Augenblicke, wo die Natur das andächtige Herz des in ihr Wandelnden zu fühlen ſcheint, und der Menſch iſt nicht mehr der gefürchtete Feind der Thiere, ſondern ihr vertrauter Genoſſe, der mit ihnen theilt die Herrlichkeit der Erde. Das iſt die Zeit der Verheißung, die die Propheten in heiligen Stunden geſchaut und die noch immer über Menſchen kommt in ungeahnten heiligen Augenblicken.

Jetzt aber war Wolfgang auf seinem Acker. Wie oft hatte er ihn umgepflügt, darauf gesäet und geerntet, und nun stand die Saat in voller Pracht und in ihm sprach es: „Dank dir, o Erde, du gabst mir meines Leibes Nahrung. Sei gesegnet und gieb Anderen, die dich jetzt ihr eigen nennen, die treue Frucht, daß sie sich ihres Daseins freuen. Seid gesegnet, seid gesegnet, ihr Fluren meiner Heimat auf immerdar!"

Er grub eine Scholle auf aus seinem Acker und wickelte sie in ein Tuch. Er wollte sie in der fernen Welt zum Angedenken haben. Er wollte sie ausstreuen auf seinem Ackerfeld in der neuen Heimath.

Lange saß dann Wolfgang auf dem Bauholz bei den Linden, wo er so oft und Jahrelang Axt und Beil geführt. Der Tag wurde lauter, die Morgenglocke tönte und Wolfgang saß still und ließ Farbe, Licht und Ton in sich einziehen. Und immer wieder holte er tief Athem, als könnte er nicht genug die Luft der Heimath trinken. Er pflückte sich einen blühenden Lindenzweig vom Baum und steckte ihn auf den Hut, und nun kehrte er wieder ins Dorf zurück. Er mußte stundenlang im Feld gewesen sein, denn im Dorf war bereits Alles lebhaft. Bei Jedem blieb Wolfgang stehen und sprach mit ihm, alle Heimathsangehörigen waren ihm jetzt nahe Freunde geworden, es gab keinen Unterschied mehr. Beim Küfer Matthes blieb er am längsten, denn der hatte seine Kuh gekauft. Er streichelte das Thier noch einmal, und mit dem frischen Klee im Maul glotzte ihn das Thier still an, dann aber fraß es wieder ungestört weiter. Es schien jetzt behaglicher

zu leben in der Genoſſenſchaft, als früher in der Einſamkeit.

Im Elternhaus fand Wolfgang ſchon Frau und Kinder wach und in ihren amerikaniſchen Kleidern. Beſonders die Knaben freuten ſich ſehr mit ihren grauen Hüten und grünen Bändern, und baten den Vater, daß ſie dieſe den ganzen Tag aufbehalten dürften, während die Mutter geſagt hatte, daß die guten Kleider nach der Kirche wieder eingepackt würden. Das älteſte Mädchen, das die Morgenſuppe auftrug, hatte verweinte Augen. Der Vater ermahnte die Kinder nochmals, daß ſie auf der Reiſe recht folgſam ſein, ſich immer an die Mutter halten, und nicht zerſtreuen ſollten, ja, er drohte den Knaben: wer nicht gut thäte, werde auf dem Schiff hoch oben an dem Maſt in ein Seil gebunden, und bekäme nichts zu eſſen als ein Stück Wallfiſch.

Vater und Mutter ſahen einander oft lächelnd an, da ſie hörten, welche fabelhaften Dinge ſich die Kinder von Amerika einbildeten. Der älteſte Knabe wollte ſich eine Doppelflinte anſchaffen und einen Bären zähmen und ihn in den Wagen ſpannen, und das zweite Mädchen wollte ſich einen Taubenſchlag voll Truthühner anſchaffen, und auf einem Vogel Strauß ſpaziren reiten. Der zweite Knabe weinte, weil ihm ſeine Geſchwiſter Alles wegnähmen und ihm gar nichts ließen von den Gegenſtänden — der Einbildung. Dieſer Streit wurde leicht geſchlichtet, aber des ganzen väterlichen Anſehens bedurfte es, um einen andern gegenwärtigen beizulegen.

Jedes Kind hatte für die Reise seinen eigenen Löffel bekommen, und da es Streit gab, da Jedes den schönsten haben wollte, mußte der Vater mit einem Messer Nummern darauf kritzeln, damit Jedes den seinigen kenne.

Jetzt läutete es zur Kirche, und Eltern und Kinder machten sich gemeinsam auf den Weg.

Die Gespielen riefen auf dem Wege den Kindern, sie möchten mit ihnen gehen, aber die Kinder hielten sich getreulich um die Mutter, und diese konnte fast nicht vorwärts kommen, bis die Kinder zu Zwei und Zwei geordnet, Hand in Hand voraus gingen.

Natürlich hatte man unterwegs manches Lob und auch Mitleid zu hören über die braven armen Kinder, die schon so weit fort müßten, und die Kinder thaten ganz stolz und wichtig in ihren neuen weiten Kleidern; denn sie waren heute Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und das merken Kinder bald und haben's gern.

In der Kirche, als die Orgel erklang und der Gesang ertönte, hielt Wolfgang sich den Hut vor das Gesicht; es hatte ihn noch Niemand weinen gesehen, und jetzt wußte er nicht wie es kam, Thränen rannen ihm über die Wangen; bald aber schaute er auf und verlor sich in tausenderlei Erinnerungen und Vorstellungen. Er wäre keine Minute erschrocken, ja hätte es ganz natürlich gefunden, wenn plötzlich Vater und Mutter und alle Verstorbenen dagewesen wären; ja er meinte, sie müßten da sein, und sein unsteter Blick suchte sie.

Der Pfarrer predigte über die Allgegenwart Gottes, und es war wohlthuend da er ausführte, wie es eine Tröſtung ſei, zu wiſſen, daß fern über'm Weltmeer Menſchen leben, die gleich denken mit uns, deren Gedanken ſich zu uns wenden, wie wir zu ihnen; das gäbe ein Bild und eine Ahnung von der Einheit der Menſchheitsfamilie. Zuletzt ſprach er ein Gebet für Diejenigen, die jetzt von unſerem leiblichen Auge ſcheiden, die aber mit uns ſind und ſein werden im Geiſt des Allgegenwärtigen, und der ſchöne Spruch, der allzeit wiederkehrt, beim Neugeborenen, wie am offnen Grabe des Entſchlafenen, als ein feſter Gruß beim Willkommen und beim Scheiden, der traf heute das Herz aller Zuhörer und mit ſtummen Lippen ſprachen ſie ihn nach: „Der Herr ſegne dich und behüte dich, der Herr laſſe ſein Antlitz dir leuchten und ſei dir gnädig, der Herr erhebe ſein Antlitz über dich und gebe dir Frieden. Amen!“ Amen! ſprachen Alle und manche Stimme zitterte, beſonders aber die Wolfgang's und ſeiner Frau. Der Pfarrer hatte dieſe nicht genannt, aber es machte ihnen das Herz übervoll, da ſie ſahen und hörten, wie jetzt die beſten Wünſche Aller ſich über ſie ergoſſen.

Als die Kirche zu Ende war, wartete Wolfgang an der Thür auf ſeine Frau, er faßte ſie an der Hand, ſchickte die Kinder heim und ging mit ihr zum Pfarrer.

„Es iſt mir wie damals, wo wir zum Pfarrer gegangen ſind, uns zur Trauung anzuſagen,“ bemerkte die Frau, als ſie am Pfarrhauſe klingelten.

Wolfgang nickte ſtill.

Beim Pfarrer ſagte er, wie er es nie vergeſſen werde, daß Er und die ganze Gemeinde für ihn um den Segen gebetet, und entſchuldigte ſich, daß er nicht zur Nachmittagskirche komme, es ſei noch mancherlei zu beſorgen und er habe nun auf ewig Abſchied genommen von dem Hauſe, wo er es gelernt habe und ſo oft daran erinnert worden ſei, was es heiße, ein Menſch zu ſein.

Der Pfarrer überreichte nun Wolfgang einen amtlich beglaubigten Auszug aus dem Kirchenbuche, worin Name und Geburtsjahr der Kinder Wolfgangs verzeichnet war.

Ungeſchickterweiſe zog Wolfgang ſeinen Beutel und wollte dieſe Mühwaltung bezahlen. Der Pfarrer aber wehrte dem ab und ſagte: „Gebt das, was Ihr mir zugedacht, dem erſten armen Landsmann, der Euch in der neuen Welt begegnet.“

„Meine Hand darauf!“ ſagte Wolfgang, dieſe ausſtreckend, und fuhr dann fort: „Leben Sie wohl und Gott vergelte Ihnen Alles, was Sie an uns gethan, und wenn das Kreuz auf dem Grab meiner Eltern einmal verwittert, laſſen Sie mich's nur wiſſen, ich will's gern bezahlen. Ich will ſo bald es mir gut geht ein eiſernes machen laſſen.“

Auch der Frau reichte der Pfarrer die Hand, aber ſie ſprach kein Wort und weinte nur immer. Der Pfarrer gab ihnen noch das Geleite bis vor das Haus.

Die Frau weinte und ſagte dabei: „Man ſieht jetzt erſt, wenn man von ihnen fort muß, wie gut die Menſchen gegen Einen ſind.“

„Jetzt ist's genug," sagte Wolfgang, als er mit seiner Frau auf dem Heimweg war, „jetzt ist's genug geweint und getrauert, und nun ist's vorbei. Wir sind schon auf der Reise, und jetzt muß man die Augen offen haben zu was Andrem. Komm nur heim, ich habe einen Matrosenhunger und die Kinder werden warten."

„Ja heim, das ist kein Heim mehr," wollte die Frau sagen, aber sie schluckte es hinab, mit ihren Thränen.

Mit seinem eigenen Hunger ebensowohl als mit dem unruhigen Warten der Kinder hatte Wolfgang Recht gehabt. Die Eltern fanden Händel vor, die sie schlichten mußten, denn der graue Hut des Zweitjüngsten war in eine Pfütze gefallen, und er behauptete, der Aeltere habe ihn gestoßen und wollte nun dessen Hut dafür haben, obgleich er ihm zu groß war. Ein einfaches Fingeraufheben Wolfgang's stellte die Ruhe her. Er duldete es nicht, daß die Mutter dem Zweitjüngsten eine Mütze gab, denn es hatte sich herausgestellt, daß er gelogen. Der Knabe mußte nun den ganzen Tag mit dem fleckigen Hut umhergehen; er sollte die Folgen dessen tragen, was er gethan, und Wolfgang that sehr wohl, schon früh und in kleinen Dingen daran zu gewöhnen. Bei Tisch wurde Wein getrunken, was sonst noch nie im Hause geschehen war, und jedes Kind durfte einen Schluck aus dem Glase des Vaters trinken.

Die Redseligkeit der Kinder erheiterte die Eltern bald, und nach Tisch kamen die Nachbarn und

Verwandten und die Leute, denen das Geſchirr gehörte, von dem man heute noch gegeſſen hatte.

Die Frau ließ ſich's nicht nehmen, das Geſchirr wohlgeſcheuert abzugeben, und ſie wollte faſt weinen, als ihr Geſchirr, das ſie ſo lange gehandhabt hatte, fortgetragen wurde, bis Wolfgang ſagte: „Willſt ein Pfännle machen? Guck, dein linker Mundwinkel ſieht grad aus wie das Schnäuzle an deinem braunen Milchtopf. Wenn du mir jetzt gleich lachſt, ſchaff' ich dir drüben ein halbes Regiment davon an, und ich ruhe nicht, bis wir ſo viel Kühe haben, daß du alle Töpfe in Einem Tage voll melken kannſt; und ein Butterfaß ſchaff' ich dir an, das muß ſo breit ſein wie die Rentmeiſterin, wenn ſie ſechs Unterröcke anhat und noch einen geſteiften Rock obendrauf."

Die Frau lachte in der That, und jetzt wünſchte ſie ſich, wenn's nur gleich in der nächſten Viertelſtunde fortginge; daß es noch bis Mitternacht daure — ſie wiſſe nicht, wie ſie das aushalten könne.

Wolfgang überließ ſeine Frau den andern Weibern und ging mit einigen Kameraden das Dorf hinauf. Die Kinder wurden in die Nachmittagskirche geſchickt. Als dieſe zu Ende war, ſaß Wolfgang bei einer Anzahl von Männern auf dem Mäuerchen am Rathhausbrunnen; man rauchte, man ſchwatzte und gähnte, oft aber war Alles ſchweigſam, und das fiel heute Wolfgang zum Erſtenmal auf. Er dachte vor ſich hin: wenn du einſt einſam biſt, denke daran, daß man bei einander auch nicht viel von einander gehabt hat; aber freilich, es iſt doch anders, wenn man's haben könnte, als wenn ....

„Wer geht mit einen Schoppen trinken?“ hieß es endlich, und faſt der ganze Trupp ſammelte ſich im Wirthshaus. Man ſaß hier nicht lange beiſammen, als eine Nachricht den größten Theil der Anweſenden und auch Wolfgang auf die Straße führte und hinaus an's äußerſte Ende des Dorfes; denn die alte Margareth hatte einen Brief von ihrem Sohn aus Amerika bekommen.

Die alte Margareth ſaß auf der Bank vor ihrem Haus und hatte einen braungelben Briefumſchlag, der rothgekreidelt und fünffach beſiegelt war, in der Hand. Viele Männer und Frauen umſtanden ſie: „Da kommt der Wolfgang, der kann beſſer leſen!“ hieß es. Wolfgang erhielt den blaulinirten Bogen und las:

„Herzliebe Mutter mein!

Wie ich verſprochen, will ich dir ſchreiben wie es bei mir geht, ſeitdem ich von dir Abſchied genommen habe; wenn ich daran denke, ſpüre ich noch immer einen Stich im Leibe, und ich meine immer, es kann gar nicht ſein, daß wir gar ſo weit von einander ſind, aber ich ſehe ſchon, daß du weinſt, wenn ich davon anfange, und darum mache ich einen Hops, aber nicht wie damals, wo ich in die Kalkgrube gefallen bin und faſt verbrannt wäre. Jetzt bin ich aber über einen viel größeren Graben und dein Sprüchwort hat Recht: man ſoll nicht Hopſa! ſchreien, ehe man über'm Graben iſt. Kannſt dich darauf verlaſſen, ehe ein Jahr vergeht, ſchicke ich dir ein Brieflein mit Etwas darin, daß du auch zu mir kommen mußt, aber vergiß ja nicht, daß du deine Kaffeemühle auch mit-

bringſt. Laß ſie friſch wetzen. Du ſollſt mir alle Tage Kaffee kochen und ich will dir folgen, will's machen wie du, ich will ihn auch in die Untertaſſe ſchütten; ich ſeh' dich vor mir, wie du das Schälchen in der linken Hand haſt und den linken Ellbogen auf die rechte Hand ſtützeſt und blaſeſt; du ſollſt mir künftig auch den Zucker nicht ſparen, und ihn nicht in den Mund nehmen, nein, fünf Stück in jede Taſſe, aber keine ſo kleine wie Erbſen, nein, wie rechtſchaffene Hühnereier. Haſt du denn deine Hühner noch alle, und legt die gelbe Pocklerin noch? Sag' ihr einen ſchönen Gruß. Ja Mutter, ich bin luſtig und darum ſchreibe ich dir, und ich habe dir nicht geſchrieben, weil ich es nicht geweſen bin. Jetzt aber, du ſollteſt nur ſehen wie ich ausſehe. Sie heißen mich nur den geſunden Schwaben. Man ſpottet in der Welt viel über die Schwaben, aber man hat ſie doch überall gern. Es iſt nicht uneben, was mir einmal ein ſtudirter Landsmann geſagt hat: Wenn ein Schwab ganz für ſich allein iſt und nieſ't, ſagt er ſich ſelber: zur Geſundheit. Ich thue das jetzt auch. Es iſt mir aber auch ſchlecht gegangen. Ich habe gar arg am Heimweh gelitten, und ich ſage umgekehrt wie daheim: wenn eine Brücke über's Meer wäre, es wären auch ſchon Viele wieder heim; aber jetzt bin ich zufrieden. Ich ſtehe hier in Arbeit, man muß hier gar viel arbeiten, aber das Eſſen und der Verdienſt iſt auch gut. Es geht hier Einem wie beim Einpflanzen der Kohlſetzlinge in's Krautland: in den erſten Tagen ſind ſie lahm und welk, und man meint ſie kommen nicht auf, bis ſie

einmal tüchtig eingeregnet ſind, und ſie werden mit der Zeit tüchtige Krautköpfe; ich hab' jetzt auch ſo einen Krautkopf.

Wenn noch Andere herüber kommen, möchte ich ihnen guten Rath geben: daß ſie ſich nicht als grüne Deutſche, wie man hier die neuen Einwanderer heißt, vergaloppiren. Kleider und beſonders Schuhwerk mitbringen iſt gut und vortheilhaft, weil das Alles hier theuer iſt und auch ſchlecht gemacht wird, nur für den Schein auf den Kauf. Handwerkszeug und Feldgeräth aber kann man nicht viel brauchen, weil das hier ganz anders iſt. Wenn man ein bischen Engliſch kann, kommt man auch viel beſſer fort. Beim Ueberfahrtsvertrag muß man ſich immer hineinſchreiben laſſen, wieviel man bezahlt hat, ſonſt wird man nochmals angeſchmiert. Unterwegs muß man ſehr aufpaſſen, um nicht den Zug zu verſäumen, es ſind Zwei von uns zurückgeblieben und haben beſonders zahlen müſſen.

In Bremen da haben ſich Viele noch luſtig gemacht, ſie haben das Heimweh vertrinken wollen, aber das kommt viel ſchwerer, wenn man's ſo wegſchwemmen will. Der alte Schneiderlorenz hat in Einem Mittag zwei Gulden verthan und hat dabei immer geſchrieen: in der neuen Welt gilt das alte Geld nicht mehr. Jetzt iſt er Lumpenſortirer in einer Papiermühle und hat kein altes und kein neues Geld. In den letzten Tagen drüben bin ich auch herumgelaufen wie wenn ich halb ſchlafen thäte, und doch muß man da gerade am meiſten aufpaſſen, wenn man ſein bischen Sach nicht verlieren will. Im Auswanderungshaus in Bremerhaven

haben wir's gut gehabt, ich kann nicht anders ſagen; aber es glaubt kein Menſch wie lang Einem die Zeit wird, wenn man gar nichts anzufangen weiß, und ſie ſprechen dort ein Deutſch, das iſt ſo gut wie Wälſch. Jetzt wirſt aber lachen, Mutter, ich hab' von des Matheſen Agath von Lauterbach ſtricken gelernt, und das iſt mir gut bekommen in mancherlei Art; die Kappe iſt noch nicht ganz fertig, wird's aber; ihr ſollet, will's Gott, zur Hochzeit kommen. Jetzt will ich euch aber weiter ſagen, wie es uns ergangen iſt. Beim jüngſten Tag kann kein größeres Durcheinander ſein, als wenn man mitſammen zuerſt auf's Schiff kommt, und Anfangs iſt es grad als wär's unmöglich, daß man da bei einander ſein kann. Es iſt wie wenn man noch beim Heimfahren vom Markt auf einen geſteckt beſetzten Wagen voller Menſchen kommt. Alles ſchreit: du kannſt nicht herein, du haſt keinen Platz mehr! und wenn man ſich doch eindrängt, glaubt man, man erſtickt; aber wenn der Wagen zwanzig Schritt gefahren iſt, da ſchüttelt ſich's doch wieder zuſammen und man findet, daß doch noch wohl Platz da iſt, wenn Einem auch der Fuß ein bischen pelzig wird. Immer Drei und Drei müſſen bei einander wohnen in einem Kaſten, und das heißt man eine Koje. Am beſten iſt's, wenn man in einem kleinen Kiſtchen das Nöthigſte hat, was man unterwegs braucht, denn das Hauptgepäck wird in das untere Schiff verpackt und das kriegt man nicht zu ſehen bis man anlandet, und das dauert lang. Ja Mutter, ſo auf dem Schiff merkt man doch, daß man gar verwöhnt iſt, und ſich noch nicht genug mit

Wenig zu behelfen weiß. Ich hab' gemeint, ich hätt's auf meiner Wanderschaft gelernt, aber es hat doch nicht ausgereicht. Und wenn Einem dann so das Land aus den Augen schwindet, dann kommt Einem auch etwas Salzwasser in die Augen. Und wie die Matrosen hinaufgeklettert sind und haben die Segel gelöst, da hat der Schneiderlorenz zu mir gesagt: das ist auch ein saures Brod — und jetzt hat er ein noch saureres. Ihr werdet mich auslachen, Mutter, aber ich bleibe doch dabei: das beste auf dem Schiff ist die Seekrankheit; das ist eine weise Einrichtung Gottes, die hilft hinüber über alles Heimdenken, und da liegt man und weiß gar nichts mehr von sich, und möcht' am liebsten sterben. Erst nach und nach kommt's Einem wieder bei, daß man doch noch etwas von der Welt weiß und will, und ich habe mir gar seltsame Gedanken gemacht, warum man sich denn so viel abplagt um das bischen Leben, um die paar Jahre, es ist nicht der Mühe werth; aber nach der Hand lernt man doch wieder, daß es wohl nöthig ist. Und glaubet mir, das Aergste auf dem Schiff ist eigentlich die lange Zeit die man hat. Wie froh bin ich da gewesen, daß ich hab' Stricken gelernt, ich hab' mich auslachen lassen, aber es ist mir doch gut bekommen. Die Lützenhardter Bettelleut', die die Regierung hinübergeschickt hat, die waren am lustigsten, die haben gegeigt und Clarinett geblasen, die haben nie so ordentliche Kost gehabt. Und unser Schiffsbrod war doch so hart wie Stein, daß es Viele zu Pulver zerklopft haben, um es mit ein bischen Seewasser (denn süßes Wasser bekommt man nicht viel)

hinunter zu bringen. Der brave Lehrer von Horklingen hat ein bischen Englisch verstanden, und er hat unentgeltlich eine regelmäßige Schul' unter uns errichten wollen, daß wir's Alle lernen. Ein paar Tage ist's gegangen, und wir haben ihm die Worte nachgesprochen wie in der Schul', aber da haben die Schelme Alles verdorben, nur ich und noch Zwei aus dem Hessischen sind beim Lehrer verblieben und jetzt kommt mir's gut, daß ich ein bischen Englisch kann.

Wir sind die ganze Zeit mit gutem Wind gefahren, aber Mutter, wenn's endlich heißt: Land! und man sieht einen dunklen Streifen weit, weit ihr — könnet euch nicht denken wie's da ist, da merkt man's erst, wie lieb man den Boden gehabt, und einen Stein thät' man küssen wie den besten Freund.

Und wenn man dann festen Boden unter sich hat — man meint, es könnte gar nicht wahr sein.

Ich habe an diesem Briefe schon vor vier Wochen geschrieben, und schreibe heute weiter und lege euch heute auch gleich ein Goldstück bei, ihr werdet es unter dem Siegel finden.

Mit der Ueberfahrt von Bremen aus haben wir 42 Tage gebraucht und sind im Ganzen zufrieden gewesen.

Am schwersten ist's, wenn man hier an's Land kommt; da sitzt ein Jeder auf seinem Koffer und hat Angst, daß er selber mit dem Koffer gestohlen wird, denn das ist ein Räubervolk, das da auf Einen hereinkommt, und die wissen zu schmeicheln und zu heucheln, daß man meinen sollt', man hätte lauter frisch aus-

gekrochene Engel vor sich, aber es ist ein Räubergesindel. Drum soll sich nur Jeder an die deutsche Gesellschaft halten, das sind wohlthätige Männer, die unentgeltlich das Beste rathen, und wer hierher kommt, soll sich nur gleich vornehmen, jede Arbeit zu thun die ihm vorkommt; man muß auch oft aus seinem gewohnten Gewerbe auswandern, bis man wieder zu ihm heimkommt. Ich habe sechs Wochen helfen Straßen pflastern, bis ich meinen jetzigen Platz bekommen habe, aber das ist schön: wenn man hier zu Land rechtschaffen ist, bekommt man Credit, und kann mit Nichts zu Etwas kommen; ich bin jetzt auf dem Weg. Am besten gefällt mir, daß es hier zu Land die größte Ehre ist, wenn einer von sich sagen kann: Ich bin von geringer Herkunft und hab's zu Etwas gebracht. Geburtsstolz giebts hier gar nicht.

Wenn ihr mir schreibet, so machet den Brief nicht frei, sonst bleibt er liegen, und siegelt nicht mit Siegellack, sondern mit Oblaten, sonst kleben die Briefe im Packe zusammen und werden zerrissen; und wenn der Zimmermann Wolfgang hierher kommt, soll er mich nur gleich aufsuchen oder mir es vom Schiff aus sagen lassen, dann komme ich zu ihm. Er soll sich auch, sobald er auf dem Schiff ist, gleich dazu anschicken, dem Schiffszimmerer zu helfen, da giebt es immer zu thun und er hat keine lange Zeit und verdient noch was.

Ein gutes Wort habe ich vorlängst in dem Meeting gehört und das hat so geheißen: Deutschland ist unser Vaterland, Amerika ist unser Kinderland. Mutter, ihr müsset eben bald nach eurem Kinderland.

Es ist hier Alles ganz anders als bei uns daheim. Die Kartoffeln werden mit dem Pflug nachgesetzt und so bearbeitet den Sommer über, und auch mit dem Pflug herausgethan. Die Frucht wird mit der Sense abgemäht, die ist besonders dazu gemacht und legt die Frucht schön hin. Zwei Stunden Weges schlägt man hier so wenig an, als bei uns daheim eine Viertelstunde. Ich will Keinem zurathen, Deutschland zu verlassen; aber wenn Eines zu mir kommt, will ich ihm thun, was ich kann, und das soll nur ein Jeder denken, daß man hier ohne Arbeit nichts bekommt. Ich habe hier schon stärker gearbeitet, als bei uns daheim. Die Metzger tragen hier beim Fleischverkauf weiße Hemden über den Kleidern.

Wirthshaussitzen, Spielen und Trinken ist hier fast gar nicht. Der Amerikaner kommt in den Barroom, fordert einen Trunk Welschkornbranntwein oder Bier oder Wein, zahlt, trinkt und geht. Zeit ist hier das beste Baargeld.

Die Amerikaner sind gar häuslich und dabei auch sehr reinlich. Wer schmutzig daher geht, ist gewiß ein Deutscher oder ein Irländer; auf Weißzeug hält man hier besonders viel, und ganz vornehme Leute putzen sich auch ihre Kleider und Stiefel jeden Morgen und Menschen im schwarzen Frack spalten ihr Holz. Ich habe auch viele Bauern gesehen, die ihr Korn zu Markt führen und auf ihrem Wagen die Zeitung lesen. Das geschieht hier überhaupt sehr viel. Und wie die Menschen freier behandelt werden und doch folgen, so ist's hier auch mit den Thieren, man sieht hier fast gar

keine Peitsche und keinen Sporn; überhaupt ist es ein gutes Zeichen, daß man hier die Thiere nicht abrackert, im Gegentheil ganz gut behandelt, das thun eben nur freie Menschen.

Nun habe ich aber genug geschrieben.

Nun, liebe Mutter, sage ich Euch von Herzen Lebewohl. Haltet Euch nur gesund und wohlauf, daß ich Euch noch lange bei mir haben kann.

Verbleibe Euer David.

Milwaukie im Staate Wisconsin, Schillerstraße Nr. 12."

Wolfgang hatte den Brief gelesen und die Mutter hatte immer weinend zugehört. Jetzt ging er wieder mit seinen Genossen in das Dorf. Es war ihm seltsam zu Muthe, noch hier eine so treue Kunde aus seiner neuen Heimath vernommen zu haben. Es war wie eine entgegengebotene Hand, die sich ihm aus der Ferne darreichte und die Weichheit, die ihn trotz allen Vorsatzes doch nicht verlassen hatte, verwandelte sich endlich in Muth und entschlossene Festigkeit. Er bedurfte deren noch, denn zu Hause fand er seine Frau wiederum in Thränen, aber er ließ sie gewähren; hatte er sich bekannt, daß jeder Schmerz sein Recht haben müsse, so ließ er das auch bei Anderen gelten. Die Mutter hatte die Kinder gezwungen, daß sie sich noch am hellen Tag nieder legen mußten, damit sie in der Nacht leichter wach zu erhalten seien. Aber die Kinder waren voll Unruhe in der Kammer und als der Vater kam,

ſchrien ſie Alle, er möge ſie erlöſen. Er befahl ihnen — um das Anſehen der Mutter nicht zu beeinträchtigen — noch eine Weile zu ruhen, dann aber entließ er ſie ſcherzend.

Es zeigte ſich, daß noch Vieles zu ordnen und zu richten war, denn das bleibt immer: ſo lange man ſich auch zu einer Abfahrt rüſte, rückt endlich die Entſcheidungsſtunde heran, iſt doch noch manches zu richten und zu ordnen.

Wolfgang zog ſein Sonntagskleid aus und er war wie ein Fremder, als er im Werktagskleide wieder im Dorf erſchien.

Es war in der Dämmerung, als Wolfgang, der ſich heute überall bemerkt wußte, davon ſchlich und auf Umwegen nach dem Friedhof ging.

Es iſt ein alter Glaube, daß man ſein Gedächtniß verliere, wenn man viele Grabſchriften leſe und dieſer Glaube hat allerdings eine wahre, wenn auch nicht wunderbare Bedeutung. Wer ſich zuviel mit Abgeſchiedenem und Vergangenem beſchäftigt und es ſich einprägt, dem ſchwindet das, was er im täglichen Leben zur Erinnerung braucht.

Wolfgang ſchwindelte es von den vielen Vorſtorbenen, von denen er hier las, und endlich ſchritt er ohne Aufmerkſamkeit an den vielen Kreuzen vorüber und blieb vor denen ſeiner Eltern und ſeiner beiden Kinder ſtehen. Die Abendglocke läutete, er zog den Hut und faltete ſtill die Hände.

Und als er jetzt zum Letztenmal heimwärts ging, fiel ihm wieder das Wort ein, das er in dem Briefe

Davids gelesen hatte. „Deutschland unser Vaterland, Amerika unser Kinderland!“ Die da aufgewachsen sind in Deutschland, finden selten ihr wahres und volles Gedeihen in der neuen Welt, es sind Wurzeln der Erinnerung ausgerissen und abgehackt, an denen man allezeit krankt: die Kinder aber gedeihen in der neuen Heimath, sie finden eine solche in ihr. Fahrwohl, o Vaterland, nimm uns auf, o Kinderland!

Es war schon Nacht, als der Wagen mit den Auswanderungsgenossen aus dem Nachbardorf ankam. Die Kisten wurden aufgepackt, und es war der letzte Liebesdienst, den die Nachbarn thaten, daß sie Wolfgang trotz seines Sträubens dabei nicht Hand anlegen ließen. Die Kinder schliefen wieder und erwachten kaum, als man sie endlich auf den Wagen brachte.

Die Frau hatte den Aberglauben, daß es Unglück bringe, wenn man beim Ausgehen, nachdem man schon Abschied genommen, nochmals zurückkehrt; darum sagte sie, um dem vorzubeugen, immerfort: ich habe gewiß noch was vergessen, ich komme noch einmal. Und als man endlich doch fortging, sagte sie dasselbe noch und nahm keinen Abschied vom Hause.

Als Alles schon zur Abfahrt bereit war, sprang Wolfgang nochmals die Treppe hinauf, öffnete die Stubenthüre und machte sie wiederum zu und horchte auf das Klinken der Stubenschnalle. „Zum Letztenmal,“ sagte er dann vor sich hin und sprang die Treppe hinab, aber mit einer eigenen stillen Andacht machte er zuletzt auch noch vorher die Hausthür zu; dann zog er mit den Seinen von dannen.

Als man durch das ſchlafende Dorf hinausfuhr und die Eltern hinter dem Wagen drein gingen, als ob ſie ihrer eigenen Vergangenheit das Geleite gäben, ſang der Nachtwächter:

Hört ihr Herren und laßt euch ſagen,
Unſere Glock' hat Eins geſchlagen:
Ein Gott iſt nur in der Welt,
Dem ſei Alles heimgeſtellt. —

Am Morgen, als man ſchon weit entfernt war von der Heimath, ſah Wolfgang auf ſeiner großen Kiſte einen Kranz liegen: den hatten ihm die Nachbarn ungeſehen hingelegt; er nahm ihn auf und ſagte ſeinen Kindern, daß ſie ihm einſt dieſen Kranz aus der Heimath in's Grab legen ſollten in der fremden Erde.

Denkmale Kaiſer Joſephs.

Wenn man Kaiſer Joſeph ſagt, ſo weiß Jedermann, daß damit Joſeph II. von Deutſchland gemeint iſt, der im vergangenen Jahrhundert in Wien gelebt hat, und es iſt nicht ſein geringſter Ruhm, daß er gar keinen Beinamen hat, nicht der Große, nicht der Gütige, nicht der Einzige, nicht der Gerechte, daß man nur Kaiſer Joſeph zu ſagen hat und Jedermann weiß, wer damit gemeint iſt.

In Wien außerhalb der Burg iſt ein ſchöner freier Platz, darauf iſt das eherne Bild Kaiſer Joſeph's, wie er zu Pferde ſitzt, aufgeſtellt.

Leider hat ihn der Bildhauer in altrömiſche Tracht verkleidet, ſo daß wenig davon geblieben iſt, wie er leibte und lebte; aber doch hat man in kaum vergangenen Jahren ſeiner gedacht und das Volk hat nicht umſonſt im Jahre 1848 dem Standbild des Kaiſers die ſchwarzrothgoldene Fahne in die Hand gegeben. Er lebt noch in treuem Angedenken und ſollte in eherner Fauſt das Banner tragen zur Einheit und Freiheit des deutſchen Vaterlandes, das nun wieder — abgenommen iſt.

Der Gevattersmann hat einen Freund, der nie am Joſephsplatz vorübergeht, ohne vor dem Standbilde des Kaiſers ehrerbietig den Hut abzuziehen. Andere, die das

bemerkten, forſchten nach dieſer Sonderbarkeit und ſpöttelten zum Theil darüber; der Mann aber erklärte ihnen:

„Es giebt keine ſchönere Freude, als mit ganzer Seele und ganzer Kraft zu lieben, oder noch beſſer, zu verehren; denn Verehrung iſt Liebe zu einem Höheren, das uns doch wiederum ſo nahe iſt, daß wir ihm uns traulich hingeben dürfen. Könnte man die Freude der Verehrung nur oft im Leben haben! Wir können leider oft nur dadurch zeigen, wem wir Verehrung zollen, indem wir vor laut Geprieſenem ſchweigen; aber da, wo ſie uns gegeben iſt, darf man ſich nicht ſcheuen, ihr den Ausdruck zu verleihen und es iſt das jetzt doppelte Pflicht, weil ſoviel Lüge, Heuchelei und Knechtſinn, ſoviel befohlene Empfindung ſich als freie innere Neigung breit macht. Es giebt viele Menſchen in der Geſchichte, deren Thaten wir bewundern, wir ſtaunen über die Fülle ihrer Kraft; aber achten, lieben und verehren können wir nur diejenigen, bei denen wir den willenskräftigen und ſittlichen Beweggrund ihrer Handlungen ſehen, und ſolcher Menſchen giebt es wenige. Die uneigennützigſte Liebe und Verehrung aber iſt die zu einem Verſtorbenen. Kann ich von dem Kaiſer hier noch Etwas wollen? Kann er mir aus ſeiner ehernen Fauſt eine Gnade ſpenden? Ich will nichts, als im Seingedenken mein oft verzweifelndes Herz erbauen. Ich danke ihm in Andacht für ſeine unabläſſig bewährte Liebe und Rechtſchaffenheit; und das ſollte jeder thun, um ſeinen Glauben an dieſe Tugenden immer wieder aufzurichten und im eigenen Herzen friſch zu erwecken. Das Andenken der Männer, in denen ſich die Menſchenhoheit lebendig geoffenbart hat, iſt das beſte Erbe, das

wir aus der Vergangenheit und der Geſchichte überkommen, und es giebt Namen, die ſind ſo feſt und ewig wie die Sterne am Himmel; wenn man auf offener See nicht mehr weiß, in welcher Weltgegend man iſt, ſo findet man ſeinen Weg auf Erden nach den Sternen am Himmel.

Freilich könnt ihr ſagen: wozu brauchſt du bei dieſem Andenken den Hut abzuziehen? du kannſt ja deine innerſte Verehrung ebenſo in Gedanken hegen? Ich will das nicht beſtreiten. Aber nehmt alle Gebräuche, alle äußeren Bezeichnungen aus dem Leben und aus der Religion — die nur die heilige Faſſung des Lebens iſt — hinweg, und ihr habt nichts als eine kahle Oede, eine Zuſammenhangloſigkeit und babyloniſche Sprachverwirrung, wo Keiner mehr Wort und Zeichen des Andern verſteht. Tauſendmal übt man eine Gewohnheit, einen eingeſetzten Gebrauch, ohne ſich des Gedankens, der damit ausgedrückt werden ſoll, zu erinnern; aber hat man dieſen nur Einmal erkannt, ſo durchſtrömt bei jeder Uebung ein ruhiger Segen, ein Gefühl des Genügens und der Sättigung das Gemüth, ſo wenig man das auch jedesmal klar weiß. Darum möchte ich, daß alle Kinder, die hier vorübergehen, an eine Ehrenbezeugung gewöhnt würden; denn gute Gewohnheiten erſetzen oft gute Grundſätze, oder vielmehr ſie machen ſie zur Naturanlage und erwecken mit der Zeit durch Aufmerkſamkeit und Nachdenken den weiſen Grund ihres Beſtehens."

„Stellſt du aber Kaiſer Joſeph nicht zu hoch?" fragte einer der Zuhörer.

„Mit nichten. Mein Kaiſer Joſeph war ein wohl-

denkender und reinempfindender, war nicht nur ein braver, sondern auch ein rechtschaffener Mensch."

„Welchen Unterschied machst du denn zwischen brav und rechtschaffen?"

„Brav ist derjenige, der seine überkommene und übernommene Pflicht, wie es die gewohnte Ordnung erheischt, regelmäßig und treu erfüllt. Rechtschaffen aber ist derjenige, der noch außerdem das Rechte schafft, der neue Pflichten sich aufsucht und auferlegt, über die gewohnte Ordnung hinaus noch Neues und zwar das Rechte zu schaffen trachtet. Rechtschaffen in der vollsten Bedeutung des Wortes war Kaiser Joseph; und das ist das Beste, was man sagen kann und ihm doppelt anzurechnen, weil er sich von vielen Vorurtheilen und Gewöhnungen loszumachen hatte. Es ist kein geringes Lob, daß selbst Friedrich der Große von Preußen seine Bewunderung darüber aussprechen mußte wie Joseph: „an einem bigotten Hofe aufgewachsen, in Prunk erzogen, mit Weihrauch genährt und dennoch freisinnig, so einfach in seinen Sitten und bescheiden war. —"

„Ist es aber nicht," fragte einer der Zuhörer, „ist es nicht ein Beweis von den Mängeln Kaiser Joseph's, daß von seinen Thaten nur wenig verblieben ist und uns zu lebendigem Dank auffordert?"

„Freilich," war die Antwort, „hatte Kaiser Joseph große und leicht erkennbare Mängel; das hindert aber nicht die Verehrung vor ihm. Er hatte Fehler und Mängel, die der allgemeinen und beständigen Menschennatur und auch solche, die der Natur seiner Zeit angehören; aber er bewahrte und errang Tugenden durch

freie persönliche Bewährung und manches Gute ward nach ihm Josephinisch genannt. Es giebt Niemand, in dem sich nicht die Mangelhaftigkeit der Menschennatur erkennen läßt; das Vollkommene ist der Gedanke Gottes allein. Der Hauptfehler Kaiser Joseph's war, daß er auf Tugend und Einsicht der Menschen baute, während doch diese beiden im Laufe der Zeit so verkehrt geworden waren; er aber blieb seinem Wahlspruch getreu: „durch Tugend und Beispiel" zu regieren. Er wollte das Edle, das Reine, und als Menschenfreund scheute er zurück vor den harten Mitteln, welche die Durchführung seiner menschenfreundlichen Absichten zur Zeit noch erheischte. Es war ein schweres Wort Friedrichs des Großen, als er sagte: Joseph II. thue immer den zweiten Schritt, ehe er den ersten gethan. In der That verfehlte und übersah Joseph die Grundlagen, die zuerst gegeben sein mußten, bevor er die Ausführung seiner Plane verwirklichen konnte. Noch auf seinem Sterbebett, als ihm sein Arzt Quarin offen bekennen mußte, daß keine Genesung mehr zu hoffen sei, am 5. Februar 1790 sprach Joseph: „Ich vermisse den Thron nicht, fühle mich ruhig, nur etwas gekränkt, durch so viele Lebensplage so wenig Glückliche und so viele Undankbare gemacht zu haben." — Das aber ist ihm gelungen, was er als Hoffnung an van Swieten schrieb: „das Diadem mit der Liebe des Volkes zu zieren." Ja, wenn man eine Inschrift auf dieses Denkmal hier setzte, so müßte man die Worte wählen, die sich bei jenem Joseph in Aegypten finden: 1. Buch Moses Cap. 42, Vers 8:

„Und Joseph erkannte seine Brüder, sie aber erkannten ihn nicht.“

* * *

Der Freund ging mit seinem Genossen nach dem Augarten, den Kaiser Joseph mit der minder wohlgewählten als wohlwollenden Aufschrift versehen: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer.“

Es war am 1. Mai, dem Tage, der noch heute die fröhlichen Wiener im Augarten versammelt und die Frühlingsfeier unwillkürlich zur Gedächtnißfeier für Kaiser Joseph macht. In diesem Garten hatte sich der Kaiser oft mit Leutseligkeit unter sein Volk gemischt, denn er hatte ja gegen den eiteln Hochmuth und die Abschließung der sogenannten höheren Stände oft geäußert: „Wenn ich nur mit meinen Standesgenossen verkehren wollte, bliebe mir nichts übrig, als in die Gruft der Kapuzinerkirche hinabzusteigen und daselbst meine Tage zu verbringen.“

In einem abgelegenen Laubengang wurden hier, während rings sich Viele gedankenlos tummelten, manche Thatsachen von der Leutseligkeit und Menschenliebe Kaiser Joseph's erzählt und wie er in Jeglichem gern den Bruder erkannte; aber auch die Mängel wurden unverhohlen ausgesprochen und wenn auch nicht ohne scherzhafte Einleitung zogen die Rückkehrenden in stiller Nacht den Hut ab vor dem Denkmale Kaiser Joseph's.

Der Gevattersmann erzählt diese Geschichten gern und versetzt sich in die Zeit, als wäre er dabei gewesen; an der einen Geschichte hat er ein besonderes Familienerbe.

1. Die Kaiserfurche.

Es war gegen Ende Auguſt des Jahres 1769, als Joſeph im offenen Wagen durch das Land Mähren auf der Straße von Brünn nach Wiſchau fuhr. Seine Wange war geröthet und ſein blaues Auge erglänzte hell beim Aufſchauen nach dem Himmel, wie beim Ausſchauen nach den fernen blauen Bergen, und wieder ruhte ſein Blick freudig auf den Feldern am Wege. Ein großer Theil der Ernte war eingebracht, und ſchon begann man da und dort den Boden auf's Neue umzupflügen. Da ſagte der Kaiſer zu dem neben ihm ſitzenden Staatskanzler Fürſten Kaunitz:

„Sonderbar! Wenn ich die braunen Schollen der nährenden Erde betrachte, werde ich andächtiger als beim Ueberſchauen der wogenden Saat; dieſe macht freudiger, aber jene denkender. Wie das wartet, ſtill und ſchmucklos, und Säfte aus der Luft und aus den Wolken einſaugt, um ſie dann dem Keime zuzuführen und ihn aufſprießen zu machen. . . . Dieſer Brodem, der dort aus der offenen Furche aufſteigt, weht mich an wie ein Athem aus dem Munde der Mutter Natur. . . . Wie jetzt Alles ſo hellfarbig iſt, wie die Menſchen, die die Thiere zu ihren Arbeitsgenoſſen gemacht, dort überall hin- und herziehen, und die Werkzeuge führen, welche die Welt neu beleben . . . Segen, Segen über

euch und euer Thun! . . . Wie müßte es sein, wenn man hoch oben vom Himmelszelt das Alles überschauen könnte, die Städte und Dörfer, die Wälder und Berge, die Menschen und Thiere, und hier unser Wagen, und da drin dieser Mensch hier, der jetzt noch lebt, noch athmet, den alle diese hier ringsum kennen und nennen, der sie gut und glücklich machen möchte, und doch nicht weiß, ob er kann. . . . Dort der Säemann, wie er so langsam schreitet und den Saamen streut! Die Natur ist treu und fest, sie giebt siebenfältig wieder, aber die Menschen, o die Menschen. . . ."

Der Kaiser ward still, auf seinem Antlitz schwebte ein Glanz und doch war es tief wehmüthig; er hatte die Arme auf der Brust fest übereinandergeschlungen und hätte sie doch so gern ausgebreitet, um Alle brüderlich an sein Herz zu schließen.

Lang saß der Kaiser still in sich versunken, sah nichts und hörte nichts von der Welt um ihn her. Plötzlich befahl er, daß man anhalte. Die schnaubenden Rosse standen still, und hinter dem Wagen des Kaisers hielten die seines ganzen Gefolges. Der Kaiser stieg aus. Ein alter Bauer pflügte mit zwei Pferden im Ackerfeld am Wege. Er hielt eine Strecke innerhalb desselben inne und starrte verwundert darein, als er so viele Wagen mit geputzten Herren hier auf der Straße halten sah. Der Kaiser rief ihm zu, er möge seine Furche nur zu Ende ziehen bis an den Weg. Auf einen Ruck am Leitseil schritten die Ackerpferde vorwärts, und bald stand der Bauer mit Pferd und Geschirr beim Kaiser. Noch kannte er ihn nicht, und

der Kaiſer winkte ſeiner Begleitung, ihn nicht zu verrathen.

„Wollt Ihr mir erlauben," fragte der Kaiſer, „daß ich Euch den Pflug abnehme und eine Furche ziehe?"

„Warum nicht?" ſagte der Bauer, „aber ich glaub' nicht, daß Er's kann: das ſieht ſich leicht an, will aber doch gelernt ſein."

„Es gilt den Verſuch," ſagte der Kaiſer und alle Umſtehenden ſahen ſtaunend, wie der Kaiſer die Pfluggabel in die Hand nahm und den Bauer erſuchte, ſeine Thiere anzutreiben. Dies geſchah, und die Schollen hoben ſich eine Strecke. Plötzlich aber hielt der Bauer inne und ſagte: „Halt! Er begreift das noch nicht recht. Er drückt den Pflug zu tief ein und bringt ſchlechten Lettenboden herauf, das verträgt der Acker nicht, der hat nur eine leichte Krume. Freilich, das hat Er nicht wiſſen können."

Der Kaiſer ſchaute vieldeutig lächelnd auf ſein Gefolge, er gab ihm damit zu verſtehen, was noch anderes auf ihn und ſein Reich Anwendbares damit geſagt ſein könne.

Und nun ging's wieder vorwärts, aber bald kam der Pflug aus dem Geleiſe. Der Kaiſer wollte ihn halten, wollte einlenken und eindrücken, aber die Pferde waren im Gang und der Pflug ſtrich, kaum eine Ritze machend, über die Stoppeln und ſchleppte den mit aller Kraft mühſelig anſtemmenden Kaiſer nach, bis wiederum inne gehalten wurde.

„Warum ſchreit Ihr ſo auf Eure Pferde hinein?" fragte der Kaiſer.

„Das muß ſein," lautete die Antwort. „Das Vieh ſchläft ein, wenn man's nicht immer merken läßt, daß Jemand hinter ihm drein iſt, der's weckt."

Dießmal lächelte der Kaiſer in ſich hinein, und auch Viele aus ſeiner Umgebung thaten es.

Der Kaiſer übergab dem Bauer den Pflug, und dieſer zeigte ihm nun, wie man nur die gleichmäßige Richtung halten müſſe, und daß die Pferde von ſelbſt die Hauptſache thun, und wie dieſe Arbeit, zumal heute, nachdem es in der vorigen Nacht geregnet hatte, faſt die leichteſte von allen Feldarbeiten ſei.

Bei der Wendung übernahm der Kaiſer nochmals den Pflug, und jetzt nickte der Bauer oft, und ſagte: „Er iſt gelehrig," denn der Kaiſer zog ebenmäßig die Furche von dem einen Ende des Ackers bis zum andern. Aber nicht ſowohl von der äußern Anſtrengung als von der zuſammengenommenen Aufmerkſamkeit, die eine innere Anſtrengung iſt, rann dem Kaiſer der Schweiß von der Stirn; er trocknete ihn ab und ſagte: „Das iſt der freudigſte Schweiß."

„Ja," lachte der Bauer, „wenn man's zum Spaß thut, kann's ſein, aber wenn man's das ganze Jahr thun muß, und noch dazu fünf Tage Robot für den Herrn, da geht's anders. Aber jetzt iſt's doch ſchön, jetzt hat doch auch einmal ein hoher Herr für mich gearbeitet. Darf ich nun fragen, wer Er iſt?"

„Später will ich's Euch ſelbſt ſagen," antwortete der Kaiſer, und er ließ ſich nun genau die Verhältniſſe der Hörigkeit auseinanderſetzen.

„Und weiß Er, guter Herr," fragte der Bauer

zuletzt, „was der größte Schaden ist, den der Fröhner leidet?“

„Daß er nie zur Selbständigkeit kommt, nie zu seiner freien Menschenwürde.“

„Da hat er über's Ziel hinausgeschossen,“ erwiderte der Bauer selbstzufrieden und pfiffig lächelnd, dann aber verfinsterten sich seine Mienen wieder, indem er fortfuhr: „Der größte Schaden ist nicht blos, daß man nicht zur rechten Zeit an die rechte Arbeit und an die eigene kommt, sondern noch mehr, daß man überhaupt gar nicht mehr dazu kommen kann: daß man durch Frohnen das Arbeiten verlernt. Man gewöhnt in der Frohne sich und sein Vieh und Geschirr an Scheinarbeit, an verdeckten Müßiggang; und wenn's dann an's eigene rechte Geschäft geht, kann man nicht mehr, das Vieh will nicht, und selber hat man auch verlernt, sich anzustrengen.“

Unwillkürlich sagte hierauf der Kaiser, daß er nicht ablassen wolle, bis er die Bauern frei gemacht habe.

Der Ackersmann merkte schon, daß er mit einem vornehmen Mann zu thun habe, und mit pfiffig schlauer Weise treuherzig polternd legte er nun alle Mißstände der Gutsherrnunterthänigkeit auseinander, und sagte zuletzt: „Er scheint mir ein großer Herr, wenn Er unsern guten Kaiser Joseph einmal sieht, berichť Er ihm doch das Alles.“

„Meint Ihr, daß der Kaiser helfen kann?“

„Nein, nicht ganz, aber doch ein gut Stück; er soll nur sich nicht irr und nicht abwendig machen lassen, wenn man ihm einreden will, daß das nicht geht.“

„Glaubt Ihr, daß man ihm abredet?“

„Rathet mir gut, aber rathet mir nicht ab, hat jene Braut gesagt. Das sollte der Kaiser bei seinen guten Vorsätzen auch so machen. Er ist ein Mensch nach dem Herzen Gottes, aber doch nur ein Mensch, und er hat verdorbenes Zugvieh und schlechtes Geschirr. Er ist zu gut, er meint: Jeder sei so wie er; aber das ist nicht. Er hält alle Menschen für Seinesgleichen, aber sie sind nicht Seinesgleichen. Sie verderben ihm seine Gutthaten, sobald er den Rücken wendet. Er kann ja nicht überall sein, aber Eines möcht' ich ihm noch sagen lassen: er sollte sich doch mehr schonen, daß wir recht lang, lang an ihm haben, und er soll nur scharf darauf losgehen. Morgen ist Montag, hat jener Bauer gesagt, und hat sein Heu am hellen Sonntag gemacht.“

„Ihr liebt also den Kaiser, trotzdem er noch wenig für Euch gethan?“

„Jedes Kind weiß, wie gutherzig er ist, und wenn ich einmal seine Hand küssen dürfte, ich hätte genug gelebt.“

Dem Kaiser standen Thränen in den Augen, er faßte die schwielige Hand des Bauern und sagte: „Ich bin Joseph, Euer Kaiser.“

„O barmherziger Gott!“ rief der Bauer und fiel in die Kniee und alle Anwesenden entblößten unwillkürlich das Haupt, ergriffen von der reinsten Offenbarung der Liebe zwischen Volk und Fürst.

„Steht auf,“ sagte der Kaiser, „man darf vor Niemand knieen als vor Gott, und Ihr selbst habt ja

gesagt, ich sei nur ein Mensch, wenn auch ein leidlich guter. Ja, lieber Mann, wie ich hier Eure Hand halte, so möchte ich die Hand Eures ganzen, vor Allen ehrenhaften Standes halten, und Euch sagen: bewahret mir Eure Liebe, wie ich Euch die meine, und helft mir, Euch glücklich machen, und mich durch Euch; und diese Furche, die ich hier gezogen, soll ein Sinnbild sein meiner Wohlachtung für Euern Stand und meines Dichtens und Trachtens für Euch. Gedenket mein, wenn ich auch nicht mehr bin."

„Nein," rief der Bauer, „unser Herrgott wird ein Wunder thun so Einem wie Ihr . . . wie unser . . . wie der Kaiser ist, so Einem muß er das Leben zehnfach verlängern zum Heil der Welt."

„Lebt wohl!" rief der Kaiser, dem Bauer nochmals die Hand schüttelnd; er konnte vor Rührung kein weiteres Wort hervorbringen, er schritt nach dem Wagen, stieg ein und — fort rasselte der ganze Zug.

Der Bauer stand auf seinem Acker und hielt die beiden Hände über dem Kopf ineinander gefaltet, als müsse er den schwindelnden halten; er wagte es lange nicht aufzuschauen, bis er endlich das blinkende Geschirr nur noch in der Ferne erschaute. Es war ihm wie den Erzvätern in der Bibel, denen im freien Feld eine Himmelserscheinung genaht war, und jetzt war Alles plötzlich wie früher: da die Pferde, der Pflug, der Acker, die Bäume, die Straße.

Erst als von den Nachbaräckern Andere herbeikamen, die von fern gesehen hatten, was geschehen war, wurde ihm Alles wieder erinnerlich. Und wie ein Traum

war's ihm, als er ſich von den Nachbarn in das Dorf zurückgeleiten ließ.

Hier erregte die Kunde von dem was geſchehen war, große Unruhe. Jeder rannte zum Nachbar und verkündete ihm, was ſich ereignet, und zuletzt wußte Niemand mehr wer es dem Andern zuerſt geſagt.

Alles lief hin und her, ja man vergaß eine Weile, daß jetzt Eſſenszeit ſei, es war wie wenn ein Wirbelwind plötzlich Alles aus dem Geleiſe gebracht hätte.

Indeß auf jede noch ſo hochgehende Aufregung folgt Ermüdung und Abkühlung.

Die Stube des alten Bauern, der Wenzel hieß und einer der Geſcheiteſten im Dorfe war, füllte ſich mit Männern und Frauen, und hätten ſie nicht ſelber geſehen, wie der Kaiſer mit ſeinem Gefolge durch das Dorf gefahren war und beſonders freundlich genickt hatte, ſie hätten wiederum Alles für Traum und Täuſchung gehalten.

Der Spaßmacher des Dorfes, man hieß ihn nur den Fineſſenſepperl, erweckte aber bald eine andere Stimmung.

„Hat dir denn der Kaiſer nichts geſchenkt?“ fragte er.

„Nein!“

„Tauſend Dukaten hätten ihm nichts geſchadet, er führt ja immer, wie man ſagt, eine große Kaſſe bei ſich; aber wenn du mit mir thuſt, will ich dir noch mehr als tauſend Dukaten verdienen helfen. Deine beiden Roſſe und deinen Pflug, und dich wie du da gehſt und ſtehſt, thue ich in einen Glaskaſten und laſſe dich in ganz Oeſterreich von Ort zu Ort für Geld

ſehen, und laſſe noch eine Tafel dazu malen, worauf der Kaiſer von Kopf bis Fuß in Gold und ſeine Hofleute in Tombak abgemalt ſind, und ein Lied will ich auch ſchon dazu drechſeln und das ſingen wir mit einander, und dann muß dich der Kaiſer adeln und du heißeſt Graf von Pflugfeld, und du bauſt dir ein Schloß und ich bin dein Hofnarr."

So ſuchte der Fineſſenſepperl Alles in's Spaßhafte zu ziehen, aber es gelang ihm nicht ganz.

Der Richter des Ortes, innerlich verdroſſen, daß nicht ihm dieſe Ehre widerfahren ſei, wollte doch auch ſein Theil davon haben und ſagte: „Das darf nicht verloren gehen, das muß feſt bleiben für unſern Ort, und daß ihr's wiſſet, ich bin der Erſte, der's geſagt hat: für dieſe Sache muß ein Denkzeichen geſtiftet werden. Laßt mich nur machen, ich werde euch ſchon morgen ſagen was. Und dann iſt unſer Ort der erſte im ganzen Kaiſerreich."

Dieſer Vorſchlag, ſo allgemein und unbeſtimmt er auch noch war, brachte doch eine gewiſſe Beruhigung über Alle; denn es giebt in der Unſtetigkeit oder in der Aufregung, die ein unverhofftes Ereigniß mit ſich führt, nichts Befriedigenderes, nichts was mehr beſchwichtigt, als die Ausſicht, daß man nun noch Etwas zu thun habe, wodurch man ſelbſtarbeitend das gleichſam zugeflogene Glück feſtbanne.

Wie ein Held, dem ein großer Sieg gelungen, ging Wenzel durch das Dorf, und bei aller Lobeserhebung und Bewunderung, die ihm ward, ſagte er ſeltſamer Weiſe immer: „Wenn ich nur wieder eſſen könnte! Ich

habe seit heute Morgen keinen Bissen über die Lippen gebracht, und ich meine, ich wäre jetzt für mein Leben lang satt und ich hätte mein letztes Brod gegessen und muß sterben."

Das gab sich indeß bald wieder, denn beim Pfarrer, zu dem jetzt Alles eilte, trank Wenzel ein Glas Wein auf das Wohl des Kaisers und gleich darauf stellte sich der natürliche Hunger wieder bei ihm ein, den er alsbald mit einem Halbpfund Käse und mit einem dreipfündigen Laib Brod stillte.

Bei dieser Thätigkeit hörte Wenzel nochmals zu, wie man Alles erzählte, und nahm es fast selbst für Wahrheit, als man hinzufügte: der Kaiser habe ihn aufgefordert, er möge ihn bald einmal in Wien besuchen.

Es war gut, daß alles dies am Samstag Nachmittag geschehen war, denn der Sonntag gab arbeitsledige Zeit, um Alles noch einmal zu besprechen.

Der Pfarrer im Dorf, ein aus dem Kloster entfernter Ordensgeistlicher, war eigentlich im Grund des Herzens dem Kaiser feind, denn dieser hatte durch Aufhebung von 700 Klöstern mit 36,000 Ordensleuten viele Gemüther gegen sich aufgeregt. Freilich blieben noch 1324 Klöster und darunter die reichsten, mit 27,000 Mönchen und Nonnen, aber das wurde ihm nicht zu gut gerechnet, vielmehr regte sich ein stiller und weitverbreiteter Aufruhr, weil Joseph alle geistlichen Verordnungen der vorgängigen Bestätigung durch die weltlichen Gerichte unterwarf, und so der geistlichen Herrschergewalt Einhalt that, andrerseits aber durch

Anerkennung jeder Religionsform aller Ausſchließlichkeit den Krieg erklärte.

Der Pfarrer durfte indeß überhaupt, und jetzt beſonders nicht, offen bekennen, wie er dem Kaiſer geſinnt ſei; vielmehr floß ſein Mund über von ſalbungsvollen Reden, wie ſehr er den Kaiſer verehre.

Nach der Kirche ſagte der Ortsrichter, daß der Gedanke von ihm ſei, in Wahrheit aber war er vom Pfarrer eingeflößt: man müſſe auf der Stelle, wo der Kaiſer gepflügt hatte, zum ewigen Andenken eine Capelle erbauen. Es iſt nicht zu bös gedacht, wenn man annimmt, daß der Pfarrer mit dieſem Vorſchlag die hochgehende Begeiſterung ſeiner Gemeinde in's Gegentheil zu verkehren hoffte; denn er wußte wohl, daß der Kaiſer ſolchen Huldigungen nicht hold war, und wenn er nun — wie zu erwarten ſtand — den Vorſchlag verwarf, ſo war damit das Andenken an ſeinen Edelſinn ausgelöſcht und dieſer in Ketzerei verwandelt.

Mit doppelter Emſigkeit wurde nun die Herbſtarbeit vollendet, denn die angeſehenſten Männer des Dorfes hatten ſich bereit erklärt, nach Wien zum Kaiſer zu gehen und ihm ihren Dank auszudrücken und zu erklären, was für ein Erinnerungszeichen ſie dafür ſtiften wollten.

Die Annahme, daß der Kaiſer den Wenzel erſucht habe, zu ihm nach Wien zu kommen, galt immer mehr als feſt und wahrheitsgetreu, und Wenzel wußte nichts dagegen zu thun. Manchmal wollte er Einrede erheben, aber er wurde bald mit ſeiner zu großen Beſcheidenheit zurückgewieſen, und wie das ſo geht, man läßt

ſich eine ruhmvolle Andichtung nach und nach gefallen und glaubt am Ende faſt ſelbſt daran.

Dennoch, als gegen Mitte Oktobers der vierſpännige Wagen mit der Deputation und in ihrer Mitte der Pflug, mit Bändern und Blumen geſchmückt, abfuhr, und als dabei Alles voll Jubel war, wie wenn der Wagen mit Dukaten beladen wieder zurückkommen müſſe, da war das Antlitz Wenzels, der doch als Held und Mittelpunkt von Allem galt, am wenigſten fröhlich; ja er ſah mißmuthig darein und die Anderen redeten ihm zu und erklärten ihm: das ſei das Bangen vor der großen Freude und Ehre, die ihm zu Theil werde, und er ſolle ſich doch ein Herz faſſen und ſein Glück recht und vollauf genießen.

Wenzel nickte ohne zu antworten, und wenn man überall, wo man einkehrte, ruhmredig erzählte, daß man vom Kaiſer beſchieden, zu ihm reiſe, war Wenzel allein ſtill dabei. Endlich, als man in Wagram anhielt und ſich noch einmal mit einem guten Trunk ſtärkte, weil man nun gleich geraden Weges in die Burg fahren wollte, widerrieth Wenzel dieſes und ſagte: man müſſe ſich zuerſt vom Hofmarſchall oder einem andern Bedienten anmelden laſſen. Dagegen wehrte ſich Alles, man wollte geraden Weges in die Burg fahren und hinauf zum Kaiſer.

Nun erklärte Wenzel mit Zittern, wie es nicht wahr ſei, daß ihn der Kaiſer zu ſich beordert habe; er habe ſich das ſo einreden laſſen, er ſelber habe es nie geſagt, und darum müſſe man ſich jetzt zuerſt anmelden laſſen und um eine Audienz bitten. Da ging

ein Schreien und Toben über den Wenzel los: „Du haſt uns Alle betrogen. Es iſt Alles nicht wahr. Jetzt zeigt es ſich, daß du ein Lügner und Erzſchelm biſt. Man darf dir gar nichts glauben.“ Der gute Mann, auf den noch vor einer Stunde Alle ſtolz waren, und ſich durch Zuthulichkeit beeiferten, ein möglichſt großes Theil ſeines Ruhmes zu gewinnen, der war jetzt auf einmal Gegenſtand der Verachtung und des Spottes, ja es wäre noch mehr geſchehen, wenn nicht der Richter Einhalt gethan hätte. Wenzel betheuerte unter Thränen, daß alles Uebrige wahr ſei, nur die Einladung nicht. Wieder wußte der Richter eine Aushülfe, denn er war einmal darauf verſeſſen, ſeinen großen Plan auszuführen und er erklärte: daß, wenn der Kaiſer auch nicht ausdrücklich eingeladen habe, es doch ſtillſchweigend geſchehen ſei, und im Gegentheil, er würde es noch beſſer aufnehmen, wenn er ſähe, daß man auch das verſtünde was er nicht geſagt habe.

Nun war wieder Ruhe und Friede und aller Ruhm fiel dem Richter zu; der war's ja, der den Kaiſer verſtanden hatte ohne dabei geweſen zu ſein, und nicht der dumme Wenzel. Was kann der wiſſen? Es iſt nur gut, daß der Kaiſer ſieht, wie nicht alle Bauern ſo dumm ſind, wie der Wenzel, daß es im Gegentheil auch noch geſcheite giebt.

So fuhren ſie nun mit erneuerter Freude und hochgeſchwellten Erwartungen der Hauptſtadt zu. Jeder wußte etwas beizutragen und ſich deſſen zu berühmen, daß er auch Theil habe an dem feinen Verſtändniß des Kaiſers, ja der Fineſſenſepperl ſagte, daß er ehrlich

bekennen müſſe, er habe dem Wenzel die Einladung eingeredet, denn er habe es ihm zutheilen wollen, daß er den geſcheiten Gedanken gehabt habe, jetzt aber nehme er ihn für ſich in Anſpruch.

Als man des Stephansthurmes anſichtig wurde, ſchwenkten Alle die Hüte und riefen dem Kaiſer ein Hoch! Nur Wenzel ſaß ſtill und faltete die Hände.

Richtig fuhr der vierſpännige Wagen durch das Burgthor, hielt an, und der Richter fragte die Wache: wo der Kaiſer ſei, ſie wollten ihn ſprechen. Dem Kaiſer ward der ſeltſame Aufzug bald gemeldet und er hieß die Bauern eintreten. Sie wurden in ein großes Zimmer geführt und eine Weile allein gelaſſen. Sie wagten es nicht, hier mit einander zu reden und zupften nur einander, und jetzt drängten ſie den Wenzel vor. Jetzt überließen ſie ihm wieder zuerſt die Ehre.

Wenzel ſchaute immer unter ſich, er meinte ſtets: er wäre in einer Wunderwelt, und der Boden müßte einſinken und die Decke einfallen. Auf ſeinem Acker hatte er frei und herzhaft mit dem Kaiſer geſprochen, aber hier — er ſpürte es, es ſteckte ihm wie ein Zapfen im Hals und der Hut zitterte ihm in der Hand, ſo feſt er auch die Krempe hielt.

Es öffnete ſich nicht Schloß noch Riegel, aus einem rothſammtnen Thürvorhange trat plötzlich der Kaiſer hervor.

„Grüß' euch Gott! Was wünſchet ihr?“ rief der Kaiſer zutraulich.

Keine Antwort. Von allen Seiten fühlte ſich Wenzel geſtoßen und gezupft. Das war aber noch nichts

gegen die Angſt, die ihm den Hals zuſchnürte, endlich ſtotterte er hervor: „Ich bin der Wenzel von Slawikowitz.“

„Und was iſt Euer Begehr?“

„Der Pflug ... Der Herr Kaiſer Majeſtät ...“

„Ich verſtehe Euch nicht. Was wünſcht Ihr? Redet ohne Furcht, ich liebe es, wenn man frei zu mir ſpricht. Setzt Euch hier, alter Mann, Ihr ſcheint mir müde.“

Wenzel ſetzte ſich auf den ſeidenüberzogenen gepolſterten Stuhl und ſeufzte ſchwer. Nun nahm der Richter das Wort und ſagte: „Das iſt der Mann, dem der Herr Kaiſer Majeſtät den Pflug abgenommen.“

„Ah!“ fiel der Kaiſer ein, „jetzt erinnere ich mich; verzeiht, daß ich Euch nicht alsbald erkannte.“

„O nein! nein!“ rief Wenzel, „das darf nicht ſein. Was hat der Kaiſer mich um Verzeihung zu bitten? Es iſt ja grundgütig, daß er noch daran denkt; wie ſoll er mich noch kennen, da ihm derzeit tauſend und tauſend Menſchen vorgekommen ſind?“

„Und nun,“ ſagte hierauf der Kaiſer. „Was iſt euer Wunſch? Was führt euch zu mir hierher?“

„Wir haben drunten auf unſerm Wagen,“ nahm der Richter wieder das Wort, „dem Herrn Kaiſer Majeſtät den Pflug hergebracht, dem ſo große Ehre geſchehen iſt.“

„Ich danke,“ erwiderte der Kaiſer, „aber fragt nur den Wenzel ſelber, ich bin ein Stümper in der Feldarbeit. Ich danke euch, ich erkenne euern freundlichen Sinn, wenn ich auch eure Gabe nicht annehmen kann.

Ich kann in meinen Staatsgeſchäften keinen Pflug brauchen. Wollte Gott, die Zeit der Verheißung wäre da, wo man alle Schwerter in Pflugſcharen verwandelt! Ihr müßt den Pflug wieder mitnehmen, er würde bei mir nur faulenzen und einroſten; aber ich danke euch für euren guten Willen. Ich erkenne ihn."

Der Kaiſer machte eine Bewegung als wollte er ſich wenden, da rief der Richter muthig:

„Wir haben noch eine Bitte. Der Herr Kaiſer Majeſtät wolle uns geſtatten, daß wir zum ewigen Andenken eine Kapelle auf dem Acker bauen, wo der Herr Kaiſer Majeſtät gepflügt hat!"

„Warum redet Ihr nicht, Wenzel? Ihr könnt es doch? Iſt das Euer Wunſch?"

„Nein, ich bin nicht ſo ... Der Plan geht von dem Herrn Pfarrer oder nein, von unſerm Richter da aus."

„Und ich," ſagte der Kaiſer, „mißbillige den Plan durchaus, ſei er nun von eurem Pfarrer oder eurem Richter. Ihr guten Leuten, zu welchen Irrthümern laßt ihr euch verleiten! Saget eurem Pfarrer, daß er euch um ein paar tauſend Jahre zurück und zu Heiden verwandelt. Eine Ackerfrucht, die die Bedürftigen nähren ſollte, als Opfer auf dem Altar aufgehen laſſen, das iſt echtes Heidenthum; aber einen Acker beſtellen, daß Gottes Segen treu darin walte, daß die Halme aufſprießen und Sonne und Regen trinken und die Menſchen nähren: das iſt ein Gottesdienſt, dem keiner gleichkommt, das iſt die Arbeit, der heiligen Natur dienend, ihr helfend, fördernd, daß ſie die Segensfrucht

hervorbringe. Was wollt ihr dieſem Fleck Erde ſeine heilige, von Gott geſetzte Beſtimmung rauben? Ihr könnt ja beten in eurer Kirche und könnt beten auf eurem Felde, und das beſte Gebet iſt ein redliches Denken und ein rechtſchaffen Handeln; welche Gebräuche dabei ſein mögen, das iſt Nebenſache. Nein, der Acker ſoll bleiben und Frucht tragen für kommende Geſchlechter, wenn ich nicht mehr bin und wiederum zu Staub geworden iſt, was vom Staube genommen. Und ihr lieben Leute, ihr ſollt mir kein Zeichen ſtellen an den Acker, daß man ihn kenne. Laßt mich dünken, daß ich eine Furche gezogen durch mein ganzes ſchönes Land, daß die reife Frucht der Menſchenliebe, der Wohlthätigkeit und Friedfertigkeit zur Sättigung Aller, die deren bedürfen, daraus hervorſprieße. O könnte ich nur auch den Boden des Denkens neu beſtellen. Aber ihr hattet Unrecht, Wenzel: ich habe freilich den Pflug zu tief eingedrückt, daß ſchlechter Boden heraufgekommen iſt, aber noch nicht tief genug, denn tief unterm ſchlechten Boden liegt wiederum fruchtreicher, ausgeruhter; ich fürchte nur, ich bin zu ſchwach, meine Hand iſt nicht kräftig genug, ihn heraufzubringen. Genug, ihr lieben Leute, thue Jeder auf ſeinem Acker ſeine Pflicht, und das andere ſei Gott befohlen; aber das ſage ich euch noch einmal: kein Zeichen, kein Merkmal, Nichts. Behaltet es in Erinnerung, nicht wie und wo, ſondern einzig, daß ich eure Thätigkeit ehre und hochhalte und euch gerne helfen möchte, Allen in meinem ganzen Reiche. Nehmt den Pflug nur wieder mit und laßt ihn fleißig ſein bis er ſtumpf iſt und, wie wir, in eine

neue Schmiede kommt. Nochmals meinen Dank, ihr guten Leute. Hier noch einmal meine Hand, Wenzel. Denkt an mich wie ich an Euch! Lebt wohl! Gott befohlen."

Und verschwunden war der Kaiser wiederum hinter dem Vorhang. —

Ehe die Bauern die Burg verließen, wurden sie auf Befehl des Kaisers mit Speise und Trank bewirthet, aber es war wiederum seltsam, es mundete Niemand als dem Wenzel; und so oft er ein Glas von dem heißblütigen Vöslauer an den Mund führte, schaute er sich um, als grüßte er Jemand und dann trank er mäßig und bedächtig.

Die Heimfahrt war nicht so fröhlich als der Auszug, nur die Wangen Wenzels brannten wie die eines Jünglings am Hochzeitmorgen.

Man brachte den Pflug wieder zurück und er wurde wenig geachtet wie Wenzel auch, ja man spöttelte über diesen und nannte ihn den alten Kaiserpflüger.

Im Dorf sagte man erst leise und heimlich, dann aber immer lauter, der Kaiser sei ein Gottesleugner und Religionsverächter; er habe gesagt: man brauche gar keine Kirche und man solle nur seine neue Heilige verehren und die heiße Natur und die steht doch in keinem Kalender.

Es läßt sich leicht errathen, aus welcher Quelle diese Meinungen und Reden kamen.

Nur Wenzel betete jeden Morgen für den Kaiser; und als gegen Ende Februars 1790 die Nachricht vom Tode des Kaisers kam und allerlei Gerüchte darüber

gingen, sagte Wenzel: „Es ist dummes Geschwätz, daß dem Kaiser an Leib und Leben ein Leid geschehen sei. Er ist in anderer Weise vergiftet worden, aber mit keinem Gift, das man aus der Apotheke bekommt, sondern aus den Herzen der Menschen, und dieses Gift heißt: Undank und Verleumdung. Man hat ihm sein gutes großes Herz gekränkt und er hat da und dort widerrufen, was er in bester Absicht wollte, weil er Niemand kränken mochte, aber ihn kränkten Alle und so ist er gestorben."

Wenige Monate nach dem Tode des Kaisers begrub man auch den Kaiserpflüger Wenzel.

* * *

Die Nachwelt hat es doch nicht dabei gelassen, daß die That des Kaisers, die aus anspruchloser Herzensregung hervorgegangen, ohne Denkmal blieb; auf der Straße zwischen Austerlitz und Raußnitz ist am Wege ein Denkmal errichtet zur Erinnerung an das Pflügen Kaiser Joseph's. Die Furche aber, die er gezogen durch das Herz des Volkes, ist nirgends mehr äußerlich kenntlich und dennoch wird sie Frucht bringen zum Heile des Vaterlandes und der Menschheit.

2. Der Kuß des Kaiſers.

„Der Kaiſer kommt morgen durch unſern Ort,“ ſagte eines Abends nach dem gemeinſamen Nachtgebete der jüdiſche Gemeindevorſteher Iſaak zu dem Rabbinen. Dieſer kraute behaglich in ſeinem langen weißen Barte, der ihm bis auf die Bruſt herabhing und murmelte vor ſich hin: „Geſegnet ſei er!“ „Amen!“ fuhr Iſaak fort. „Aber wir ſollten doch etwas veranſtalten, ihn zu begrüßen. Es thut Jedem, und wenn er noch ſo hoch ſteht, wohl, wenn er ſieht, wie man ihn in Wahrheit liebt; und gerade weil uns vom Amt nichts befohlen und nichts angeſagt iſt, muß der Kaiſer ſehen, daß es von freien Stücken geſchieht. Der Pfarrer und der Ortsrichter, Männer und Frauen und Kinder gehen ihm entgegen und ſie haben draußen an der Gemarkung eine Ehrenpforte gebaut. Ich kann's nicht wagen, den Vorſchlag zu machen, daß wir auch dabei ſein dürften, aus zwei Gründen nicht, denn erſtlich, weiß ich im Voraus, ſie weiſen uns ab . . .“

„Dann könnt Ihr den zweiten Grund in Rauch hängen!“ ſagte der Gemeindediener, Tobias Heubauch genannt, weil er der Sage nach einſt, um ſich ein Anſehen zu geben, ſich mit Heu ausgefüttert hatte, verſteht ſich nur äußerlich. Alles lachte nur leiſe, denn man wagte es nicht laut im Beiſein des ehrwürdigen

und ſtrengen Rabbinen, den noch Niemand hatte lachen ſehen. Auch der Vorſteher lächelte und fuhr fort:

„Und wenn ſie's uns auch gewähren würden, wer wollte dabei ſein, wo man nichts als Schimpf und Spott auszuſtehen hat? Was ſollen wir nun machen?“

Der Rabbine faßte den Zipfel ſeines Bartes feſt in die Fauſt; das war ein Zeichen, daß er reden wollte und Alle hörten ſtill zu da er begann:

„Die Gemeinde kommt morgen früh in Feiertagskleidern in die Synagoge und dann wird ſich Alles zeigen.“

Der Rabbine ſchlug ein großes Buch auf und legte die rechte Hand hinein, zum Zeichen, daß die Gemeinde ſich entfernen ſollte. Denn er wollte jetzt wieder ſeine gewöhnliche Thätigkeit fortſetzen, die nur in abwechſelndem Beten und Studiren beſtand.

Am andern Morgen ging Keiner mit ſeinem Querſack über Land, denn heute war ein Feſttag. In der Synagoge an der öſtlichen Wand war Tobias beſchäftigt, den Geſetzesrollen, die hier ſtanden, ſammtne und brokatne Umhüllungen zu geben. An je zwei Doppelſtäben ſind hier die großen Pergamente zuſammengerollt; denn es iſt alte Satzung, daß das Geſetz Moſis nicht aus einem gedruckten Buche, ſondern aus geſchriebenen Pergamentrollen in der Synagoge vorgeleſen wird, und dieſe Rollen kommen nie hinaus in das freie Sonnenlicht, außer an dem Tage, da unter Geſängen und Gebeten von einer Familie eine neue Geſetzesrolle in die Synagoge geſtifet wird.

Nachdem mehrere Pſalmen abgeſungen waren, wurden

die Rollen alleſammt hinausgetragen auf die Straße; dort ſtellten ſich die Träger auf, in ihrer Mitte der Rabbine, deſſen Geſetzesrolle an den obern Enden der Stäbe mit flimmernden ſilbernen Kronen geſchmückt war. Auch die ganze Gemeinde ſtellte ſich auf, hier im Innern des Dorfes, als bereits die Glocken von der Kirche zu läuten begannen, verkündend, daß die kaiſerlichen Wagen an der Gemarkung angelangt waren.

Auf der Freitreppe am Hauſe des Gemeindevorſtehers Iſaak, das der Synagoge gegenüber lag, hatten ſich die jüdiſchen Frauen und Mädchen verſammelt; Eine ſuchte ſich hinter der Andern zu verſtecken, um nicht geſehen zu werden, und dennoch wiederum drängte ſich Jede vor, um gut zu ſehen.

Ein Hochrufen, aus dem beſonders die hellen Kinderſtimmen hervorklangen, ward vernehmbar. Jetzt kam ein Wagen mit zwei Männern in glänzenden Uniformen; er raſſelte vorüber, ehe man noch Zeit hatte, den Mund aufzuthun. Es entſtand ein bedauerliches Murren, daß der Kaiſer ſo ſtolz und zornig vorüber geraſſelt ſei und nicht einmal gegrüßt habe, und man ſtritt eben noch darüber, ob der zur rechten oder der zur linken Seite der Kaiſer geweſen ſei, als wiederum ein Wagen nahte. Aber jetzt ganz langſam und im Schritt. Nein, das war der Kaiſer, und der Rabbine hob die Geſetzesrollen hoch und betete mit lauter Stimme und die ganze Gemeinde ſprach ihm nach:

„Gelobt ſeiſt du Jehovah unſer Gott, König der Welt, der von Seiner Majeſtät Theil gegeben hat einem Menſchen von Fleiſch und Blut!“

Der Kaiser ließ still halten und sich diese in ebräischer Sprache gesprochenen Worte, die ein vorgeschriebener Segensspruch beim Anblick eines Fürsten sind, in's Deutsche übersetzen. Er nickte zufrieden und sagte dann:

„Ich muß es auch Euch sagen, daß ich diese Ehrenbezeigungen nicht liebe; ich reise durch mein Land, um euch arbeiten zu sehen, nicht um euch zum Müßiggehen zu veranlassen. Freilich, ihr Juden habt noch wenig nutzbringende Gewerbe, obgleich ich euren Kleinhandel nicht so verwerfe, wie Andere thun: er belebt den Verkehr. Aber ihr sollt euch dran halten, mehr stetige, minder auf List und Trug abgesehene Thätigkeit zu erwerben. Meine Gesetze sollen euch darin schützen. Daß Jeder nach seiner Façon selig werde, darüber kann ich keine Bestimmungen treffen, aber ich will, daß Jeder nach seiner Fähigkeit glücklich werde; dafür will ich sorgen nach Kräften und ich habe auch an euch gedacht. Ihr habt viele Jahrhunderte Schmach und Elend erduldet, das soll nun ein Ende haben, in meinen Landen wenigstens; ihr sollt mir dann auf keinen Messias mehr hoffen, als auf den redlichen Lohn redlicher Arbeit."

Der Kaiser ließ sich nun die Beschaffenheit der Gesetzesrollen erklären und wiederholte nochmals, daß er keinen bürgerlichen Unterschied wegen Glaubensansichten bestehen lassen wolle.

„Ist es wahr," fragte er dann den Rabbinen, „daß ihr euch noch für das auserwählte Volk haltet und alle Anderen geringschätzet, weil sie nicht eures Glaubens sind?"

„Hoher Herr!“ erwiderte der Rabbi, „unſer Geſetz iſt nur für den verbindlich, der als Jude geboren iſt; wir ſuchen nie einen Andern zu bekehren. Wäre es nun nicht vernunftwidrig und gottesläſterlich, wenn wir Einen geringſchätzen wollten, der ſeinem eigenen Geſetze nachlebt und unſeres nicht will, das auch ihn nicht will?“

Der Kaiſer nickte zufrieden und ſagte: „Ich liebe die Treue, ſie iſt die höchſte Tugend. Ihr habt ſie unter tauſendjährigen Martern bewährt.“

Schon war er im Begriff, das Zeichen zum Aufbruch zu geben, als bei einer Wendung ſein Blick auf die Freitreppe und die verſammelten Frauen und Mädchen fiel. Er ſtieg aus, und auf die Treppe zuſchreitend ſagte er: „Und ihr, habt ihr kein Wort und kein Zeichen der Huldigung für mich?“

Es läßt ſich nicht beſchreiben, welch ein Gedränge auf der Treppe war bei dieſer Anrede. Viele drängten in's Haus hinein und überſtürzten einander; Andere fielen gerade auf den Boden nieder und verſteckten ſich und wieder Andere verhüllten mit den Schürzen ihr Angeſicht. Nur ein Mädchen, das jetzt zuvorderſt ſtand, blieb frei und unbeweglich, aber ihre geſchwellten Lippen zuckten, aus ihren braunen Augen ſprach eine ſeltſame innere Bewegung. Jetzt öffnete die Jungfrau den Mund und ſagte:

„Die höchſte Verehrung hat kein Wort!“

„Du verſtehſt zu ſchmeicheln,“ erwiderte der Kaiſer lächelnd.

„Man ſchmeichelt der Sonne nicht, wenn man ihr

ſtill dankt, daß ſie ihr Licht über alle Geſchöpfe ausgießt."

„Wie heißeſt du?"

„Dina."

„Und dein Vater?"

„Ich, hoher Herr," ſagte Iſaak der Vorſteher.

„Ich habe einen Wunſch an dich, Dina," ſagte der Kaiſer. „Zum Zeichen, daß ich dein Volk, das Jahrtauſende lang mißhandelte und verachtete Volk, werthſchätze und liebe, zum Zeichen deſſen laß mich dir einen Kuß geben. Ich will ihn dir nicht rauben; willſt du?"

„Ich will!" ſagte die Jungfrau und ihr ganzes Geſicht leuchtete wie ihre Augen.

Und der Kaiſer neigte ſich zu ihr und küßte ſie auf den Mund.

Und jetzt ſtand er mit niedergeſchlagenen Augen und das Mädchen blickte frei umher.

„Du ſcheinſt mir ſpröde und herb," ſagte der Kaiſer endlich, „wie kommt es, daß du mir ſo leicht willfahrteſt?"

„Weil ich nicht den Mann, nicht den Menſchen, ſondern die Gnade des Kaiſers geküßt habe."

„Ich danke dir," ſagte der Kaiſer ſcherzend, „du unterſcheideſt fein zwiſchen Küſſen. Du biſt wohl ſchon verlobt?"

„Ja!"

Alle Anweſenden ſahen ſtaunend umher, aber aus den verſammelten Männern drängte ſich jetzt ein hochgewachſener, ſchlanker junger Mann mit gekrauſten, ſchwarzen Haaren und edlen, blühenden Geſichtszügen.

„Und wo iſt dein Verlobter?“ fragte der Kaiſer.

„Der dort,“ rief das Mädchen, die Hand ausſtreckend, und der junge Mann wollte vorwärts ſchreiten, aber er war wie feſtgewurzelt.

„Wann heiratheſt du?“ fragte der Kaiſer wieder.

„Wann es die Kaiſerliche Majeſtät erlaubt!“

„Ich? Warum ich?“

„Weil man ihm das Niederlaſſungsrecht verweigert. Es ſoll ja nach altem Geſetz die Zahl der Familien nicht vermehrt werden, ſie ſoll dieſelbe bleiben, und mein Bräutigam hat ſchon einen verheiratheten Bruder.“

„Mädchen! Du erinnerſt mich an eine Beſtimmung, die uns zweifeln macht, ob die Geſetze von Menſchen oder von Teufeln gegeben ſind. Doch ſprich! Iſt dein Bräutigam auch ein Trödeljude? Ich mag nicht glauben, daß du deine Hand einem Menſchen gebeſt, der ſich mit Schachern und Trödeln abgiebt und ehrvergeſſen ſich überall verſpotten läßt, nur um einen Gewinn zu erhaſchen.“

„Das eben iſt's,“ ſagte das Mädchen. „Mein Bräutigam iſt ein Gerber. Er hat das Handwerk im Ausland erlernen müſſen, weil ihn hier kein Meiſter annahm, und jetzt ſchließt ihn die Zunft aus und verwehrt ihm ſein Handwerk zu treiben.“

„Und ich geſtatte es ihm hiemit,“ ſagte der Kaiſer und fuhr dann lächelnd fort: „Ich habe es viel lieber, ihr zieht den Ochſen die Häute ab und gerbt ſie, als daß ihr mit ehrloſem Schacher den Bauern die Haut abzieht. Ich will euch ſchützen in allem rechtſchaffenen

Thun und ihr ſollt daran denken, daß ich einen Namen aus eurem alten Teſtamente habe, daß ich Joſeph heiße. Ich begrüße hier eure Geſetzesrollen," ſchloß der Kaiſer, ſein Haupt entblößend, „ich ziehe den Hut ab vor jedem fremden Heiligthum, das in Wahrheit verehrt wird und keinen Menſchen mit Haß verfolgt, weil er nicht das Gleiche in gleicher Weiſe liebt. Der Religionshaß ſoll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt ſein, die ich dafür habe. Haltet an eurem Geſetz und macht euch immer mehr fähig, deſſen theilhaftig zu werden, was ich für mein ganzes Volk ohne Unterſchied im Herzen hege."

Der Kaiſer ſtieg in den Wagen, und faſt wären die Verſammelten unter die nachfolgenden Wagen gekommen, denn ſo rannte Alles in tollem Wirrwarr durcheinander.

Nur Dina hatte ſich auf die Treppe geſetzt und weinte unaufhörlich. Sie hatte ein ſtarkes Herz bewieſen im Angeſicht des Kaiſers, und jetzt war ſie wiederum das ſchwache Mädchen.

Das Erſtaunen machte ſich in allerlei Ausrufungen Luft und nur ſo viel ließ ſich aus dem verworrenen Geſchrei enträthſeln, daß Dina nicht Braut geweſen war, daß ſie ihren Vater und den Bräutigam, der daſtand und nicht wußte, ob er träume, mit dieſer plötzlichen Wendung überraſcht und gefangen hatte. Denn Dina's Vater wollte dem armen Elternloſen, der noch dazu als Handwerker ganz aus der Art ſchlug, die Hand ſeiner Tochter nimmermehr geben.

Nun aber war alles Widerſtreben beſeitigt und als

man ſich hierüber genugſam ausgeſprochen hatte, kam man wieder darauf, daß der Kaiſer Dina geküßt hatte.

Der Gemeindeſpaßvogel Tobias Heubauch fand auch hier Gelegenheit zu ſeinen Witzeleien.

„Ein ſchöner Beweis!“ ſpottete er, „der Kaiſer küßt das ſchönſte Mädchen zum Zeichen, daß er die Juden auch lieb hat; wenn er das hätt' beweiſen wollen, hätt' er mich küſſen müſſen oder da meine alte Schachtel, das wäre ein wirklicher Beweis, an den Jeder hätte glauben müſſen. Komm her, Gudula, warum haſt Du dich nicht hingeſtellt? O weh! Ein armer Mann darf keinen Guſto haben, iſt ein wahres Sprüchwort, das meine Großmutter ſchon geſagt hat.“

Die Aufregung, die dieſes Ereigniß hervorgebracht hatte, wollte ſich noch lange nicht legen, und ſelbſt die chriſtlichen Mitbürger kamen vor das Haus Iſaaks und hörten ſtaunend was geſchehen war.

Der ſo plötzlich zum Bräutigam gewordene junge Mann wußte nicht, was er mit ſich anfangen ſollte; bald wurde er geneckt, weil der Kaiſer zuerſt ſeine Braut geküßt, bald wurde er beglückwünſcht, weil ihm nun doch noch das Glück geworden ſei, die ſchöne und tapfere Tochter des reichen Iſaak heimzuführen. Und dieſe Neckereien und Glückwünſche waren wie die lautgewordenen Stimmen ſeines eigenen Herzens; bald war er glückſelig über die ungeahnte Wendung ſeines Lebens, bald wieder traurig und ärgerlich, wenn er dachte, wie gering ihn eine Braut anſehen müſſe, die der Kaiſer geküßt hat.

Jeder wollte mit Dina ſprechen, dieſe aber war

unversehens verschwunden, hatte sich in ihrer Schlafkammer eingeschlossen und ließ den ganzen Tag weder die Eltern, noch den Bräutigam zu sich.

Am Abend jedoch kam sie herab in die Stube, und nach altem Brauch wurden drei Lichter angezündet und auf einem mit Kreide auf den Stubenboden gezeichneten Drudenfuß, worin ein Glückwunsch geschrieben war, eine Tasse zerschmettert, davon jeder der Versammelten sich eine Scherbe bewahrte. Das war nun die wirkliche und feierliche Verlobung, und daß diese erst jetzt stattfand, brachte noch schweres Leid.

Als man wenige Wochen darauf beim Amte die Heirathserlaubniß holen wollte, erklärte der Amtmann, daß erstlich kein beglaubigtes Dokument vom Versprechen des Kaisers da sei, und daß er das Zeugniß der umstehenden Juden nicht als gültig anerkenne, ferner aber, daß sich herausgestellt habe, wie Dina den Kaiser angelogen hätte, und daß er dieß höchsten Ortes berichten müsse.

Nun war die Freude in Leid verkehrt und Dina mußte selbst vor Amt.

Es war am Nachmittag als sie vor Amt erschien und sie wurde flammenroth als der Amtmann spöttisch fragte: „Du bist also das Judenmädchen, das vom Kaiser geküßt sein will?“

Dina mußte nun ein peinliches Verhör bestehen, Alles wurde protokollirt, und wie entweiht war es nun! — Zuletzt mußte sie gar noch bekennen, daß sie allerdings den Kaiser getäuscht habe, denn sie sei damals in der That noch nicht Braut gewesen. Schließlich

wurde ihr das Protokoll vorgelegt und sie sollte ihren Namen unterzeichnen. Mit zitternder Hand ergriff sie die Feder und schrieb ihren Namen; aber plötzlich flammte es in ihrem Gesichte auf. Als wollte sie Sand auf die Unterschrift streuen, streckte sie die Hand aus, ergriff aber das Tintenfaß und schüttete es über den ganzen Bogen. Sie lächelte heimlich in sich hinein, als sie jetzt die Scheltworte des Amtmanns hören mußte, über die doppelte Mühe die man um ihretwillen habe. Sie ward auf den andern Tag beschieden, um das nochmals zu schreibende Protokoll zu unterzeichnen.

Als eine Siegerin, der eine entschlossene und tapfere That gelungen, kehrte sie zu Vater und Bräutigam zurück, die vor dem Amthause auf sie warteten. Rasch erzählte sie was sie gethan, und die Entschlossenheit die aus ihr sprach, verschönerte sie noch mehr.

Noch in der Nacht, als Alles im Dorfe schlief, bestieg sie mit ihrem Vater und ihrem Bräutigam heimlich draußen auf der offenen Straße einen Wagen, und fort ging's durch die Nacht nach der Hauptstadt zum Kaiser. In Wien angelangt, ließ sich Dina aber durch keine Bitten und Beschwörungen dazu bewegen, selber mit in die Audienz zum Kaiser zu gehen. Und als die beiden Männer dem Kaiser dies berichteten, lächelte er vor sich hin und lobte Dina; er ließ augenblicklich zwei Schreiben ausfertigen: in dem einen bestätigte er sein Versprechen, und in dem andern wurde der Amtmann zur strengen Rechenschaft gezogen.

Das war ein Jubel, als Dina mit den Ihrigen in das Dorf zurückkehrte, und der Vater durch das

ganze Dorf bis vor ſein Haus das Schreiben des Kaiſers mit dem großen kaiſerlichen Siegel hoch in der Hand hielt und Allen ſein Glück verkündete.

Noch nie war im Dorf eine Hochzeit fröhlicher geweſen, als die von der Gerbermeiſterin Dina. Immer wieder aufs Neue wurde dem Kaiſer ein Hoch! gebracht. Und als der Jubel am lauteſten war, erſcholl plötzlich ein Poſthorn; Alles rannte ans Fenſter, ein kaiſerlicher Hofdiener ſtieg vom Pferde und kam ſporenklirrend die Treppe herauf, und geradewegs an den Hochzeitstiſch. Mit wunderlichen Reden überreichte er ein eingerahmtes Bild des Kaiſers, und verlangte abermals im Namen ſeines Herrn den Dank von rothem Munde.

Schon hatte der junge Ehemann den Mund geöffnet, um dieß fortan zu unterſagen, als Alles ſchrie: „Der Heubauch! Der Heubauch!“ Und dieſer war's in der That. Er hatte nach ſeinem alten Mittel gegriffen, ſich einen ſtattlichen Umfang zu geben. Alle lachten, er aber lachte und höhnte am meiſten.

Das Bild war die erſte Zierde im Hauſe des jungen Ehepaares, und Dina ſteckte einen Blumenſtrauß vom Hochzeitstiſche auf daſſelbe.

Es war noch nicht ein Jahr darauf, als der Kaiſer eines Morgens ſeinem vortragenden Rath mit Lächeln ein Schreiben hinreichte und ſagte:

„Nun ſehen Sie, nun bin ich, den man Ketzer ſchilt, ſogar Gevatter bei einem Judenknaben.“ Er erzählte das Begebniß mit Dina und ſchloß: „Das junge Ehepaar hat ſeinen erſten Sohn mir zu Ehren Joſeph genannt. Antworten Sie ihnen, daß ich ihnen und

meinem Pathen stets gewogen bleibe, und schicken Sie der Frau hier diesen Ring."

Der Ring ist geblieben, aber der kleine Joseph ist bald gestorben; und als die ganze Gemeinde besonders darüber trauerte, sagte Heubauch: „Das Sprüchwort wird wahr: Das Kind ist todt, die Gevatterschaft hat ein End'."

Und als mehrere Jahre darauf Kaiser Joseph in die Kapuzinergruft versenkt wurde, las man am Sabbath in der Synagoge gerade den Wochenabschnitt 2. Buch Mosis Cap. 1. vor; und als der 8. Vers gesprochen wurde, weinte Alles, und in der Frauenhalle der Synagoge schauten Viele auf Dina, die leichenblaß aber thränenlos war.

Noch als Dina eine greise Großmutter war, wurde ihre Stirn jedesmal flammenroth, wenn man sie daran erinnerte, daß sie einst vom Kaiser geküßt worden sei.

* * *

Von diesem hier erzählten Ereigniß giebt nirgends ein Denkmal Kunde, aber in den Herzen der Unterdrückten lebt vor Allem eine Tugend, und das ist die Dankbarkeit, welche bewiesene Menschenfreundlichkeit und empfangene Wohlthat nie vergessen läßt.

Kaiser Joseph ist in der Erinnerung der Fürst der Liebe bei seinem ganzen Volke geworden, er hat die verschiedenen Bekenntnisse zu Einem Glauben bekehrt: zum Glauben an die Menschenhoheit in der Majestät. Das ist die heilige Krone die er erobert, und die jeder Nachfolger erben kann — durch gleiches Thun.

3. Ein selbstverfaßtes Gebet Kaiser Josephs.

Wunsch und Vorsatz des zerstreuten, von Ereignissen und Stimmungen oft in sich selbst verkehrten innersten Wesens faßt sich als heilige Andacht, um festen Halt zu gewinnen, im Gebet zusammen. Das Wandelbare wendet sich zum Unwandelbaren und erkräftigt sich im Gedanken desselben. Ob solche innerste Erhebung in flüchtigen Worten ausgesprochen, oder in geschriebenen Worten gefesselt wird, das ist gleich. Es ist ein lebendiges Hinausdenken aus sich, ein Fassen und Festigen des endlichen Geistes durch Erfassen des unendlichen Geistes, der da ist Gott.

Es wird uns nicht berichtet, welche Veranlassung dazu war, daß Kaiser Joseph einst seine innersten Gedanken als Gebet niederschrieb, und in diesem Niederschreiben zeigt sich, daß es gleich ist, in welcher Weise sich das innerste Denken offenbart; es steht nur um so höher, je geistiger es ist. Opfer bringen, Singen, Knieen, Fasten: es sind Formen des Gebetes; und es ist erhebend, daß Kaiser Joseph ihm eine neue Form gab, indem er schreibend betete.

Das von ihm eigenhändig für sich niedergeschriebene Gebet lautet wörtlich:

„Ewiges, unbegreifliches Wesen! Du bist ganz

Duldung und Liebe — deine Sonne ſcheint dem Chriſten wie dem Gotteslängner — dein Regen befeuchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Ketzer. Du lehrſt mich alſo, ewiges Weſen: Duldung und Liebe — lehrſt mich, daß Verſchiedenheit der Meinungen dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menſchen zu ſein. Und ich, dein Geſchöpf, ſoll weniger duldend ſein, ſoll nicht zugeben, daß Jeder meine Unterthanen dich nach ſeiner Art anbete? Soll die verfolgen, die anders denken, als ich, und Irrende durchs Schwert bekehren? Nein, allmächtiges, mit deiner Liebe allumfaſſendes Weſen, dies ſei weit von mir. Ich will dir gleichen, ſo weit ein Geſchöpf dir gleichen kann — will duldend ſein, wie Du! — Von nun an ſei aller Gewiſſenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo iſt eine Religion, die nicht Tugend lieben, nicht das Laſter verabſcheuen lehrte? Jede ſei alſo von mir tolerirt. Jeder bete dich, ewiges Weſen, in der Art an, die ihm die beſte dünkt. Verdienen Irrthümer des Verſtandes die Verbannung aus der Geſellſchaft, iſt Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerriſſen ſeien von nun an die ſchändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das ſüße Band der Duldung und Bruderliebe auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß ſie meiſt von Denen kommen, die ſich deine Prieſter nennen. Verlaß mich alſo nicht mit deiner Macht! Stärke mich mit deiner Liebe, ewiges

unerklärbares Weſen! auf daß ich alle dieſe Hinderniſſe glücklich überſteige, und daß das Geſetz unſres göttlichen Lehrers, welches kein anderes als Duldung und Liebe iſt, durch mich erfüllt werde. Amen — und dreimal Amen!“

4. Der Schul-Christoph.

Wie still schwirren die Schneeflocken nieder vom Himmel, und nur aus dem warmen Stall herauf hört man manchmal einen einzelnen Ton von der Kuhschelle. Der strohumwickelte Brunnen sprudelt seinen Strahl und es dampft um ihn. Zwei Raben kommen geflogen und schauen sich um und um, und Sperlinge fliegen schwärmend durcheinander. Die dunkeln Aeste am Apfelbaum vor dem Hause bedecken sich mit spitzen Schneelagen, drüben am Nachbarhause ist vor der braunen verschlossenen Thüre ein Weg gekehrt, aber der fallende Schnee deckt ihn zu. Wie ist jetzt Alles so still und heilig, und wie gut ist jetzt daheim sein!

So war's ein Wintertag, als ein Bauer, die Stirn an die Fensterscheibe gedrückt, hinausschaute in die stille Welt, und Gedanken mancher Art schwirrten still in seiner Seele, wie die Schneeflocken draußen, und sie deckten Alles zu, was sonst den Menschen bewegt, im Schaffen und Sorgen, und er ließ sie gewähren. Plötzlich wurde er unterbrochen, denn er hörte trappelnde Tritte vor seiner Thüre, wie wenn sich Einer den Schnee von den Füßen schüttelt. Die Thüre öffnete sich, und herein trat der Nachbar Jörg, der mit ihm und noch zwei andern Bauern die ganze Einwohnerschaft der Anhöhe ausmachte.

„Heut macht's gut 'runter," ſagte Jörg, „man kann's nicht wagen, zehn Schritt vom Hauſe wegzugehen, man kennt ſich beinahe nirgends mehr aus. Wollen wir eins ſpielen?"

Und mit dieſen Worten zog er ein Spiel Karten aus der Taſche und miſchelte.

„Mein Vater ſelig hat einmal geſagt," erwiderte Chriſtoph, und eine Röthe drang ihm bis in die Schläfe, „wer am hellen Tag ſpielen kann, iſt nicht werth, daß ihn die Sonne je beſcheint. Steck' ein. Du kannſt ja ſchreiben, ich kann's leider Gottes nicht; mach' meinem Peter da eine Vorſchrift. Der Bub weiß nicht, was er mit ſich anfangen ſoll."

Zwar unwillig, aber doch geſchmeichelt wegen ſeiner beſondern Kunſt, die zur Zeit wo dies geſchah noch ſeltener war als heutigen Tages, begann Jörg einige Worte zu ſchreiben, wobei er aber weidlich auf ſchlechte Feder und Tinte ſchimpfte und zuletzt ſagte: „Unſer Kaiſer, der doch immerfort mit den Schulen zu thun hat, ſollte Befehl geben, daß alle Kinder Federn ſchneiden lernten."

„Das wird er auch!" ſagte Chriſtoph, „Joſeph denkt an Alles."

„Ja, aber aus den Schulen macht er viel zu viel Weſens. Vom Schreiben und Leſen kriegt man nichts in den Magen und nichts in den Sack, und wenn man die Verordnungen lieſt, meint man, man brauche weiter nichts um glücklich zu ſein, als in die Schule gehen. Der Lehrer kann ſchreiben, und mein Oberknecht iſt zehnmal beſſer dran als der, und weiß doch nicht, wie

man eine Feder in die Hand nimmt, und was für ein Unterſchied iſt zwiſchen einem A. B. C. und einer Miſtgabel. Die ganze Schulmeiſterei iſt für nichts. Für unſereins, ich will's nicht läugnen, hat es ſein Gutes; aber wozu brauchen das die Kinder der Armen auch zu lernen?"

„Das iſt ſündhaft," ſagte Chriſtoph, „ich gäbe einen Finger von meiner Hand drum, wenn ich leſen und ſchreiben könnte. Jetzt weiß ich nur was ich höre, und was man mir ſagt, und von Menſchen die leibhaftig vor mir ſind; wenn ich aber leſen könnte, wäre jetzt ein braver Menſch bei mir, der vielleicht tauſend Stunden Weges von mir, und vielleicht ſchon geſtorben iſt, und er ſagte mir, was er erfahren, und was ich mir auch zu Nutzen machen kann. Unſer Kaiſer hat Recht. Die Gedanken allein ſind's, die die Menſchen regieren, und drum ſoll Jeder wiſſen, wie's in der Welt iſt, dann wird er bei ſich beſſer daheim! Komm Peter," rief Chriſtoph plötzlich, und richtete ſich ſtraff auf, „komm Peter, lege deine Schreiberei weg und zieh dich an, und du Mutter, gieb uns ein gut Stück Brod und Käſe, mach' hurtig; Peter, ich geh' mit dir in die Schule."

„Aber das Kind verſinkt ja in dem Schnee!" rief die Frau ängſtlich.

„Aber ich nicht," antwortete Chriſtoph ſeinen Schafpelz anziehend, „ich trag' ihn auf meinen Armen."

Und über eine Weile ſchauten Jörg und die Frau zum Fenſter hinaus und ſahen Chriſtoph nach, der, ſeinen Sohn in den Armen, den Berg hinabſchritt, dem Städtchen Wohlau zu.

Im Städtchen sprach Christoph eine Weile allein mit dem Schulmeister, dann saß er nicht weit von ihm vor den versammelten Kindern, und hielt eine kleine Fibel in der rauhen Hand.

Tagtäglich trug nun Christoph seinen Sohn zur Schule, und kehrte am Abend so wieder mit ihm heim. Fast noch mehr als die Schule erquickte den Vater der Weg hin und her, denn er lernte jetzt das Herz und die Gedanken des Kindes in ungewohnter Weise kennen; es stellte Fragen an ihn, die er nicht immer beantworten konnte, aber die Seelen von Vater und Kind wuchsen dadurch immermehr in fester Liebe in einander, und ohne es wissen zu lassen, daß er selber dabei lernte, hörte er dem Knaben die Schulaufgaben ab und machte mit ihm die Reinschriften.

Anfangs spöttelten die Nachbarn über den seltsamen Mann, bald aber ließen sie sich selbst von seinem Beispiel bestimmen, und am Morgen sah man jedesmal die vier Väter, Jeden mit einem Kind auf dem Arme, hinabziehen nach der Stadt.

Auf dem Hin- und Herwege, besonders aber auf dem letztern, gab es mancherlei Gespräche, und Jörg der Zweifler behauptete, es sei nicht den hundertsten Theil der Mühe werth, was solch ein Kind oft an einem Tage lerne: wenn man's bei Licht betrachte, wüßten die Kinder heute kaum etwas mehr als gestern, und so hätten die Schulversäumnisse gar nicht so viel zu bedeuten.

Dagegen aber erwiderte Christoph: man merke ja draußen am Felde auch nicht, wie viel oder wie wenig

ſeit geſtern gewachſen ſei, und das höre doch niemals auf; höre es aber einmal auf, ſo ſei es abgeſtorben und man habe keine Frucht zu hoffen.

Der Schul-Chriſtoph, denn dieſen Beinamen hatte ihm Jörg gegeben, behielt meiſtens Recht, und die andern ſtritten nur mit ihm, um ihn reden zu machen, denn er war jetzt ganz gegen ſeine Art oft ſchweigſam und redekarg. Die Dinge, die er in der Schule hörte, gaben ihm gar viel zu denken. Der Schul-Chriſtoph war ohne allen Unterricht, wie man ſagt, wild aufgewachſen; aber ein unruhiges Denken und Sinnen lebte in ihm, und jetzt da er in der Schule als erwachſener Mann, der ſchon vielerlei gegrübelt hatte, die Dinge hörte, die man den Kindern lehrt, brachten ſie ihn zu eigenem, ſchwerem Nachforſchen. Was ſonſt in der Jugend eingelernt wird, um bald halb oder ganz vergeſſen zu werden, das bewegte jetzt unaufhörlich die Gedanken des Mannes.

Eines Tages als der Lehrer von den Sternen geſprochen hatte, wie man ihren Lauf berechnen könne, und die Erde auch nur ein Stern ſei, da fragte Peter auf dem Heimwege:

„Vater, woher weiß man denn, daß die Sterne ſo und ſo heißen?“

„Die Menſchen haben unter einander ausgemacht, daß man ſie ſo nennen will.“

„Ja aber die Sterne wiſſen nichts davon?“

Der Vater drückte ſein Kind an die Wange und ſagte: „O Kind, die Dinge die über uns ſind, können wir nur nennen, und das Weitere wiſſen wir nicht;

wir Menſchen ſind nur ein bischen geſcheiter als die Thiere, aber nicht viel. Eines aber iſt, und in dem iſt Alles, und vor ihm gilt's gleich, wie man's nennt, und Keiner kann dem Andern vorwerfen: du haſt nicht den rechten Namen dafür. Die Menſchen haben Gott bei verſchiedenen Namen genannt, aber Keiner weiß, wie er bei ſich heißt, und es iſt eins wie man den Stern heißt, wenn man ihn nur kennt, und es iſt eins wie man Gott heißt, wenn man ihn nur liebt. Denk' daran, Kind, wenn ich nicht mehr bin, daß es mich glücklich gemacht hat, zu einer Zeit zu leben, wo ein Menſch regiert, der das auch eingeſehen hat, und der da will, daß Niemand den Andern verfolgen und beſchimpfen ſoll, weil der das was über uns und überall iſt, anders nennt, als er ſelbſt."

Aber nicht immer war man in ſo hohen Gebieten, wie jetzt durch die Frage Peters, manchmal gab es auch allerlei Scherz und Neckerei, und über die ſtille Schneedecke hin ſchallte oft lautes Lachen; dennoch hatte aller Scherz eine gewiſſe Grenze, denn man ſcheute ſich, im Beiſein der Kinder Mancherlei auszuſprechen, was man ſonſt ohne Wahl in den Mund nahm. Und das war ein Segen, der wieder von den Kindern auf die Eltern überging; die Menſchen, die die Reinheit und Heiligkeit der Natur in dem Kinde achten, ſind fromme Menſchen, denn ſie achten das, was ewig rein und neu erſteht.

Es war am zweiten Tage nach Neujahr, als die vier Väter auf ihrem Wege nach der Stadt plötzlich mit einem Halt! angerufen wurden und ſtaunend

umſchauten. Ein Mann in pelzbeſetzten Jagdkleidern, die Flinte in den Händen, kam auf ſie zu und fragte: „Was habt ihr da? Was iſt das mit den Kindern?“

„Die ſind unſer eigen,“ erwiderte Jörg trotzig.

„Wohin wollt ihr mit den Kindern?“

„Das brauchen wir nicht zu ſagen, bis man uns höflicher fragt,“ entgegnete Jörg abermals.

„Kennt ihr mich denn nicht?“ ſagte der Mann, „ich bin ja euer Gutsherr, von Wien zur Jagd hergekommen.“ Er ſchlug den Pelzkragen zurück und lüftete etwas die Pelzmütze; die vier Männer erkannten den Gutsherrn und ſetzten höflich grüßend die Kinder ab.

„Wollt ihr mir nun ſagen,“ fragte der Gutsherr, „was ihr mit den Kindern vorhabt?“

„Ich hätte es Euch auch geſagt, wenn Ihr nicht der Gutsherr wäret,“ ſagte Chriſtoph, „wir tragen unſre Kinder in die Schule.“

„Ja,“ rief Jörg dazwiſchen, „der Chriſtoph hat uns dazu verleitet, und es geſchieht halb und halb zur Kurzweil.“

„Gut, gut!“ ſagte der Gutsherr, „ich kenne euch, ihr ſollt weiter von mir hören,“ und paff! ſchoß er einen Haſen, der eben in Sicht gekommen war, nieder, pfiff ſeinem Hund und ſchritt hinein in's Feld.

Von dieſem Tage an war eine ſeltſame Unruhe in den Vätern und in den Kindern beim Schulgange. Sie wußten nicht, was die Worte des Gutsherrn zu bedeuten hatten, ja Jörg blieb nach und nach ganz weg, er hatte allerlei Ausreden, denn er wollte nicht geſtehen, daß er fürchte, der Gutsherr ſähe es gewiß als

eine Rebellion an, daß man ſeine Kinder weiter bringen wolle als ehedem.

Es war um Lichtmeß, als die vier Väter mit ihren Kindern vor Amt beſchieden wurden. Hier wiederholte Jörg nochmals, daß ihn Chriſtoph dazu verleitet habe, Chriſtoph aber trat vor und ſein Antlitz leuchtete indem er ſagte: „Ich kenne die Worte 1. Petri 3, 15: Seid allzeit bereit zur Verantwortung Jedermann. Ich bin es.“

Der Amtmann lächelte und ſagte: „Das könnt Ihr Euch gefallen laſſen. Der Herr Baron hat Eure That, die ganz mit dem Geiſte unſres hohen kaiſerlichen Herrn übereinſtimmt, Seiner Majeſtät berichtet, und dieſe haben folgendes Schreiben veröffentlichen laſſen, das ich Euch hier mittheile.“ Er las nun ein Belobungsdekret, das der Kaiſer hatte ausfertigen und zur Belobung öffentlich bekannt machen laſſen. Die vier Väter waren darin mit Namen aufgezeichnet. Zuletzt übergab der Amtmann jedem Kind im Namen des Kaiſers ein anſehnliches Geſchenk und empfahl den Eltern und den Kindern, in ihrem Lerneifer fortzufahren.

Wie glücklich war jetzt Chriſtoph, daß er das Belobungsſchreiben des Kaiſers ſelber leſen konnte, denn ſo weit hatte er es bereits in der Schule gebracht, und er las es mit Thränen in den Augen. —

Der Schulgang der vier Väter und ihrer Kinder war aber dennoch von nun an ein veränderter. Chriſtoph traf den Grund indem er einſt ſagte: „Freilich iſt's gut, wenn ein unſichtbares Auge das was man ſtill verborgen thut betrachtet und belohnt, aber es hat doch auch ſein Uebles.“

„Daß das Kaisergeschenk eigentlich ein Bettel ist," spottete Jörg. „Was sind denn 100 Gulden? das ist für den Kaiser kein halber Heller."

„Ich meine nicht das," wehrte Christoph ab, „es ist Einem damit was genommen, wenn das bezahlt ist, was man eigentlich für sich gethan und was in sich die höchste Freude und den höchsten Lohn hat. Es ist nichts, daß man ausschaut und fragt: wie wird mir's vergolten? Sei froh, daß du das Rechte hast thun können, das ist die beste Vergeltung, das hat ja Gott selber so gestellt. Aber freilich, die Menschen können nicht anders und der Kaiser giebt Orden, Belobungen und Geschenke und ich gönne es ihm, daß er das kann, er bekommt dadurch Theil an dem Guten was geschieht; aber Bezahlung giebt's doch nicht und soll's nicht geben."

Die stille innere Genugthuung der That war dahin, aber Christoph ließ dennoch nicht davon ab.

Nach wenigen Jahren konnte Peter allein in die Schule gehen, nicht nur weil er stark genug geworden war, sondern auch weil sein Vater ihm entrissen wurde.

Der Schul-Christoph war immer stiller und einsamer geworden, er las oft ganze Nächte in Büchern, die er man wußte nicht woher, bekommen hatte, und wenn er allein ging, bewegten sich seine Lippen als ob er etwas spräche. Oft noch in der Nacht ging er zu geheimen Versammlungen, die in der Stadt gehalten wurden, und eines Tages erschien Christoph mit noch vielen Anderen vor Amt und erklärte als Sprecher, daß sie sich zu der neu entstandenen Sekte der Deisten bekennen, die jede übernatürliche Offenbarung und jede Nothwen-

digkeit der Ceremonien verwerfen, und nur eine Anbetung Gottes im Geiſte gelten ließen.

Eine Zeit lang war Alles in Ruhe und der Schul-Chriſtoph warb mit Feuereifer für die neue Gemeinde, die auch keinerlei geiſtliches Oberhaupt anerkannte, ſondern Jeglichem aus ihrer Mitte geſtattete, ſeine Ueberzeugung vor Allen auszuſprechen. Ja, der Schul-Chriſtoph ſelber, der ſtille einſame Mann, predigte einſt im Freien vor einer großen Verſammlung mit einer Begeiſterung, die alle Hörer hinriß.

Nun aber kam die Verordnung Kaiſer Joſeph's, die auf Ausrottung der Deiſtengemeinde abzielte. Ganz wie einſt Kaiſer Trajan gegen die Chriſten, ſo beſtimmte die Verordnung, daß man Niemand nachforſchen ſolle, zu was er ſich bekenne; wer ſich aber öffentlich zu der neuen Sekte bekennte, der ſolle beſtraft werden. Den Deiſten wurden nicht nur 10—25 Stockprügel ertheilt, ſondern die Männer wurden auch noch je zu fünf Perſonen unter die ungariſchen Militärcorps geſteckt, in die ſlavoniſchen, ſiebenbürgiſchen, galiziſchen und andern Regimenter zerſtreut und ihre minderjährigen Kinder öffentlichen Anſtalten übergeben.

Auch den Schul-Chriſtoph traf dies harte Loos. Er ertrug es geduldig; er ſtarb bald darauf an der türkiſchen Grenze.

Dieſe Verordnung Kaiſer Joſeph's giebt eine allgemeine Lehre: Auch die Sonne hat ihre Flecken, auch die edelſten Männer verfallen oft in Irrthümer und Härten. Ein Mann, der das Geſetz in ſeiner perſönlichen Machtvollkommenheit, in ſeinem eigenen Gut-

finden darstellt, erscheint doch stets nur wie ein Wunder, d. h. wie ein Ereigniß, das aus der gewohnten Reihe der Naturerscheinungen, wenn auch oft segensreich, heraustritt; verlassen kann man sich nur auf die Stetigkeit des Gesetzes, die unabhängig sich darstellt von dem Belieben. Das Gesetz ist heiliger und fester als jede noch so väterliche Wohlmeinenheit.

Kaiser Joseph, der für Denkfreiheit glühte, und selbst dem Papst gegenüber, als dieser sich herbeiließ, ihn in Wien aufzusuchen, nichts von seinen Grundsätzen nachgab, Kaiser Joseph behandelte eine Sekte, die keinerlei Friedensstörungen verursacht hatte, mit solcher Grausamkeit. Wohl kann man sagen: er sah durch diese Ausscheidenden seine Plane durchkreuzt, denn er wollte die bestehenden Religionen von inneren Irrthümern und äußerem Druck befreien helfen, und es mochte ihm bedrohlich erscheinen, daß die Eifervollen und Freistrebenden aus der gewohnten geschichtlichen Genossenschaft ausschieden und vielleicht zu Ausschreitungen gelangten, die sich andere Sekten hatten zu Schulden kommen lassen. Man kann wohl dieß und noch vieles Andere zur Erklärung und Entschuldigung beibringen, dennoch hebt es die Grausamkeit nicht auf; sie ist und bleibt ein Flecken an der sonst so edlen und hochherzigen Erscheinung Kaiser Joseph's.

Sollen wir nun daraus lernen, daß wir nirgends unbedingt und allseitig verehren dürfen? Nein! Solche Flecken im Leben der Besten lehren die Demuth, die uns zeigt, daß Niemand sich selbst oder Andere zu überheben berechtigt ist. Wir ersehen daraus, daß die

Menſchenſchwäche überall waltet und daß es Niemand giebt, der nicht der Leidenſchaft, dem Irrthum und der Gewohnheit verfällt. Die Liebe zum Guten wird dadurch nicht beeinträchtigt, wir müſſen das Edle und Helle faſſen und erkennen bei allem Schatten und allem Dunkeln, das ſich damit verbindet und dürfen es nicht, wie ſo oft geſchieht, darüber vergeſſen.

5. Der Todtengräber.

Es iſt ein Schnitter, der heißet Tod,
Hat Gewalt vom höchſten Gott,
Heut wetzt er das Meſſer,
Es ſchneid't ſchon viel beſſer,
Bald wird er drein ſchneiden,
Wir müſſen's erleiden.

So ſang ein alter Mann, auf einem Grabhügel ſitzend, Hacke und Schaufel im Schoße, vor einem friſch geſchaufelten offenen Grabe. Er ſang ſein Lied in den verglühenden Abendhimmel hinaus und ſein Haupt, mit ſpärlichen weißen Haaren bedeckt, erglänzte im Widerſchein der Abendröthe. Dabei war er aber keineswegs ſo traurig, daß er ſeine Pfeife ausgehen ließ; er ſchmauchte vielmehr behaglich in den Abendnebel hinein, der ſich jetzt niederſenkte.

„Grüß' euch Gott, Alter," rief plötzlich ein ſtattlicher ſchlanker Mann in grauem Rock über den Zaun. Der Alte nickte dankend, ohne ſich zu erheben, und bald ſtand der Mann im grauen Rock bei ihm. Es war Kaiſer Joſeph, denn er liebte es, nicht nur wo er unerkannt ſein wollte, in unſcheinbarer, keine Auszeichnung tragender Kleidung einherzugehen, ſondern auch da, wo er erkannt ſein wollte, in einfach bürgerlicher Tracht zu erſcheinen. Nur wo es militäriſche Uebung

und Thätigkeit galt, erſchien er im Soldatenkleid und er ſagte oft: „Dieſes bunte Kleid darf nur ein zeitweiliges und vorübergehendes ſein, bei meinem Volke wie bei mir ſelber. Ich will beweiſen, daß ich nicht nur der erſte Soldat im Lande bin, ſondern auch und vor Allem der erſte Bürger, und die Bürger ſollen erkennen, daß ich ihre Tracht und ihren Stand, worin die Nahrung geſchaffen wird für Alle, auch vor Allem ehre und hochhalte.“

Jetzt ſtand der Kaiſer unerkannt vor dem Alten und ſagte: „Grüß' euch Gott, Alter! Es muß ein traurig Geſchäft ſein, was ihr da habt?“

„Freilich!“ lautete die Antwort, „aber es ſieht ſich doch trauriger an als es iſt. Des Einen Tod des Andern Brod! heißt es in der ganzen erſchaffenen Welt. Die Thiere freſſen einander, und das Menſchengethier macht's nur ein bischen ſöuberlicher. Man kriegt den Lohn für ſeine Arbeit, ſei es Schreiben, Weben, Pflügen oder Graben, und es giebt ſogar Menſchen, die ſich dafür bezahlen laſſen, Geſchöpfe ihrer eigenen Gattung umzubringen; und das thut doch, ſo viel ich weiß, außer dem Wolf kein Thier. Schaut, die Droſſel dort auf dem Baume bringt eine Fliege um und verſpeist ſie, aber man hat noch keine Droſſel geſehen, die eine andere Droſſel umgebracht hätte.“

„Es ſcheint doch,“ erwiderte der Kaiſer, „es ſcheint doch, daß etwas von dem Traurigen eures Geſchäftes euch ins Herz gedrungen; ihr ſeid wohl gar ein Menſchenfeind?“

„Das heißt ſo viel als ein Narr, denn wer ein Menſchenfeind iſt, iſt ein Narr und wahrſcheinlich ein

eingebildeter Narr, der ſich allein liebt, und ſich allein für den rechten Menſchen hält.“

„Die Beſchäftigung mit dem Tod hat Euch viel über das Leben denken gemacht.“

„Ja, ja, guter Herr, ich hab' ſo meine eigenen Gedanken. Aber was haben meine Gedanken zu bedeuten? Ich habe nichts zu befehlen. Nicht einmal meine Todten läßt man mir in Ruh. Unſer Kaiſer will nun auch über die Todten regieren und er hat, ſollt' man meinen, doch genug mit den Lebenden zu ſchaffen.“

„Der Kaiſer?“

„Ja, unſer Kaiſer Joſeph. Ich könnt' ihm faſt Feind ſein, wenn ich ſein rechtſchaffenes Herz nicht ſo lieb haben müßte. Aber warum pfuſcht er mir denn in mein Handwerk?“

„Euch? Wie denn?“

„Wie denn? Ungeſchickt, wenn auch noch ſo wohlmeinend. In Einem hat er freilich Recht, wenn er es nicht mehr duldet, daß die ohne Taufe verſtorbenen Kinder abgeſondert und wie Verbrecher begraben werden müſſen. Wenn es eine Sünde wäre, ungetauft zu ſterben, hätte Gott die Kinder müſſen getauft auf die Welt kommen laſſen; aber mit der andern Leichenordnung hat er dem Ochs in's Aug' geſchlagen. Es iſt ein Grauſen, zu verbieten, daß einem die ſechs Bretter mitgegeben werden und zu befehlen, daß alle Leichen ganz bloß, ohne Kleidung, in einen leinenen Sack eingenäht, mit ungelöſchtem Kalk beworfen und gleich mit Erde zugedeckt werden ſollen.“

„Euer Widerſtreben iſt nur ein Vorurtheil. Der Kaiſer hat ja ausdrücklich den Grund erklärt, weil es bei Begrabungen kein anderes Abſehen haben kann, als die Verweſung ſo bald als möglich zu befördern. Darum ſind dieſe Anordnungen getroffen.“

„Nein Herr, das iſt und bleibt eine Hartherzigkeit! Gebräuche, die durch Gewohnheit und nicht durch ein Geſetz aufgekommen ſind, können auch nur durch Gewohnheit und nicht durch ein Geſetz abgeſchafft werden. Und wenn man bedenkt, daß kaum vor zwei Tagen dieſe Hand, dieſe Augen, dieſer Mund, Einem das Liebſte auf Erden waren, ſo thut es eben tief in der Seele weh, das ſo herzlos und hart behandelt zu ſehen.“

„Warum? Ihr könnt ja denken — warum denkt ihr nicht einen Schritt weiter: was fragen die Würmer und Maden nach all' der Liebe? Der Staub iſt beſtimmt Staub zu werden, und daß er das werde ohne den Lebenden zu ſchaden, das will das Geſetz bewirken, weiter nichts.“

„Ja, Herr, ihr habt vielleicht eine Gruft und laßt dort die euch Angehörigen beiſetzen.“

„Der Kaiſer hat auch verboten, um die ſchädlichen Ausdünſtungen der Verweſung zu vermeiden, daß fortan Leichen in den Kirchengrüften beigeſetzt werden.“

„Ja, und ſagt nur das Andere auch noch. Und er hat befohlen, daß man Maßregeln dafür treffe, den Leichenacker fortan außerhalb des Dorfes anzulegen. Will er denn die Menſchen vergeſſen machen, daß ſie ſterben müſſen? Herr, ich bin Nachtwächter und Todten-

gräber, und wenn ich Nachts die Stunden anrufe, und wenn ich über den Leichenacker, an der Kirche vorbei, nach dem untern Dorfe gehe, da kommen mir allerlei Gedanken, und die Todten ſtehen auf und ſagen mir: wirf hinter dich allen Kummer und alle Sorgen, über eine Weile biſt du bei uns. Und wenn die Kirchgänger zur Kirche gehen, da thut es gut, daß der Leichenacker die Schwelle iſt, über die man ſchreitet, und wenn ein Kind zur Taufe in die Kirche getragen wird, da trägt man's über den Leichenacker zum Leben, und in ein paar Jahren zum Tode. Denn was ſind ſechzig und ſiebzig Jahre! Und jetzt?"

„Ihr irrt euch, ſo wohl ihr es auch meinet," fiel hier der Kaiſer ein; „wird der Leichenacker zum täglichen Verkehrswege, ſo vergißt man durch alltägliche Anſchauung die Gedanken, die er erwecken ſollte, und es iſt gut, daß dem ſo iſt; denn inmitten des Lebens ſollen wir uns des vollen Lebens erfreuen und die geſunde Kraft bethätigen. Es fördert oft die Trägheit, wenn man allezeit an das gemeſſene Ende denkt. Nur von Zeit zu Zeit thut es gut, ſich vor Augen zu halten, daß Alles ſein geſetztes Ende hat, aber nur, um zu arbeiten ſo lange es noch Tag iſt. Man muß handeln und wirken als ob man ewig lebte —"

„Und als ob man ſtündlich ſtürbe," lautete die Antwort, und . . .

Die Nacht war hereingeſunken und in hoher Erregung fuhr der Kaiſer fort:

„Ich will die Gräber nicht entweihen, heilig ſei das Ausſchauen nach ihnen. Ich weiß was es heißt, ſein

eigen Herz mit einem andern hinabgesenkt zu sehen in den dunklen Schoß der Erde, heilig ist damit das ganze Erdreich; ein Volk, das seine Gräber nicht ehrt, hat keine Liebe zum Vaterlande, keine Liebe zur Ewigkeit, keine Liebe zu Gott, der da ist das Leben der Vergangenheit, unserer Tage und der Zukunft, in dem kein Tod und kein Sterben ist, nur ein ewiger Wechsel im ewigen Gesetze —"

Der Kaiser schaute sich um, es stand Niemand vor ihm und er hörte keine Stimme. Hatte er mit sich selbst gesprochen? War das eine wirkliche oder eine eingebildete Erscheinung, die ihm Rede gestanden war? Wo war sie hin? War ihm der Todtengräber Zeit erschienen, der seine Gesetze, die aus reiner Fürsorge für die Menschen geflossen waren, zerstörte und begrub?

Die Haare standen ihm zu Berge und er schauderte, er faßte an sein Herz, das schlug heiß und voll, das lebte noch, und seine Pulsschläge maßen die Zeit, und fast laut vor sich hin sagte er: „Mein ganzes Leben ist ein Pulsschlag im Herzen der Ewigkeit."

Der Todtengräber war plötzlich in die Grube hinabgesprungen, und jetzt schaufelte er und kümmerte sich nichts mehr um den Fremden.

Der Kaiser kehrte zurück, aber aus der Grube hörte er hinter sich singen:

Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's erleiden.

Warum war nur der Mann so plötzlich von ihm geschieden? War's der Geist seines Volkes, der sich von

ihm entfernte, weil er ihn noch nicht begriff? Der Kaiser athmete tief auf, und sein Herz bebte. „Gebräuche können nur durch Gewohnheit und nicht durch Gesetze abgeschafft werden," sagte der Kaiser oft vor sich hin, während er raschen Schrittes dahin ging; aber stillestehend sagte er sich wieder: „und doch sind es wiederum die Gesetze, welche die Gewohnheiten schaffen."

Es kamen vielerlei Klagen gegen die Einführung der neuen Leichenordnung, und der Kaiser gedachte oft jenes Todtengräbers in der Nacht, dem er nicht mehr nachgeforscht hatte. Und zwei Jahre nachdem jenes Gesetz erschienen war, erließ der Kaiser ein neues, worin er erklärte, daß er mit jener Verordnung keinerlei Zwangsmittel geben wollte, sondern nur Belehrungen damit aufgestellt habe, die Jeder nach bestem Ermessen befolgen oder unterlassen könne.

Und das eben, daß Joseph solcherlei Widerruf so oft geben mußte, das brachte ihm den Tod, und er nannte sich einmal scherzweise seinen eignen Todtengräber.

Der Segen des Großvaters.

Bruchstück aus den Aufzeichnungen des Pfarrers vom Berge.

Wie viel tausend Menschen leben, und wissen nicht, daß sie leben; nie hob sich ihre Brust in dem Gedanken, daß sie hier mitten inne stehen im schaffenden und treibenden, ewig sich bewegenden All, daß sie eine Blüthe am Baume der Menschheit sind, ein Klang in der Harmonie der Welt, und Duft und Klang spricht: Ich bin.

Wie viel tausend Menschen sterben, und wissen nicht, daß sie sterben; nie zitterte ihre Brust in dem Gedanken, daß sie heraustreten aus dem schaffenden und treibenden, ewig sich bewegenden All, in ein geheimnißvolles Jenseits, daß die Blüthe abfällt vom Baume der Menschheit, und die fallende Blüthe und der verhauchende Klang spricht: Ich sterbe.

Wer einmal den Gedanken des Todes durch seine ganze Seele dringen, seine Schauer durch sein Gebein rieseln fühlte, wer sich dann wieder aufraffte und seine ewige Menschenseele festhielt in der Vergänglichkeit des Erdenlebens: der allein lebt — ist wiedergeboren.

Jener starre, trübsinnige spanische König, der sich alles Erdentandes entkleidete, die Herrlichkeiten der

Majeſtät ablegte und ſelbſt ſein Leben eine Weile hingab, um die Erdſchollen über ſeinem Haupte rauſchen und fallen zu hören, die einſt ſeinen Leib decken würden, der ſich lebendig begraben ließ und dann wieder auferſtand, und die kurze Spanne Zeit in frommer Beſchaulichkeit zubrachte — was that er anders, als daß er durch dieſe äußeren Mittel ſich von Todesſchauern durchdringen laſſen wollte, um dann um ſo tiefer und lauterer das Leben zu faſſen, das ihm hienieden noch verliehen war?

Wir bedürfen aber dieſer äußeren Mittel nicht. Im Geiſte ſollen wir ſterben und im Geiſte wieder auferſtehen. Das auch iſt die unüberwindliche erlöſende Macht, die wir aus dem Leben und Sterben hoher Menſchen empfangen, die für einen erhabenen Gedanken lebten und freudig für ihn in den Tod gingen, daß wir mit ihnen leben und leiden, uns mit ihnen geſtorben fühlen und dann das ewige Leben empfinden, deſſen Anfang wir wiſſen, deſſen Fortgang wir glauben. Wer ſein Leben verliert, der wird es gewinnen. Wer ſich einmal abgelöst, aufgelöst aus dieſer Welt und im Tode erſchaut hat, der iſt erlöst und lebt, lebt ewig.

Wer will dir etwas anhaben mit Vorſpiegelungen der Eitelkeit, oder mit Drohungen der Gewalt? Du haſt dein eigenes Leben, dieſes ganze Erdenſein zuſammengebrochen und wieder aufgebaut, und du ſtehſt neu geboren, frei in ihm. Du haſt dein Leben nicht von dir geworfen um das Erdenſein zu verachten, in gebrochener, markloſer Demuth den Nacken fremden Gewalten zu beugen; du haſt das Leben in ſeiner ewigen

Schönheit wiedergewonnen als ein heiliges und freies, trotzend allen unheiligen Machtgeboten. Du bist gestorben und lebst wiederum, froh und frei.

Doch, wohin schweifen meine Gedanken! Wer giebt ihnen die Schwingen, daß sie sich hinausheben in den Tod und in das Leben, wie ich es ahne und in heiligen Augenblicken erschaue? Hier sitze ich in stiller Nacht, die Sterne kreisen in ihren ewigen Bahnen, mein Geist schwebt über die Erde, mein Auge brennt, meine Hand zittert .... Ich will euch die Geschichte erzählen, wie ein Tod mich früh in's Leben einführte. Doch weiß ich, daß ich euch nicht das Ganze geben kann. Der Ton, mit dem das vorgebracht wurde, was ich hier niederschreibe, dieser Ton war das Ergreifendste, und doch kann ich ihn nicht fesseln; der Ausdruck der Augen und des Mundes war so herzgewinnend, und Ton und Auge und Mund, wo sind sie? Was man zu erzählen hat von Menschen, die Einem lieb gewesen, es ist nur ein Schatten, denn sie selber fehlen dabei. Was wir erben und vererben aus der Vergangenheit, es ist nur der dürftige Niederschlag reicherfüllten Lebens. Du bist nicht gestorben, edler Großvater, dessen Antlitz die Wohnstätte der Weisheit war. Wie du auch jetzt lebest, welches das Gewand deines Seins, ich kann dich nicht fassen als Geist; du stehst vor meinem Auge, wie du leibtest und lebtest, wie du liebend und wirkend in unsrem kleinen Kreise einherwandeltest.

In solchen stillen, sternglitzernden Nächten, wie jetzt eine über der Erde ruht, saßest du oft bei uns auf jener Bank vor dem Hause; ich schmiegte mich an deinen

Schooß und du erzähltest uns von den Freuden und Leiden der Welt.

Wie gern möchte ich jetzt alle Menschen zu deinen Zuhörern machen und deine Worte in ihre Seele pflanzen! Kann euch aber ein Baum erzählen von dem Sonnenschein, der das erste junge Pflänzchen begrüßte? Und doch klingen mir noch viele deiner Worte wie der Hall aus einem Dasein, das dem jetzigen vorausgegangen, in der Seele nach.

Als du einst sagtest: „Alles Gute kommt von Gott," erwiderte ich, an „Gutchen," d. h. Süßigkeiten denkend: „Aber nicht wahr, Großvater, der Zuckerbäcker macht's?"

Da nahmst du mich auf den Schooß und streicheltest mir die Stirn und erklärtest mir, wie Gott das Gute durch die Hand der Menschen bereiten lasse, damit sie einander lieben und helfen, und wenn sie einander lieben, so lieben sie auch Gott, der ihre Herzen zu einander geführt. —

Könnte ich mich nur noch deutlich erinnern, welch ein Tumult in meiner Seele gewesen sein muß, als ich zuerst vom Weltgetümmel hörte.

Napoleon war geschlagen, die Alliirten verfolgten ihn und in unser stilles Dorf drang plötzlich ein Stück Weltgeschichte.

Als die erste Einquartirung kam, verkrochen wir Kinder uns in den Stall, aber wir wurden geholt und am hellen Tag ins Bett gelegt. Ich vergesse das nie, wie ich am Nachmittag im Hinterstübchen im Bett lag, und von fern in unbekannter Sprache schreien

hörte. Es war mir, als wären das gar keine Menschen; sie hatten wol Stimmen wie Menschen, aber sie sprachen nicht wie Menschen, denn man verstand kein Wort.

Als wir russische Einquartirung hatten und der Flederwisch, wie wir den Mann mit dem großen Barte nannten (er hieß wahrscheinlich Feodorowitsch), mich immer küssen wollte und ich Abscheu vor ihm hatte, da sagte mir der Großvater: „Die Russen sind auch Menschen, wie wir, du mußt sie auch lieb haben, aber küssen braucht dich der Flederwisch just nicht.“ Nie werde ich den Anblick vergessen, da ich den Großvater bluttriefenden Antlitzes in dem großen Lehnsessel liegen sah, seine Hände zitterten wie vom Winde geschüttelte Zweige, und sein Mund bewegte sich immer auf und zu. Der Flederwisch hatte mit aller Gewalt verlangt, meine schöne Muhme Magdalene solle mit ihm zum Tanze gehen; er tobte und raste nun wie ein Wüthender, da man die Muhme Magdalene außer dem Hause verborgen hatte. Wir Kinder drückten uns vor Angst tief in die Betten. Da stand der Großvater auf und ging mit meinem Vater in die Stube. Der Flederwisch blieb — wie man mir erzählte — eine Weile starr stehen und hielt den Säbel, den er ergriffen hatte, vor sich nieder da er den Großvater mit seinem hehren Antlitze und erhobenem Zeigefinger eintreten sah. Kaum aber ist diese Minute der Ehrfurcht vorüber, holt er aus, haut wüthend um sich und trifft den Großvater auf die Stirn. Er stürzt nieder. Als mein Vater das sieht, faßt er den Flederwisch, wirft ihn zu Boden, schreit

um Hülfe, Alles eilt herbei und ſie knebeln den Fleder-wiſch. Der Großvater wurde nun in den Seſſel ge-legt, die Wunde war nicht gefährlich, der Säbel hatte ihn nur geſtreift. Wir Kinder, die aus den Betten herbeigeſprungen waren, ſtanden weinend um-her, bis der Großvater wieder redete. Fleder-wiſch erhielt andern Tages fünfzig Prügel. Er hat ſie wohl bald verſchmerzt. Der Großvater aber behielt ſeine Narbe auf der rechten Seite der Stirn ſein Leben lang.

Unſere Dorfkirche war zu einem Spital hergerichtet und eine Nervenkrankheit, man nannte ſie damals die Ruſſenkrankheit, raffte Viele aus dem Dorfe mit den Fremden dahin. — Gegen die Ungarn hatte ich früh ein ſtarkes Aber. Sie hatten mir meinen Pathenthaler mit fortgenommen, denn ſie verlangten ſtets baar Geld und dazu noch etwas für den Wachtmeiſter, und mir wurde erzählt, daß ſie meinen Vater mit dem Ba-jonnet gekitzelt und auf ihn angelegt hatten, bis er ihnen das einzige Baare im Hauſe, meinen Pathenthaler, auslieferte.

Von den Franzoſen erinnere ich mich nur, daß wir vor ihnen in den Wald geflüchtet ſind und die Er-wachſenen klagten dort immer, daß daheim gewiß Alles ausgeraubt ſei. Uns Kindern aber gefiel die Zigeuner-wirthſchaft gar ſehr.

Aber alle dieſe Welthändel ſind mir nur wie ein Kindertraum und nur durch ſpätere Erinnerungen auf-gefriſcht; deſto feſter ſteht aber in mir das Leben mit meinem Großvater.

An ſtillen Sommernachmittagen, wenn Alles im

Feld war, saß ich oft bei dem Großvater auf der Steinbank unter der Rathhauslinde. Ich hütete mein kleines Schwesterchen, das jetzt schon lang beim Großvater ist. Da kam der alte Martin auch oft und setzte sich zum Großvater. Ich sehe ihn noch, wie er, die beiden Hände zwischen die Knie geklemmt, gebückt da sitzt. Der Großvater sprach wenig und der Martin auch. Nur bisweilen fing dieser an, über alle Leute im Dorf loszuziehen und sie schlecht zu machen. Dabei hatte er immer die Redensart: „Ich sag' Alles gerade heraus!" Da sagte einmal der Großvater: „Sagt's lieber gerade in euch hinein, seid der deutsche Michel gegen euch selber und seht, wie's da aussieht." Wenn der Martin fortan von fern kam, so sagte der Großvater meist zu mir: „Geh du jetzt heim, gieb mir die Marie auf den Schooß und führe du die Ziege hinaus."

Der Großvater trank gern Ziegenmilch und deswegen hielten wir neben unsern acht Kühen eine Ziege; die Versorgung derselben war mein Amt. Wenn ich nun draußen an den Halden und Hecken die Ziege am Seile hielt, daß sie frische saftige Läublein verschmauste, da dachte ich oft: „Ah! das giebt gute Milch, und das wird dem Großvater wohl schmecken." Da war ich dann seelenvergnügt. Ich merkte mir die Stauden, die, wie man sagt, gute Milch geben. Ich vermied sorgfältig den aufgeschossenen hohlen Hollunder und lenkte meine Untergebene dahin, wo sie die nahrhaften Spitzen der Buchenhecken, des Flieders, der Haselstaude u. s. w. nahe oder auf die Hinterfüße gestellt erschnappen konnte.

Wenn die Ziege ſo gierig knupperte und ſchmatzte, da bekam ich oft faſt ſelber Luſt, ſolche Läublein zu verzehren. Ich dachte dann auch oft an den König Nebukadnezar, von dem der Großvater erzählte, daß er, nachdem er alle Hofſpeiſen durchgekoſtet hatte, Gras verzehrte. Die Ziege hatte auch ihren Eigenſinn. Im Stall fraß ſie das Laub, das ich ihr heimbrachte; wenn ich ihr aber draußen eine Staude abbrach und hinhielt, ſchnüffelte ſie daran herum und wollte nicht einbeißen, oder riß ſich höchſtens ein Blatt ab.

Meine ruhigſte Zeit war, wenn die Ziege ihre roh verzehrte Speiſe ſich kochte, oder wie man's nennt, wiederkäute. Da legte ich mich auch nieder und ließ mich von der Sonne beſcheinen, oder ging nach Vogelneſtern aus.

Bisweilen, wenn ich an der Halde am Speckfelde meine Ziege hütete, kam auch der Großvater zu mir heraus, ſetzte ſich zu mir und erzählte mir allerlei Geſchichten. Ich wollte, ich könnte ſie getreu wiedergeben, denn wenn ich auch manche ſpäter in Büchern gefunden habe — der Großvater las gern — ſo meine ich doch, das ſind nicht die beſten. Vielleicht komme ich einmal dazu, einige wieder zu erwecken. Seltſamer Weiſe iſt mir ein Gleichniß von ihm tief in der Erinnerung geblieben. Er erklärte mir einſt, daß die Ziege, wenn man ihr die feinen Laubſchoſſe geſammelt als Futter in den Stall bringt, wie ich oft bemerkt, mehr davon verderbe als auffreſſe, während ſie dagegen, wenn ſie draußen an den Hecken ſich das Futter ſelber holt und ſich oft weit ausrecken und ſtrecken

muß, Alles mit Stumpf und Stiel verzehrt was sie abgebissen hat. Und so sagte er, ist das auch ein Gleichniß für viele Menschen; auch diese werden viel haushälterischer, erfreuen sich ihrer Nahrung viel mehr, wenn sie sich solche holen, als wenn man sie ihnen in die Krippe giebt.

Ich sah den Großvater meist schon lang, wenn er durch die Wiese daher schritt. Er ging langsam aber aufrecht, nur bisweilen blieb er stehen und scharrte mit dem Fuß die Steine hinweg, die in dem Fußweg lagen. Der gute alte Mann! Er bahnte noch gern Anderen den Weg, daß sie ohne Hindernisse weiter schreiten konnten.

Wenn ich ihn so von fern kommen sah, jubelte Alles in mir und ich fing an laut zu jodeln und zu rufen, daß mich die Ziege oft verwundert ansah, dann aber schnell weiter fraß. Oft dauerte mir's aber zu lang, bis der Großvater herbeischlich. Ich band meine Ziege an einen Baum oder dicken Strauch, sprang dem Großvater entgegen und führte ihn an der Hand. Dann ließ er mich bisweilen los, und ich mußte die Steine vom Wiesenweg auf die Straße tragen. Wie selig saßen wir dann bei einander!

Einstmals aber habe ich den Großvater sehr gekränkt und er that mir auch sehr wehe.

So einsam eine Ziege hüten, ist oft einem Kind auch langweilig. Wenn ich genug mit dem langen Seile gespielt und daraus allerlei Wellen und Schlangen geschnellt hatte, wenn ich genug gesungen oder den Bienen ihr Summen nachgespottet hatte, suchte ich nach etwas Anderem.

Hinter dem Gartenzaun des Kohlenbauers, wohin mich mein Hirtenleben oft führte, waren mehrere Kühe, Rinder und ein Füllen, welche weideten. Durch Rufen und Werfen und allerlei Mittel ſcheuchte ich nun oft das Vieh auf und brachte es mehrmals dahin, daß das Füllen über den Zaun ſprang und man es mit Mühe wieder einfangen mußte. Dann machte ich mich mit meiner Begleiterin ſchnell davon, ich glaubte, Niemand ahne den Thäter. — Eines Tages, als ich wieder ein großes Halloh machte, ſpürte ich plötzlich auf meiner bloßen Wade — denn ich ging barfuß mit ledernen Kniehoſen — etwas wie einen ſcharfen Schnitt. Ich ſchaute mich um, der Großvater hatte hinter einer Hecke geſeſſen und mit einer langen Peitſche nach mir gehauen. Es mußte, ohne ſein Wiſſen, etwas Scharfes, ein Steinchen oder ein Nägelchen, in die Treibſchnur eingeknüpft geweſen ſein, denn ich ſpürte einen heftigen Schmerz und das Blut rann an mir herab. Ich jagte nun über Hals und Kopf nach Haus und klagte: der Großvater habe mich geſchlagen. Als man die blutige Wunde ſah, ſchalt und zankte Alles. Die Wunde war ausgewaſchen und verbunden, ich ſaß auf der Ofenbank und aß ein Stück Honigbrod, als endlich auch der Großvater zurückkam. Sogleich fiel Alles mit Zanken und Schelten über ihn her. Hier ſah ich einen Schmerz in ſeinem Geſicht, den ich ſonſt nie an ihm geſehen habe, ſelbſt damals nicht, als der Flederwiſch ihn mit ſeinem Säbel getroffen hatte. Er blickte mich wehmüthig an und ſchaute dann, ohne ein Wort zu erwidern, ſich rechts und links um. Ich weiß nicht,

ob ich einsah, daß ich den Großvater gekränkt hatte, da ich ihn bei andern Leuten verklagte; so viel aber erinnere ich mich, daß ich schnell aufstand, ihm die Hand gab und sagte: „Kommet Großvater, wir wollen fortgehen.“

Wir gingen fort, unsere Versöhnung war schnell und innig.

Mein Oheim Adam erzählte mir, er habe eine Zeit gehabt, da er das Nachtschwärmen liebte und oft spät nach Haus kam. Mochte es aber längst nach Mitternacht sein, stets traf er den Großvater noch wach, in der Stube sitzend, in einem Buche lesend, oder eine Pfeife rauchend. Dann mußte sich Adam zu ihm setzen und mit ihm von allerlei guten Dingen sprechen. Dabei sah ihn der Großvater oft ruhig und durchdringend an. Nie sagte er ein Wort über diese Nachtschwärmereien, nie ging er auf Zureden ein, sich ungestört Ruhe zu gönnen, und Adam sagte mir: er habe in dem Gedanken, daß er noch seinen Vater sprechen und ihn mit freiem Blicke anschauen müsse, manchen Fehl unterlassen, zu welchem ihn sonst Jugendmuth und lustige Gesellschaft wohl verleitet hätten. Auch kehrte er bald früher nach Hause, da er seinen Vater nicht warten lassen wollte.

Vielen Kummer hat indeß mein Oheim Adam über den Großvater gebracht. Von unzähmbarer Wanderlust fortgetrieben, hatte er das elterliche Haus verlassen und man hatte viele Jahre keine Kunde von ihm erhalten. Der Großvater seufzte oft still über ihn, denn seine Seele hing mit besonderer Liebe an

dieſem ſeinem jüngſten Sohne. Er war mit dem Erzvater Jacob vergleichbar, der um ſeinen Joſeph trauerte. Und als endlich Adam mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Söhnen aus Amerika zurückkehrte, da ſprach er auch mit den Worten der Schrift: 1. B. M. 46. 30. und 48. 11. „Ich will nun gern ſterben, nachdem ich dein Angeſicht geſehen habe, daß du noch lebeſt. Ich habe dein Angeſicht geſehen, das ich nicht gedacht hätte, und ſiehe, Gott hat mich auch deine Kinder ſehen laſſen.“

Der Großvater galt in der ganzen Gegend als ein Freigeiſt — wie ich nachmals erfahren — denn er las vielerlei Schriften und hatte über Mancherlei ſeine eigenen Gedanken.

Einſtmalen am Pfingſtſonntag, als man eben zur Kirche geläutet hatte und der Gottesdienſt begann, hatte er eine Weile mit zuſammengepreßten Händen vor der Kirche geſtanden und war dann hinausgegangen in den Wald. Einem Manne, der ihm auf dem Wege begegnete, ſagte er auf Befragen: „Es iſt oft beſſer, man holt ſich an der Thüre des Tempels nur einen flüchtigen heiligen Klang und trägt ihn dann in der Bruſt hinaus in die freie Welt. Ich will heute einmal hinausgehen, wo die Blumen, vom Winde bewegt, ihren Weihrauch aufſteigen laſſen und will hören, wie die Vögel in allen Zungen und Sprachen predigen und Gott lobpreiſen.“

Von jenem Tage an galt der Großvater als ein Freigeiſt, und doch liebte er Gott über Alles und ſeinen Nebenmenſchen wie ſich ſelbſt. Später, als ich

leſen konnte und die Augen des Großvaters nicht mehr gern den ſchwarzen Buchſtaben folgten, mußte ich ihm oft aus der Bibel vorleſen. Ich ſah ihn einmal weinen bei der Geſchichte Jacob's, ich weinte aber nicht mit, ſondern las emſig weiter, damit wir auf etwas Anderes kämen, was den Großvater von ſeiner Betrübniß abzöge. Als ich einſt die Stelle las: „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt," ſagte er leiſe vor ſich hin: „Man könnte auch umgekehrt ſagen: Liebe dich ſelbſt wie deinen Nächſten!" Ich verſtand das nicht recht, und dachte auch, man könne und dürfe die Worte der Schrift nicht verſetzen und verrücken, und ſo las ich in dieſen Gedanken weiter, ohne zu wiſſen, was mein Mund ſprach; ich ſtotterte und ſtolperte. Der Großvater nahm mir die Bibel aus der Hand und ſchlug ſie zu. Ich durfte ihm lang nicht mehr vorleſen. Dadurch iſt mir Alles im Gedächtniß geblieben. Jetzt erſt begreife ich, was er meinte: Liebe dich ſelbſt wie deinen Nächſten! Betrachte dich frei und unabhängig von aller Selbſtverſchönerung, aller Eitelkeit und Nachgiebigkeit gegen dich ſelbſt, als ob du nicht du ſelbſt ſondern ein fremder Menſch wäreſt. Wie ſchwer iſt das!

Mein grübelnder Kinderſinn machte dem Großvater viel zu ſchaffen, und ſeine ſtete Aufmerkſamkeit mochte meine Fragen noch vermehren und verſchärfen. Wie Manches ruht wohl in mir, das ſein Geiſt gehegt und gepflegt hat. Es iſt nicht Eitelkeit, wenn ich bekenne, daß wohl ein Theil ſeines Geiſtes auf mich überging. Ich ſpreche es in demuthsvollem Dank aus.

Warum nur in der Regel der Großvater den erſtgebornen Enkel ſo ſehr liebt und dieſer ihm auch oft gleicht? Ich möchte ſagen, daß der Kindwerdende ſich zu dem Kindgewordenen hinneigt und ihre beiderſeitige Liebe ſich in einander verflicht; es iſt die freigewordene Eltern- und Kindesliebe, frei durch die Unabhängigkeit von dem blos natürlichen Bande und doch wieder verknüpft mit ihm.

Das Leben des Großvaters beſchloß ein heiliger Tod. Noch jetzt in dieſem Augenblick fühle ich ſeine Hand auf meinem Haupte und es iſt mir, als ob mich ein Geiſt berührte, ein milder, ſegnender Geiſt.

Es war bei der zweiten Heuernte, als der Großvater zum Letztenmal im Felde war. Der ſtarke Duft des Heues mochte den ſiebenundachtzigjährigen Greis betäubt haben, er fiel ohnmächtig nieder. Er wurde nach Hauſe getragen und als ich aus der Schule kam, eilte ich zu ihm. Er taſtete mit zitternder Hand nach mir und hielt mich feſt. Ich mußte fortan aus der Schule und immer beim Großvater bleiben. Am fünften Tage ſeines Krankenlagers, Freitag Morgens, ſagte er zu mir: „Lies mir aus der Schrift vor.“ — Ich mußte ihm die Bibel auf das Bett reichen, und er ſchlug auf. War es Zufall oder eine verborgene Fügung? Ich las zuoberſt die Stelle: „Da nun die Zeit herbeikam, daß Iſrael ſterben ſollte —“ ich weinte, ich durfte nicht weiter leſen, ſondern mußte alle Hausgenoſſen herbeirufen. Und der Großvater ſprach: „Adam, richte mich im Bett auf, ich will zu Euch ſprechen!“ —

Adam that, wie ihm befohlen, und ſtellte ſich hinter

das Bett, und der Großvater fuhr fort: „Adam, du bist mein jüngster Sohn, du hast manchen Kummer über mich gebracht. Ich vergebe dir von ganzer Seele. Du hast ein starkes Herz und einen mächtigen Geist, sei Herr über sie. Siehe das Pferd mit seinen schnellen Füßen, und man legt ihm Zügel und Gebiß an. Der Geist der Ruhe und Liebe walte über dich, mein lieber Sohn, Gott segne dich! —"

Adam preßte die Hände und den Mund zusammen, und athmete laut und gewaltig. Und der Großvater fuhr fort und rief meinen Vater zu sich und sagte: „Johannes, dir ist ein ruhig Leben beschieden, du bist fromm und geduldig, und deine Hand zögert. Laß Adam deine Hand sein, und er thue, wie ihr mit einander berathen. Sei stark im Thun, wie du im Dulden bist. Haltet treu zusammen ihr Brüder, gedenket eures Vaters auf Erden und im Himmel, und seid einig mit ihm."

Mein Vater stellte sich hierauf zu Häupten des Segnenden und hielt die Mütze vor den Mund, um sein Schluchzen nicht laut werden zu lassen. Meine Mutter rufend, sprach der Greis: „Du bist als Magd in mein Haus gekommen und bist meine Tochter geworden. Du hast meine Liebe tausendfach vergolten. Erhalte mit fleißiger Hand, was euch der Herr beschieden, sei gut gegen die, so dir jetzt dienen, sei eine Mutter den Kindern meiner verstorbenen Tochter Magdalene, und Gott wird es dir, deinen Kindern und Kindeskindern vergelten. Sei gesegnet! —"

Die Mutter stellte sich zu Füßen des Bettes und

betete leiſe. Zu Adam's Frau gewendet, fuhr er fort: „Dein froher Sinn hat mir meine alten Tage erheitert. Du biſt mir aus weiter Ferne von Gott in's Haus geſchickt worden, daß ich inne werden ſoll, wie alle Menſchen eins ſind vor ihm. Pflanzet in die Herzen eurer Kinder die Liebe zu allen Menſchen alles Glaubens, aller Länder. Geſegnet ſeiſt du meine Tochter. —"

Das Antlitz der Großmutter mit beiden Händen bedeckend, ſprach er dann mit zitternder Stimme: „Weine nicht zu ſehr um mich, du Liebe, Getreue, harre nicht ängſtlich auf den Tag, wo du wieder bei mir ſein wirſt, auf ewig. Gott ſtärke Dich. —"

Er athmete tief auf, und rief aus erleichterter Bruſt meinen Namen. Ich kniete an ſeinem Bett nieder und er legte ſeine Hand auf mich und ſprach: „Geſegnet ſeiſt du, mein Sohn. Dir iſt viel beſchieden vor anderen Menſchen, ſei ihnen ein Führer. Der Geiſt der Wahrheit und der Liebe ruhe auf dir, mein Sohn! — Nimm mich auf, du Geiſt der Liebe, vergieb mir —"

Und er ſprach nicht mehr.

Und wenn ich jetzt von heiliger Stätte oder in ſtummer Schrift ein Wort aus tiefſter Bruſt hole, um es in die Seele des Menſchen zu ſtrömen, ſo iſt mir, als ob der Geiſt meines Eltervaters aus mir rede . . .

Möge ich leben wie er, und ſterben wie er!

Eine Pfingstrede.

Es ist eine Kanzel, und wer weiß wo? es ist eine Gemeinde, und wer weiß ihren Namen? es sprach ein Redner ohne Amt und ohne Titel:

Wir sind hinausgezogen in grüner Frühsommerszeit da die Saaten wogen und die Vögel singen, und unser ist es, gemeinsam den Blick zu tauchen in die weite offenbare Welt. Hier sind wir Alle, und mit uns Pflanze und Thier und Stein, und die Luft und die Sterne; nur die Sonne sehen wir, weil sie andere Sterne verdunkelt, die jetzt gleicherweise über uns stehen, wie in der stillen Nacht, und anderen Welten leuchten andere Sonnen, jegliche in ihrem Kreise. Der Mensch aber nennt die Welt sein, die er mit seinem Geiste durchdringt, und der Mensch ist über den Thieren, über Pflanze und Stein, weil die Sonne des ewigen Geistes aus ihm leuchtet.

Ich bin hier herauf gestiegen, nicht weil ich bin über euch, sondern weil ich bin aus euch, und eure Gedanken sind die meinen und ich spreche: Heilig ist der Arbeitstag!

Wie! ruft ihr vielleicht, willst du den Sabbath schänden und ihm die Krone nehmen? — Fern sei das von euch und von mir.

Ich will euch nur sprechen von der Krone und

Majeſtät des Menſchen, und die heißt: Arbeit. Welches iſt das höchſte Laſter, und iſt doch nicht Begierde, nicht Leidenſchaft? Es iſt die Trägheit. Wie der Menſch allein durch ſeinen Willen arbeiten kann, ſo kann der Menſch allein auch träge ſein; die Hölle des Lebens iſt das Wünſchen des Faulen, er kann nichts als wünſchen; das Paradies des Lebens aber öffnet ſich der Arbeit.

Hier ſtehen wir im Paradieſe des Erdenlebens, und der Himmel iſt ſo blau wie am erſten Schöpfungstage, die Sonne leuchtet ſo hell, die Vögel ſingen ſo fröhlich, Baum und Halm grünen ſo wonnig, die Waſſer fließen ſo labend aus den Bergen und durch die Thale, und wir ſtehen mitten im Paradieſe. Und dieß Paradies iſt unſer, unſer durch die Arbeit. Freilich ſehe ich Viele von euch lächeln und in ſich hineindenken: deine Hand weiß wohl nichts von Schwielen, deine Stirne nichts von Arbeitsſchweiß! Unſer Paradies wäre das, wo man eſſen und trinken und wenig oder beſſer gar nichts arbeiten mag; auf uns aber laſtet der Fluch, der ſchon gegen den Urvater ausgeſprochen wurde, und noch zwiefach mehr, denn wir können nicht im Schweiße unſeres Angeſichtes unſer Brod eſſen, wir müſſen bei allen Mühen hungern! Die Arbeit iſt der Fluch der Erbſünde, und er hat ſich noch unſäglich vermehrt!

Ich will auf alles dieß antworten; nicht aus mir, aus euch.

Was unterſcheidet den Menſchen vom Thiere? Das Thier baut ſein Neſt und ſucht ſeine Nahrung; es bereitet ſie nicht, es findet ſie. Vom Thier erkennen wir keinen Beruf als den, daß es lebe, durch ſein Daſein

die Mannigfaltigkeit, die Gesetze der Naturkräfte darstelle; das Thier kann sich keinen Beruf wählen, der Mensch aber kann und muß es. Der Mensch ist nicht bloß da um zu leben, sondern auch um zu wirken, eine Spur seines Daseins erkennen zu lassen in dem was von ihm ausging, und nicht bloß in dem was er ist; er lenkt, bannt und fördert die Naturkräfte um sich her. Der Mensch greift ein in die ewig waltenden Naturkräfte, sein Wille ruht im Acker und in den aufschießenden Halmen, und was die Natur schafft, schafft er wieder, er bereitet es und macht die Thiere zu seinen Dienern. Kein Geschöpf außer ihm hat ein anderes zu seinem Dienste. Und wie der Mensch die Erde um sich her durch Bearbeiten neu schafft, so schafft er auch in sich sein Loos und seine Hoheit. Das thun, wozu die bloße Natur drängt, ist auch dem Thiere gegeben. Der Mensch aber thut, was er als gerecht erkennt; und das ist die Pflicht, und jede begonnene Arbeit schließt den höchsten Segen der Pflicht in sich: denn sie lehrt das fortführen was einmal begonnen ist und nun des Vollenders harrt. Und wie im einzelnen Menschenleben von einem Tag zum andern, so erbt in der ganzen Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht sich die Hoheit der Pflicht fort, daß die Arbeit, die da begonnen wurde von Uranfang, unabläßig und getreu fortgeführt werde. So arbeiteten Geschlechter vor uns und für uns, und so schaffen wir wiederum für die kommenden. Freilich giebt es mancherlei zu thun, was nicht anmuthet, und nur des äußern Vortheils wegen geschieht; aber auch im Vortheil liegt ein

Segen, denn nur durch ihn geſchieht die große Arbeit, welche der Menſch und die Menſchheit zu vollführen hat.

Die Erde iſt das Paradies von ehedem und Jeder kann ſich darin finden.

Bin jung geweſen und alt geworden, und habe noch nie geſehen, daß ein wahrhaft Arbeitſamer darbte; denn verſagte ihm die Thätigkeit, die er ergriffen, ſo wählte er eine andere und ließ nicht ab.

Und wißt ihr wie die Befreier heißen, die einem Jeden den Eingang in's irdiſche Paradies öffnen? Sie heißen Muth und Bildung. Unabläſſig ſeine Kraft gebrauchen und den Geiſt üben, daß er die Mittel der Erkenntniß anwende, das lehrt ſelbſt unabweisliche Naturereigniſſe verhindern oder ihre Wirkungen überwinden.

Seht dort den Strom — wer hat ihn gedämmt? Des Menſchen Hand und des Menſchen Geiſt.

Schaut euch um, es iſt kein Kerzenlicht ſo hell als die Sonne, kein Teppich ſo weich als die Wieſe, kein Trunk ſo labend als die Quelle, und des Menſchen Hand miſcht den nahrhaften Saft der Gerſte und des Hopfens darunter, und ſtärket uns zwiefach, und dort an den Geländen wächst die fröhliche Rebe: ihr ſtehet mitten im Paradies und der Wunderſtab, der die höchſten Wunder thut, iſt der Stab an Hacke und Schaufel.

Sei gegrüßt, du helle frohe Welt, und ſeid gegrüßt ihr Alle, die ihr Theil habt an ihrer Schönheit, die ihr ſie ſchafft und empfindet. Laſſet die Freude des Tages durch eure Bruſt ziehen und ihr ſeid wohlgefällig und genehm dem Ewigen. Heil ſei der Arbeit!

Der Nelkenſtock.

Bemerkungen aus dem Tagebuch eines Einſamen.

(Bei allen Dingen kommt es hauptſächlich darauf an, was man dabei denkt und fühlt, das macht ſie groß oder klein, glücklich oder unglücklich; darum theile ich hier dieſe Beobachtungen mit. Der ſie gemacht hat, iſt der Schulmeiſter Adolph Lederer, auch Lauterbacher genannt, den du, freundlicher Leſer, vielleicht noch von anders woher kennſt; er war damals noch Unterlehrer im Waiſenhaus zu G. Es hat aber auch nichts zu ſagen, wenn du ihn nicht kennſt, es iſt eben Einer jener Menſchen, denen die ganze Natur ein Sinnbild, ein Fingerzeug zum Geiſte hin iſt, die mit unzerſtörbarer Andacht die Welt betrachten, wenn ſie auch nicht immer von Gott ſprechen. Sieh zu, was daran echt iſt, und ob du nicht auch manchmal auf ſolcherlei Betrachtungen kommen kannſt oder willſt.)

* * *

Es war eine wohlbedachte Aufmerkſamkeit meines Freundes, daß er mir heute einen Nelkenſtock ſchickte; noch ſieht faſt alles daran wie Gras aus (in der Pfalz nennt man auch die Nelken Grasblumen), aber ſchon ſind einzelne Halme aufgeſchoſſen und oben prangt die grüne

Knospe und birgt Farbenpracht und Blüthenduft in ihrem Behälter. Nein, erst was wahrhaft an's Tageslicht gedrungen ist, gewinnt schimmernde Farbe und erquickenden Duft. Jetzt ruht Alles noch farblos und duftlos in Schooß der Knospe. Wohl dem, was an's Tageslicht zu dringen vermag und das wird, was es sein soll. —

* * *

Ich hatte mir eigentlich einen blühenden Nelkenstock gewünscht, aber es ist besser so, ich soll still zuwarten und fürsorgen. Auch von Gott bekommen wir die Gaben in uns nur im Keime geschenkt, wir müssen vertrauensvoll zuwarten, sie hegen und stärken, bis sie gedeihen. Wolle nie, daß dir etwas sogleich in der Blüthe geschenkt werde.

* * *

Ich liebe die Nelken besonders. Die meinigen sollen schöne gefüllte sein, die Farbe weiß man noch nicht. Ich liebe die Nelken noch von meiner Kindheit her. Auf dem Lande bekränzen Nelken, Gelbveigelein und Rosen das Haus und schauen hinein in die Fenster, und wieder hinaus in den Himmel. In der Stadt lieben sie allerlei fremde Blumen, bald ist diese bald jene in der Mode. Warum nur so viele Menschen das Fremde lieben? Ja, da will immer Jeder etwas Besonderes haben, und er meint, das wäre viel schöner, weil er allein oder nur Wenige es haben. Auch das bezeichnet recht die Genußsucht der heutigen Reichen und Vornehmen: sie lassen von ihren Kunstgärtnern alle paar Wochen Blumen und Gewächse auf ihren Söllern

wechseln, sie wollen nicht warten, bis die Blüthe aufbricht, und wollen dann das Welkende schnell aus den Augen haben, immer nur Blüthen um sich sehen, die sie nicht selbst gepflegt.

* * *

Ich freue mich innig, daß ich nun doch ein Leben um mich her habe; der Tisch, die Stühle, der Schrank, die Bücher, alles das ist todt und hat kein Wachsthum und kein Leben; nun habe ich doch etwas aus der Natur, etwas Lebendiges. Die Gräser sind heute schon ein wenig gewachsen.

* * *

Ich muß mich vor zu vielem und zu starkem Begießen hüten. Wenn man von einem Kind, einem Baum, einer Pflanze etwas hofft, wird man gar leicht zu ungeduldig und gießt immer darauf; man muß aber auch manchmal den Boden austrocknen lassen. — Es giebt freilich auch Sumpfpflanzen, die immer im Wasser stehen müssen, sie werden oft schön, aber ihr Leben ist gar gebrechlich und hinfällig.

* * *

Die Halme mehren und vergrößern sich. Wunderbare, geheimnißvolle Macht der Natur! In dem dunkeln Erdreiche ruhen still verborgen Säfte und Kräfte, eine höhere Hand pflanzt das Samenkorn oder einen Setzling hinein, Regen und Sonnenschein lassen die Säfte aufsteigen und zur Blume, zum Baum werden. In dieser Handvoll Erde halte ich das ganze Geheimniß der Welt und der Allmacht Gottes! Ein anderes Samenkorn, ein anderer Setzling in diese Erde gesenkt, und

dieſelben Säfte werden zu anderen Gebilden. Dieſelben Säfte? In dem kleinſten Erdenſtäubchen mag wohl eine unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Kräfte liegen, die geweckt, aufgeregt werden können; ſchickt die Nelke die ſaugende Wurzel hinab, ſo ruhen die andern Kräfte, die der Roſe, der Lilie, der Kreſſe u. ſ. w. dienen könnten, einſtweilen ſtill. Glücklich! wenn ſie nicht ganz ſterben. Auch bei dem Menſchen iſt es ſo. Drum pflanzet Gutes und Edles hinein.

* * *

Aus den Zwiſchengelenken der Halme ſteigen neue Halme mit neuen Knospen auf. Wohl treibt Alles dahin, das Endziel des Halmes, die oberſte Knospe zu füllen und zu entwickeln, aber die eine Blüthe iſt nicht alleiniger Zweck des Halmes; auf den Zwiſchengelenken ſetzt ſich auch ein eigenes Leben feſt. Laß dir das auch zur Lehre im Leben ſein: ſtrebe nach Einem Ziele, aber auf den Zwiſchenſtationen, in allen Abſchnitten deines Daſeins laß neue Blüthen ſich anſetzen. — Zu beiden Seiten der Zwiſchengelenke ragen Deckblätter hervor, aber immer nur aus Einer Seite und nie aus beiden zugleich ſprießt die neue Blüthenknospe. Merke dir das. Auch nicht am unterſten Gelenke, nicht am unterſten Abſatze, ſondern erſt am dritten oder vierten Gliede ſchießt die neue Knospe hervor. Der erſte Abſchnitt des Lebens iſt nichts für ſich und dient einzig und allein dem höheren.

* * *

Eine Knospe iſt weit voran, daraus wird die erſte Blume ſteigen.

* * *

Dieſer Blumenſtock iſt mir ein Sinnbild meines eigenen Daſeins: wenig Erde in einem Topfe läßt ſich bald da- bald dorthin ſtellen und das Eingepflanzte wächst weiter. Andere Blumen, die draußen in der weiten Erde ſtehen, gehalten von der ganzen Macht des Erdenrundes, zu denen ſich die Schweſtern und Brüder neigen, die wachſen wohl fröhlicher; andere Menſchen, die in Familien leben, von Schweſtern und Brüdern umgeben, wie fröhlich mögen ſie gedeihen, gehalten von den ſichtbaren Händen der Menſchheit, die ſie umfaſſen. Und habe ich auch ein abgeſchnittenes Stück Leben . . . wenn ich nur immer ſo viel Boden habe, um ſtill darin wachſen zu können. —

* * *

Ich möchte einmal eine Pflanze athmen ſehen oder hören; — ja freilich, das hieße das Gras wachſen hören. Immer iſt ein Schwirren in der Luft, iſt das das Athmen der Erde und der Pflanzen? Am heißen Mittag aber iſt's, als ob alles Das aufgehört habe.

* * *

Heute hat eine kleine Spinne ihr Gewebe zwiſchen den Gräſern ausgeſpannt. Alles in der Welt wird doch alsbald zur Unterlage für etwas Anderes; dieſe Gräſer, in denen die Säfte hin- und herfließen, ſind jetzt die Säulen und Tragbalken für das flüchtige Haus des Thierchens. So laß an dein Leben ſich friedlich ein fremdes anbauen. Woher nur die Spinne wußte, daß hier ein Nelkenſtock ſei? woher ſie kam?

* * *

Farbe und Duft machen die Blumen zu Lieblingen

des Menſchen, aber noch mehr: ſie ſind es, in denen er ſich, abgeſchloſſen in ſteinernen Gemächern und getrennt vom Schaffen und Wirken in der freien Erde, das reine Naturleben nahe bringen kann. Könnt ihr nicht draußen unter freiem Himmel leben, ſo umſtellt euch mit Blumen; das ſind Mittler zwiſchen euch und der Mutter Natur; aber ſperrt die Blumen nicht als Sklaven ein in eure Gemächer, laßt ſie wenigſtens von den Fenſterſimſen den Himmel ſchauen und das Sonnenlicht trinken. Laßt auch die Vorübergehenden ſie freudig ſchauen. Was ihr durch Kunſt erzeugt, das mögt ihr in Gemächern halten, aber was die Erde hervorbringt, muß in den Himmel ſchauen und gehört allen Menſchen, daß ſie, die Schönheit betrachtend, es genießen.

* * *

Nicht die Knospe, von der ich es erwartet, ſondern eine andere beginnt aufzubrechen, ein dunkelrothes Zünglein iſt ſeitwärts aus der Verhüllung geſchlüpft. Ich freue mich der glühenden Blätterfülle, die da kommen wird, und ſehe nun wieder, daß nicht immer von da die Blüthe kommt, wo wir ſie erwartet haben.

* * *

Die Halme beugten ſich nieder, ich mußte ſie an einem Stäbchen aufbinden. Was für ſich ſelber kein Leben mehr hat und keine Nahrung mehr braucht, was aber ſtark geworden iſt, da es noch lebte, das dient ſchwachen Ranken zur Aufrechthaltung. Mit großen Männern und kleinen Menſchen iſt es auch ſo.

* * *

Ein Halm — der, von dem ich die erſte Blüthe

erwartete, ist, ich weiß nicht wie, abgebrochen, gerade am zweiten Gelenke, aber noch hängt er an einigen Fasern und grünt. Vielleicht mag auch noch ein gebrochenes Leben fortbestehen und zur Blüthe gelangen.

* * *

Immer mehr werden der aufbrechenden Knospen, sie wollen keiner einzelnen den Vorrang lassen. Der geknickte Halm ist ganz abgebrochen, ich habe ihn zum Spaß geschindelt, ich glaube nicht, daß er wieder aufkommt.

* * *

Drei Nelken sind heute früh aufgebrochen, es sind einblättrige, gezackte. Also getäuscht! Die Freude, diese lang ersehnten Blumen zu sehen, war sehr gedämpft, weil ich gefüllte erwartet hatte; ja ich war so böse, daß ich sie weggeschenkt hätte, wenn Jemand da gewesen wäre: aber die Blumen sahen mich so freundlich an, und ich freute mich ihrer endlich innig. Wird auch die Blüthe meines Lebens keine gefüllte, sondern eine schlichte einfache sein, ich will mich daran erfreuen, und die Menschen mögen sie freundlich hinnehmen. — Eine einfache Nelke ist eigentlich viel schöner als eine gefüllte, Griffel und Staubfäden treten bei der einfachen besser heraus und man kann ihr bis ins Herz hineinschauen.

* * *

Der geknickte Halm ist ganz verwelkt. Ja, selten kommt ein Leben in allen seinen Theilen zur glücklichen Entfaltung, der Tod verlangt seinen Zoll. Mag der Tod seinen Zoll verlangen, ich will mich des schönen Daseins der Blüthen erfreuen.

* * *

Ich war gestern verreist. Als ich heute nach meinem Nelkenstock sah, war er welk und abgestanden, die Halme fast geknickt und weißlich gelb. Der Boden war ausgetrocknet. Ich bin nicht gewohnt, daß, wenn ich weggehe, zu Hause noch etwas zu versorgen bleibt. — Gewöhne dich daran, daß diejenigen, welche deiner Pflege bedürfen, nach deinem Ausgange aus dem Haus oder aus dem Leben frisch fortgrünen können: versorge sie.

Der Nelkenstock ist durch Begießen wieder erfrischt und belebt.

* * *

Es kommen keine andern Knospen als solche, die bereits da waren, bevor die erste Blüthe aufging. Die absterbende Blume, die ihre Blätter wieder zusammenlegt, sieht fast wieder aus wie die aufbrechende Knospe. Entspricht das nicht dem Kindischwerden im Greisenalter?

Die spätern Halme treiben nur eine einzige Blume.

Alles das ist auch sinnbildlich.

* * *

Ich wünschte, daß es eine Geschichte der Blumen gäbe, d. h. eine Erzählung von ihrer Herkunft, ihrer Verbreitung über die Länder und ihrer Aufnahme in den verschiedenen Ständen. Wenn man sieht und erfährt, was die Menschen hegen und pflegen, lernt man ihr innerstes Wesen am besten kennen. So ist heutigen Tages die seifensteife Camelie die Lieblingsblume der sogenannten Vornehmen geworden, wie ehedem die Tulpe, die man mit Recht den Pfau unter den Blumen nannte. Rose, Goldlack, Rosmarin und Reseda sind

Lieblingsblumen des Volkes, vor Allen aber die Nelke; sie ist bescheiden, nimmt mit einem alten Scherben und wenig Pflege vorlieb und ist dabei doch charaktervoll, farbenprächtig und gewürzduftig. Habe ich Unrecht, wenn ich sie die Lerche unter den Blumen nennen möchte?

Es ist mir gelungen, in einem alten Blatt Etwas von der Geschichte der Nelke zu erfahren. Auch ihre Geschichte verliert sich zuletzt in die Sage. Ludwig der Heilige soll im Jahr 1270 die erste Gartennelke aus Tunis nach Europa gebracht haben. In der Ritterzeit war sie schon allgemeiner bekannt und man findet sie auf vielen Bildern von damals, namentlich in Frauenhand. Die Niederländer, die eifrigen Blumenzüchter, setzten die Nelke bald über die mit fast lächerlichen Liebhaberei betriebene Tulpenzucht. Im Jahre 1600 gab der große General Condé ein Buch heraus, betitelt: „Vorschriften zu Erziehung schöner Nelken," und es sollen außerdem viele Bücher über die Nelken geschrieben worden sein. Vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts an wurde die Nelke allgemeine Lieblingsblume des Volkes, von da an hörte sie aber auch auf, bei den Vornehmen in Ansehen zu stehen.

Liegt darin nicht wieder ein Stück allgemeine Geschichte des Menschengeschlechts, wie das, was ehedem nur Liebhaberei einzelner Bevorzugter war, doch endlich zum Gemeingute wird?

Wird es nicht auch einmal mit den Blumen der Erkenntniß, mit der Geistesbildung so werden? . . .

Ein Generalſtücklein von Kriegsgeſchichten.

Die ſchöne und fröhliche Stadt Mainz iſt eine Bundesfeſtung; es befindet ſich nämlich kaiſerlich-öſterreichiſche und königlich-preußiſche Beſatzung darin und die Stadt gehört zum Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt. Eines Morgens kommt in ein Wirthshaus oder — vornehmer geſagt — in einen Gaſthof am Rhein ein munterer, ſauber und ſchmuck gekleideter preußiſcher Offizier, ein junges Blut, hat aber eben wenig davon in den Backen, ſieht im Gegentheil ſehr übernächtig aus, hat ſich wohl am vergangenen Abend etwas zu viel zugemuthet und muß nun einen Rebellen zur Ruhe bringen, dem nicht mit Kugel und Säbel beizukommen iſt. Man merkt ſchon, wie es bei ihm beſtellt iſt, denn er beſtellt ſich einen friedenſtiftenden marinirten Hering. Der wird auch vom Kellner alsbald aufgetragen, ſchwimmt ganz appetitlich in einer weißen Brühe mit grünen Capern und hat die Friedenspalme und den wohlfeilſten Lorbeer im Maul. Der junge Mann ſchneidet dem ruhigen Fiſch mit Behagen den Kopf ab und nickt zufrieden, während er das Mittelſtück verſpeist. Nicht weit davon ſitzt ein epaulettenloſer öſterreichiſcher Offizier vor einem Schoppen Laubenheimer, wünſcht dem preußiſchen Kameraden einen geſegneten Appetit und

fährt dann zutraulich fort: „Nicht wahr, Herr Kamerad, das ist ein Gusto, 'was Delikates? Bin in Italien gestanden, da wachsen diese an Sträuchern."

„Sie scheinen heiter aufgelegt," erwidert der Preuße, „aber ich muß Sie ersuchen, mir derartigen Schnickschnack nicht aufbinden zu wollen."

„Gar kein Schnickschnack, ist mein voller Ernst."

„Lächerlich! wie können Sie so was behaupten?"

„Und ich sag' Ihnen, ich hab's selbst gesehen, sie wachsen an Sträuchern."

„Und ich will jetzt keinen derartigen Scherz! Suchen Sie sich einen Andern für dergleichen lächerliche Behauptungen."

„Gar nichts Lächerliches, es ist so, Sie können mir's glauben, ich hab's mit eigenen Augen gesehen."

„Dann werde ich Ihnen den Staar stechen," sagt der Preuße aufbrausend, dem noch etwas Verstimmung im Magen gelegen haben muß. „Ich bin es müde, mich mit solch albernem Scherze necken zu lassen."

„Das ist zu viel," sagt der Oesterreicher.

„Nun denn," fährt der Preuße hitziger fort, „so kommen Sie morgen früh um neun Uhr in den Mombacher Wald mit einem Secundanten und ich werde Ihnen mit einer Kugel Antwort geben!" Und damit stürzt er zornig fort.

„Auch recht," sagt der Oesterreicher und trinkt ruhig seinen Laubenheimer aus.

Am andern Morgen zur gesetzten Stunde treffen sich die Beiden richtig mit noch anderen Kameraden im Mombacher Wald.

Ein Zweikampf wird in aller Ordnung (was man hiebei eben Ordnung heißt) veranstaltet und ausgeführt. Auf ein gegebenes Zeichen schießt zuerst der Oesterreicher, als der Beleidigte und — fehlt. Der Preuße drückt nun los und trifft seinen Gegner in den linken Oberarm; man setzt ihn auf den Boden und verbindet ihm die Wunde. Der Preuße geht auf ihn zu und sagt:

„Nun Kamerad, behaupten Sie noch, daß die Heringe an Sträuchern wachsen?"

Treuherzig erwidert der Oesterreicher: „Mein' ich ja gar nicht die Heringe, mein' ich ja die Capern."

„Und doch habt ihr einen Zweikampf ausgefochten!" rufen alle Umstehenden.

* * *

Nun denk' einmal darüber nach, lieber Leser, ob in dieser kleinen Geschichte nicht das Grundwesen der meisten Kriegsgeschichten enthalten ist?

Der Streit um einen Pfiff.

In der Heimath des Gevattersmanns erzählt man ſich eine Geſchichte, die er ſeinerſeits nun auch hier berichten will.

Der Zinngießer Huber war viel gewandert und glaubte ein großer Menſchenkenner zu ſein, aber das weibliche Herz ſtudirt man nicht ſo bald aus, und obgleich Huber bereits anſäſſiger Meiſter war, ſah er doch ſchon einige Monate nach der Hochzeit, daß er in einem gewiſſen Bereiche der Menſchenkenntniß noch Lehrjunge ſei, und die Art, wie er darauf kam, war luſtig und traurig in Einem Stück.

Unſer Meiſter war alſo verheirathet mit einem eben ſo fleißigen als aufgeweckten Weibchen; er arbeitete mit zwei Geſellen, hatte ein wohleingerichtetes Haus und daneben ein kleines Gemüſegärtchen mit einem großen Birnenbaum, der trug ſogenannte Zweiputzer-Birnen, bei deren Verſpeiſung man wie die Gans beim Trinken den Kopf hoch halten muß, damit kein überflüſſiger Saft herabläuft.

Es war ſehr geſcheit von der Mutter Huber's, daß ſie ihn juſt in der Mitte des Juni geboren hatte, nicht eben weil er ein Prinz war, und das ganze Volk in dieſer geſchickten Jahreszeit um ſo bequemer verehrungs-

volle Kränze winden konnte, ſondern weil es eben anmuthend iſt, an dem Tage, da man zuerſt in die Welt kam, auch froh hinauszukönnen in die freie Natur. Das hatte ſich die junge Frau Huber wohl zu Nutze gemacht. Am Morgen, er war ſonnenhell und friſch, ſtand unter dem Birnenbaum ein kleines Tiſchchen mit weißen Linnen bedeckt, und darauf bei dem zinnernen Kaffeegeſchirr eine goldgeſtreifte Geburtstagstaſſe inmitten eines Kranzes von friſchen Roſen.

Unſer Meiſter war kein Freund von vielen Worten, abſonderlich des Morgens. Er drückte ſeiner Frau tapfer die Hand für die ſchöne Ueberraſchung, und ſie verſtand was das ſagen wollte. Er trank den Kaffee, wozu ſie ihm allen Rahm oben abſchöpfte, und tunkte den Butterzopf mit vielem Behagen ein. Das war nach ſeiner Art die beſte Dankſagung. Nach dem Kaffee zündete er ſich eine Pfeife an, und aus Rauch und Wolken tönte es wie eine Offenbarung aus ſeinem Munde:

„Das haſt du brav gemacht, und ich gönne mir's gern, noch eine halbe Stunde ſo müßig dazuſitzen, und wenn's nicht wegen der Leute wäre, die aus allen Nachbarfenſtern in unſern Garten hereinſchauen können, ich möchte dir den Roſenkranz da auf den Kopf ſetzen. Der Himmel iſt ſo ſchön blau und die Luft ſo gut, und die ganze Welt iſt gut, und du vor Allem."

Er hielt den Roſenkranz in der Hand, und die Frau faßte ihn an der andern Seite; es war wie ein Sinnbild der hellen Freude, die ſie ſo verband.

Nach einer Weile ſagte Meiſter Huber: „Und das haſt du auch ſo ſchön beſtellt. Horch, die Tafelmuſik! Wie der Fink auf dem Birnenbaum über uns ſo ſchön pfeift.“

„Ein Fink? Ein Fink?“ ſagte die Frau, „du haſt dich verhört oder verſprochen, das iſt eine Grasmücke und kein Fink.“

„Frau, höre doch zu, du wirſt mich doch nicht lehren wollen den Vogelpfiff kennen? Hör' doch! Iſt das nicht der Fink?“

„Ich hör' ganz gut und deutlich, das iſt eine Grasmücke.“

„Wie kannſt du nur ſo widerſpenſtig ſein? Das hört ja jedes Kind was das iſt.“

„Ja, ja, nun hör' ich eben deutlich die Grasmücke.“

„Frauele, gutes Frauele! Du verdirbſt mir den ſchönen Morgen mit deinem Widerſpruch. So hör' doch ordentlich zu. Nein, es iſt vorbei; wenn man einen Vogelſang beſchreit, iſt er plötzlich verſtummt. Guck, mit deiner lauten Widerrede haſt du noch gar den Vogel verſcheucht. Siehſt du? Sieh' ihn an, ſiehſt du jetzt nicht, daß es ein Fink iſt?“

„Meinetwegen, meinetwegen ſei's was es wolle, meinetwegen ein Kuckuk!“

„Du glaubſt alſo noch nicht, daß es ein Fink iſt?“

„Ja, meinetwegen, dir zu Gefallen, weil heut dein Geburtstag iſt. Sei nur ruhig.“

„Das nehm' ich nicht an, ich will nichts geſchenkt, kein Wort und nichts. Siehſt du denn jetzt nicht ein, daß du dich geirrt haſt?“

„Ehrlich geſtanden, nein! Aber ich will dir meinetwegen Recht geben.“

„Ich laß mir nichts geben, was ich hab'; und wenn du jetzt nicht glaubſt, daß es ein Fink iſt, ſo zerſchmeiß' ich da die Taſſe an dem Baum. Was ſtehſt du ſo ſtumm da? Was preſſeſt du die Lippen übereinander? Was ſtehen dir die Augen voll Waſſer? Verdien' ich das? Kannſt du nicht beſſer Einſicht annehmen? So red' doch! Du redeſt nicht? Da!“

Und klirrend zerſchmetterte die ſchöne goldgeſtreifte Geburtstagstaſſe am Baumſtamm.

Die Schürze vor das Geſicht haltend ging Frau Huber nach dem Hauſe zurück. Der Mann aber ſaß noch eine Weile Zorneswolken paffend da, grimmig auf die ganze Welt, auf ſeine Frau, und ganz heimlich auch wieder auf ſich. Er ging dann verdroſſen an ſeine Arbeit und der Tag, der ſo ſchön begonnen hatte, ward ihm zur Pein. Seiner Frau vor den Augen der Nachbarn den Kranz auf's Haupt zu ſetzen, hatte er ſich geſcheut; aber ſeinen Jähzorn auszulaſſen, und die ſchöne Stunde wie das Geſchenk zu zerſchmettern, dazu hatte er kein Bedenken getragen. Aber ſo iſt die Leidenſchaft! Sie reißt mit fort und überſpringt alle Rückſicht.

Die Scherben ließen ſich nicht mehr zuſammenkitten, aber obgleich Huber in ſich überzeugt war, daß er Recht gehabt, und nur in ſeinem Zornesausbruch zu weit gegangen ſei, bemühte er ſich doch, das glückliche eheliche Einverſtändniß wieder herzuſtellen, und es gelang ihm. —

Wieder iſt ein Jahr vorüber, und wir ſehen das Ehepaar vor demſelben blanken Zinngeſchirr und unter demſelben Birnenbaum ſitzen, zur fröhlichen Geburtstagsfeier; aber heute liegt kein Kranz von Roſen auf dem Tiſche, ein ſchöneres lebendigeres Kennzeichen hält die beiden Eheleute verbunden. Die Frau hat ein rothwangiges Kind auf dem Arm. Der rahmbedeckte Kaffee und der Butterzopf mundete wiederum vortrefflich, und bei den erſten Zügen aus der Pfeife ſagte der Mann:

„Denkſt du noch, Mutterle, was wir vor'm Jahr für Narren geweſen ſind? Haben uns den ſchönen Tag verdorben wegen des Vogels.“

„Ja,“ ſagte die Frau, „und du haſt mich immer zwingen wollen, ich ſoll ſagen, es ſei ein Fink und es iſt doch eine Grasmücke geweſen.“

„Mutterle, was machſt du für Sachen? Wie kannſt du das noch ſagen?“ rief Meiſter Huber und die Zornesader ſchwoll ihm auf der Stirn.

„Ja, ja, ich will ja ſagen, es iſt ein Fink geweſen, ja, ja, ein Fink.“

„Du ſollſt's nicht blos ſagen, du ſollſt's auch glauben.“

„Glauben? Ja, ja, wie du's willſt, ja.“

„Nein, nicht blos weil ich's will, du mußt's einſehen, daß du dich geirrt haſt; oder willſt du noch einmal —?“

„Nein, ich ſag: willſt Du noch einmal? Haſt du vergeſſen, wie du das Damalige bereut haſt? Zu ſo Etwas kann man einen Andern nicht zwingen, ja, man

kann ſich ſelber nicht zwingen, Etwas zu glauben, was man nicht glaubt."

Die Fauſt Meiſter Hubers entballte ſich und er reichte ſeiner Frau die Friedenshand über den Tiſch und ſagte: „Aber Ich kann mich zwingen, und von heute an will ich dir zu lieb annehmen, es iſt eine Grasmücke geweſen."

„Das will ich wieder nicht," ſagte die Frau. „Das wäre eben ſo wenig Recht von mir, als es von dir geweſen iſt. Du müßteſt doch im Innern denken, es iſt ein Fink geweſen."

„Ich ſage aber meiner Frau zu lieb anders."

„Das könnt' ich ja ebenſo gut wie du auch ſo machen, aber das darf nicht ſein. Es ſchadet nichts, wenn Zwei über eine Sache verſchieden denken; wenn Eines nur dem Andern glaubt, daß es bei ihm wahr iſt, dann wird man auch nicht verlangen, daß es anders glauben ſoll als es kann. Es darf Keines vom Andern verlangen, daß es ihm zu lieb heucheln ſoll. Das wäre die ärgſte Sünde. Wo's darauf ankommt, Etwas zu thun, da kann man ſich zwingen; aber zu Gefallen glauben kann man nicht, und Gottlob, es ſind ja nur Kleinigkeiten, über die wir nicht einerlei Meinung ſind. Es iſt nichts als ein Streit um einen Pfiff. Und es muß dir noch eine beſondere Freude ſein, daß ich dir in derlei Sachen um des Friedens willen nicht nachgebe und nicht heuchle. Das wäre ja viel leichter. Du kannſt daraus abnehmen, daß wenn ich ſage: ich bin mit dir einerlei Meinung — ich es auch gewiß und wahrhaftig bin. Da-

für kannſt du ſchon den Streit um einen Pfiff dreingeben.“

„Du biſt ein ehrliches Herz,“ ſagte Meiſter Huber, und er hatte Gelegenheit, das ſein ganzes Leben lang als Wahrheit zu erkennen, und der Streit um einen Pfiff war in den Wind geblaſen.

Das Vollkommene.

Ein kleiner Fürſt, der ſeine größte Freude an ſeinem großen Pferdeſtall, oder höflicher geſprochen, an ſeinem Marſtall hatte, ließ einmal einen vielgerühmten Pferdehändler zu ſich kommen und ſagte ihm:

„Nun ſollſt du mir Etwas verſchaffen, was ich mir ſchon lange wünſche. Ein Pferd mit kleinem Kopf, großen Naſenlöchern, großen und vorſtehenden Augen, kleinen, aufrechtſtehenden, nahegerückten und leichtbeweglichen Ohren; der Hals darf nicht zu lang und nicht zu kurz ſein; ſchlank und voll im Gurt, dabei breit von Bruſt und Schulter, der Leib rund und ebenmäßig, die Lenden breit, das Rückgrat waagerecht, der Schwanz hoch angeſetzt, die Füße kegelförmig ablaufend, unten ſehr ſchlank, oben ſehr fleiſchig, der Huf rund, hoch, und an der Ferſe breit. Das Geäder an Kopf und Füßen durchſichtig; die Haare fein, glänzend, kurz und anliegend; die Größe 16 bis 17 Fauſt. Am beſten ein Rappe, wenn das nicht, ein Hellbraun mit vier weißen Füßen und einem Stern, natürlich feurig und muthig, gelenk, aufmerkſam, gelehrig und ausdauernd. Solch ein Pferd verlange ich. Ich ſtelle dir gar keinen Preis, du kannſt dafür fordern, was dir gerecht erſcheint.“

„Den Preis weiß ich ſchon," erwidert der Pferdehändler, „das Pferd koſtet auf Heller und Pfennig — fünf Thaler!"

„Fünf Thaler? Biſt du närriſch?"

„Wie geſagt, fünf Thaler, denn ſolch ein Pferd gibt es nur gemalt."

Hausruhm.

König Salomo der Weise soll der Sage nach durch einen Zauber die Stimmen aller Vögel verstanden und unbedingte Macht über diese besessen haben. Und so schaut König Salomo eines schönen Morgens aus seiner Burg Zion zum Fenster hinaus und betrachtet sich mit Behagen den Tempel, den er da gebaut hat. Da hört er einen Sperling, der mit einem andern auf der Dachfirste sitzt, zu diesem sagen: „Der König Salomo ist so stolz darauf, diesen mächtigen Tempel gebaut zu haben, und ich, ein kleiner Sperling, wenn ich mit meinem linken Fuß dreimal stark auftrete, zertrümmere ich das ganze Gebäude.“ Der Zuhörende schüttelt den Kopf und schaut den Mächtigen staunend an. König Salomo aber pfeift dem Prahler und gebietet ihm, schnell zu ihm an's Fenster zu fliegen. Das geschieht auch unweigerlich und König Salomo spricht: „Wie kannst du kleiner Knirps nur so übermüthig frech sein und dich einer solchen Uebermacht berühmen?“ Drauf erwidert der Sperling: „Nimm es nicht übel, lieber König, es ist meine Frau, zu der ich das gesagt habe, und du weißt ja, vor seiner Frau giebt man sich gern ein Ansehen.“ „Hast Recht, flieg' ab.“ Salomo macht das Fenster zu, und der Vogel fliegt ab, wiederum zu seiner Frau und erzählt ihr mit erhabenem Stolz, daß er dem König heilig versprochen habe, nie von seiner Gewalt Gebrauch zu machen.

Vom Marktgang.

„Auch zu Markte geweſen?“ rief der Pfarrer vom Berge, auf dem Heimwege ſtehen bleibend, dem nachkommenden Bürgermeiſter und deſſen Frau zu; und als der Bürgermeiſter bei ihm ſtand, bot ihm der Pfarrer eine friſche Priſe aus ſeiner Buchsbaumdoſe, die er oft Stunden lang in der Hand hält.

Der Bürgermeiſter dankte und ſagte: „Ja, hab' ein Paar Ochſen kaufen wollen zum Mäſten, aber ſie ſind zu theuer, warte lieber bis auf den nächſten Markt.“

„Das iſt ſchön,“ ſagte der Pfarrer, „daß Sie mit einander heimgehen. Es hat für mich immer etwas Aergerliches, wenn der Mann ſeine Frau voraus heimſchickt, um ſich noch allein luſtig zu machen; eine Luſtbarkeit, die man nicht gemeinſam haben darf, iſt keine rechte.“

„Ja,“ ergänzte die Bürgermeiſterin, „da könnt' ich über meinen Mann nicht klagen, der blieb' um Alles in der Welt nicht allein; er hätt' wohl noch einen Schoppen trinken können, aber ich muß heim, beim Abendeſſen muß doch Eins von uns mit dabei ſein, und da iſt er eben mit.“

Der Bürgermeiſter ſagte ſchmunzelnd: „Wenn du mich nur loben kannſt! Aber es iſt nicht lauter Gut-

heit, daß du's thuſt, du weißt wohl, daß du dir den Rahm davon abſchöpfen darfſt. Es iſt Einem halt nirgends wohler als daheim, und wenn's nicht wär', daß man auch einmal unter die Leute käme und ſähe, was das Sach gilt, und was Kauf und Lauf iſt, ich käme das ganze Jahr nicht über unſre Gemarkung hinaus."

„Hat die Frau Bürgermeiſterin etwas eingekauft?" fragte der Pfarrer.

„Nein, ich hätt' ſchon, aber ich habe nichts gefunden, was mir angeſtanden hat."

„Da ſehen Sie die hoffärtige Frau," ſpottete der Bürgermeiſter. „Und in den Jahren! Iſt das erhört?"

Die Bürgermeiſterin wurde über und über roth, als ſie entgegnete: „O, dageweſen wäre ſchon was ich brauche, aber es hat mir kein Verkäufer gefallen."

„Jetzt will ſie mich auch noch eiferſüchtig machen," lachte der Bürgermeiſter und der Pfarrer fragte: „Was iſt Ihnen denn geſchehen?

„Ja," fuhr die Bürgermeiſterin fort. „Auf dem Markt iſt mir heute die Welt ſo ſchlecht vorgekommen, daß mir das Herz im Leibe gezittert hat. Da ſind die Sechskreuzerbuden, wenn man da was kauft, weiß man doch gleich, um wie viel man angeſchmiert iſt; aber ich brauche nothwendig eine Sonntagsjacke, die ich da anhabe, paßt nicht mehr. Da bin ich nun von Bude zu Bude, das Zeug hätt' mir ſchon gefallen, aber wo ich ein Anbot gethan habe, hat jeder Krämer und ſeine Frau und ſein Kind und ſein Diener, Alle haben ſie geſchworen: auf Ehr' und Seligkeit, ich kann es nicht ſo geben! Bin ich dann fortgegangen, haben ſie mir

nachgerufen und haben mir's doch geben wollen, aber ich habe es nicht mehr genommen."

„Die Weiber können halt das Feilschen nicht lassen. Warum hast du was abhandeln wollen? Du bist gewiß wieder bei den Juden gewesen; die Weiber sind teufelmäßig darauf erpicht, bei den Juden einzukaufen, sie meinen, sie kriegen's da halb geschenkt."

So höhnte der Bürgermeister, und seine Frau erwiderte: „Nein, nein, ich bin bei Juden und Christen gewesen, bei Katholischen und Evangelischen, und überall ist das Gleiche, wenn auch mit andern Redensarten: auf Ehr' und Seligkeit; ich soll da Gift mit hineinrauchen; mir soll das Zündhölzchen auf der Seele verbrennen; ich soll verdammt und verloren sein, wenn ich's um den Preis geben kann, und so und so. — Mir ist's auf Einmal ganz heiß geworden, daß die Menschen ihr Bestes verpfänden wegen ein paar Groschen, und ich hab' keine Jacke gewollt, worauf das verpfändet ist; mir ist's gewesen, wie wenn das Kleid einen geheimen Schaden, einen Schmutzfleck hätte, den Niemand sieht, und den man doch nicht herauskriegen kann, und ich hätte mich geschämt, mit so einem Kleid, an dem solch eine Sünde hängt, in die Kirche und zu Gottes Tisch zu gehen. Lieber bleibe ich bei meiner alten Jacke und warte, bis ich einmal einen ehrlichen Kaufmann treffe."

„Ja," sagte der Pfarrer, „und Gott weiß es, daß Sie in diesem Kleide ihm mehr dienen, als in dem besten Putze. Das, was Sie gethan haben, macht mich ganz glücklich; das ist die echte Rechtschaffenheit. Nicht

nur wer eine Sünde thut, hat den Fehl auf ſich, nein, auch wer ſie geſchehen läßt. Ja, es iſt fürchterlich, was in einem ſolchen Marktgewühl zertreten wird! Aber das iſt die rechte Liebe zu Gott, wenn wir überall der Wahrheit gedenken, und aller Orten die Rechtſchaffenheit predigen, ſei es durch Worte, ſei es durch Thaten. Haben Sie Einem der Krämer geſagt, warum Sie ſich von ihm abwendeten?“

„Ja, Einem, aber nachher Keinem mehr; denn ich bin ausgelacht und ausgeſchimpft worden, daß ich geglaubt habe, ich müßte in den Boden ſinken.“

„Auch das muß man ſich gefallen laſſen, verſpottet zu werden, weil den Menſchen die Tugend zu kleinlich erſcheint. Der Frohmuth, der den Menſchen erfüllt, wenn er weiß, etwas Rechtes gethan und etwas darum erlitten zu haben, iſt der gottſelige. Das Beſte wäre, wenn recht Viele ihn empfänden, ſie würden ſich deſſen nicht rühmen und ſich nicht damit brüſten, ſondern glücklich ſein und immer nach weiterem, nach höherem Glücke ſtreben.“

Man ging geraume Zeit ſtill neben einander her. Als man auf der Anhöhe des Dorfes anſichtig wurde, ſagte der Pfarrer wieder: „Jetzt hab' ich etwas Beſſeres, als eine Tanzweiſe, die mir ſonſt noch im Ohre klang, wenn ich vom Markte heimkehrte; und doch hat mich's wahrhaft wehmüthig gemacht, daß auf dem Jahrmarkt keine Tanzmuſik mehr ſein darf; das ganze Getreibe hat ſo etwas Todtes, Geſpenſtiges, Beengendes, und ſonſt war's, wie wenn die Leute auf den Straßen nach der Muſik in den Wirthshäuſern hin und her gingen.“

„Sie sind der erste Pfarrer," sagte der Bürgermeister wieder in seiner neckischen Weise, „Sie sind der erste, der der Tanzmusik das Wort redet."

„Weil ich weiß und will, daß die Menschen sich in Heiterkeit ihres Daseins freuen mögen. Wegen dieses oder jenes Unfuges, der dabei geschehen kann, hat die Staatsgewalt mit ihren unzähligen Helfern und Dienern nichts thun können als — einen Strich durchmachen, aus ist's, verboten, bei so und so viel Strafe. Das ist leicht, aber auch jämmerlich. Den Menschen eine Freude nehmen, heißt sie arm machen und verderben. Das Leben hat Kummer und Lasten genug, man braucht nicht noch das Wenige was von Heiterkeit drin ist, mit dem Polizeistock todtzuschlagen."

„Ja, und da haben Sie Recht," sagte die Bürgermeisterin, „sehen Sie, dort hinter dem Berge im Wolfseck, dort liegt das Hofgut meines Vaters, und noch jetzt lacht mir das Herz im Leib, wenn ich daran denke, mit welcher Heiterkeit ich zum Jahrmarkt gegangen und wieder heimgekehrt bin. Draußen auf dem Hof ist es das ganze Jahr so einödig und still, man sieht keinen Menschen und hat keinerlei Gelegenheit zur Lustbarkeit, wenn man auch mit sich zufrieden ist; da war der Jahrmarkt ein wahrer Jubeltag, und wenn man heim war und schon lange im Bett gelegen ist, hat man noch immer die Tanzmusik im Ohr gehabt, und die neuen Ländler andern Tags einander vorgesungen und Eins hat dem Andern im Wiederfinden der Weise ausgeholfen, bis man sie endlich ganz beisammen gehabt hat."

„Und das Beſte vergißt du!“ lachte der Bürgermeiſter wieder. „Auf dem Tanz am Jahrmarkt haben wir uns kennen gelernt. Weißt noch den Ländler, den wir zuerſt mit einander getanzt haben? „„Kraut im Häfele, Supp' im Kächele.““ Weißt? das geht drauf. Freilich, damals bin ich noch ein Burſche geweſen, der eine Gerte in der Hand gefuchtelt hat und nicht wie jetzt ſich auf einen Stecken ſtützt, und da hinüber auf Wolfseck, das war für mich ein Katzenſprung. Beim Sternenſchein bergauf und bergab und gejodelt und geſungen. Ich weiß nicht, wie die jungen Leute jetzt einander kriegen; es wird noch ſo weit kommen, daß man bei Amt eine Klaſſenlotterie macht wie bei der Rekrutirung, und die das gleiche Vermögen haben und das gleiche Loos ziehen, müſſen einander heirathen. Wenn die Welt ſo fortgeht, ſtirbt alle Luſtbarkeit aus, und die Welt nach und nach ſelber.“

„Der alte Gott lebt noch,“ ſagte der Pfarrer. „Das Menſchenherz iſt unverwüſtlich, ſie können darauf herumtrampeln mit ihren Polizeiſtecken und darauf herumkritzeln mit ihren Kanzleifedern, ſie können's doch nicht tödten.“

Man trennte ſich am Pfarrhauſe und obgleich Keines der Drei Etwas eingekauft hatte, war es einem Jeden doch noch den ganzen Abend, als ob es ein beſonderes unnennbares Marktgeſchenk bekommen habe. Als es Nacht geworden war, und der Pfarrer am offenen Fenſter hinauf ſah zu den Sternen und hinaus auf die ſtillen dunkeln Berge, hörte er im Hauſe des Bürgermeiſters einen alten Ländler ſingen, und unwillkürlich ſang er leiſe mit in die dunkle Nacht hinein.

Der gute Knecht.

Frisch, frei, fröhlich, fromm ist der Mann, der diese Geschichte erzählt hat. Sie verdient es aber, daß sie noch einmal erzählt werde, so unscheinbar sie Manchem auch vorkommen mag.

Der Gutsbesitzer Vormann hatte einen braven Knecht, und daß er brav war, erfuhr er zuerst durch eine kleine Thatsache, an die sich später viele andere anreihten.

Der Knecht hatte nichts davon gewußt, daß ein Auge ihn sah, als er sich brav benahm, und das sind die besten Thaten, die so geschehen; sie werden nur selten äußerlich belohnt, aber sie haben doch einen guten Zahlmeister, der immer baare Münze hat, und das ist der Herr Geheime Kabinetsrath im Herzen, und wer den bei sich richtig angestellt weiß, dem kann es einerlei sein, wie er selbst und wie Andere in der Welt betitelt werden.

Es war ein heißer Mittag, als der Knecht Konrad mit seinen Pferden vom Ackern heimgekommen war. Die beiden Pferde wurden gefüttert und abgeschirrt, denn Jeder wer es wissen will, weiß, daß auch ein Thier nicht zur rechten Ruhe kommt, so lange es das Geschirr auf dem Leib hat; aber Manche wollen es nicht

wiſſen, um ſich die Mühe des Ab- und Aufſchirrens zu erſparen. Das that aber Vormanns Konrad nicht, und es kann wohl ſein, daß ihm ſelber darum auch das Eſſen drin am Geſindetiſch um ſo beſſer ſchmeckte.

Der Streit iſt noch unentſchieden, welche Pfeife am beſten ſchmeckt, ob die nach der Morgenſuppe, die nach dem Mittageſſen oder die am Feierabend. Unſer Konrad liebte ſie alle gleich, und er gehörte noch nicht zu den Cigarrenrauchern, er ließ ſich's nicht verdrießen, ſeine Pfeife zu reinigen und darauf Acht zu geben, damit er Genuß davon habe, während man die Cigarren nur anzündet, raucht und dann den Reſt wegwirft.

Es war ein eigenes Behagen, mit dem ſich Konrad nach dem Mittageſſen auf den Stein an der Stallthüre ſetzte, mit einem geſunden Strohhalme ſeinem Pfeifenrohr Luft machte, den Waſſerſack ebenfalls ſäuberte, während er einſtweilen den runden Pfeifenkopf auf das Sims des kleinen Stallfenſterchens gelegt hatte. Als er jetzt nach dem Pfeifenkopf griff, rollte er hinunter und ganz unverſehrt hinein in den Stall, auf einen Strohbüſchel. Schon wollte Konrad herabſteigen und durch die Thür in den Stall gehen, um den Pfeifenkopf zu holen, aber plötzlich hielt er wieder inne, er ſah, daß die Pferde ſich niedergelegt hatten und er wußte, daß ſie alsbald aus der ihnen ſo nöthigen Ruhe aufſpringen würden, wenn er in den Stall träte; er ſetzte ſich daher wieder ruhig nieder und hielt das Rohr mit dem Waſſerſack rauchlos im Munde.

Der Landwirth Vormann, der das Alles aus ſeinem

Fenster mit angesehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn: „Warum rauchst du nicht? Hast du deine Pfeife zerbrochen?“

„Nein, sie ist nur da hinabgerutscht, aber ich will die Gäule nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder in's Feld geht.“

„Du bist ein braver Knecht,“ sagte Vormann, und reichte ihm die eigene silberbeschlagene Pfeife aus dem Munde. „Da nimm und behalte das zum Dank dafür. Es wird dir gut gehen. Denn wer die Lebensstunde eines Thieres schont, der ist auch rechtschaffen gegen Menschen. Wir bleiben hoffentlich lebenslang bei einander.“

Und so geschah es auch.

Eine Lügenſaat.

Es war im Frühling, Oſtern vorbei, noch kamen rauhe Winde gezogen und ſchüttelten und rüttelten die Bäume, weckten ſie aus ihrem Dämmerſchlafe und warfen Schloßen hernieder um die Knospen aufzuſprengen, da war endlich ein heiterer Tag; die Lerchen in der Luft jubelten und die Kinder auf dem Boden auch, denn ſie hatten noch Oſterferien.

In den Gärten des Städtchens Nürtingen war jetzt ein reges Leben. Man hackte den Boden um, man zog Wege, und die Kinder waren beſonders glücklich, denn ſie durften mithelfen bei der Arbeit. Der ſchönſte Garten des Städtchens war aber der Amtsgarten, d. h. der Garten des Amtmanns, der nicht weit vom Thore war; zwei große ſtolze Pappeln ſtanden wie zwei mächtige Schildwachen am Eingang. Der Amtmann ſtand eben mit der langen Pfeife und dem geſtickten ſammtnen Käppchen am Zaune und ſah hinab nach dem von Frühlingswaſſern angeſchwollenen Neckar und dann wieder zurück in den Garten, wo die Kinder dem Amtsdiener halfen in Hacken und Schaufeln und dabei viel fröhlicher waren, als bei lateiniſchen und franzöſiſchen Büchern. Da ſah er des alten Amtmanns Adelgunde, die einzige hinterlaſſene Tochter ſeines

Vorgängers, die nun schon bald dreißig Jahre drinnen am Marktplatze einsam wohnte, des Weges daher kommen. Sie schien zum Spazirgang angethan und das hatte man noch nie an ihr gesehen, namentlich um diese Morgenstunde nicht; denn Adelgunde gehörte noch zur alten Zeit, da man sich wenig aus Spazirengehen machte. Sie trug sich auch in ihrer Kleidung noch nach der alten Mode und hatte einen Hut wie ein Kutschendach, ein braunseidenes großes Umschlagetuch mit einer verblichenen Stickerei in der Ecke; dabei hielt sie die Hände mit den braunen baumwollenen Handschuhen ruhig ineinander gelegt. In ihrem Gang war etwas Scheues und Ehrfurchtgebietendes, dieses letztere aber besonders darum, weil sie als stille Wohlthäterin des ganzen Städtchens bekannt war und jeden Spott über Altjungfernthum entwaffnete. Als sie in die Nähe des Gartenzaunes kam, rief der Amtmann schon von ferne: „Bon jour, Mademoiselle!“ denn Adelgunde liebte die französische Anrede. Sie neigte sich ehrbar und dankte, wobei über ihr starres altergraues Gesicht ein flüchtiges Lächeln zog. Sie war eben dem Zaune ganz nahe, da rief eines von des Amtmanns Kindern: „Papa! Papa! ein Schatz!“

„Wahrscheinlich ein Regenwurm.“

„Nein, eine silberne Kette mit zwei runden schönen Kapseln.“

„Es sind Strickrölle, wo man die Stricknadeln hinein thut,“ rief eines der Mädchen, und der Pfau, der auf der Mauer saß, schrie laut und immer lauter, daß es weit wiederhallte.

Adelgunde hielt sich an einer Latte des Gartenzauns und ein seltsamer Glanz drang aus ihren Augen, als sie auf die Hand des Amtmanns starrte, der das Ausgegrabene, das ihm die Kinder gebracht hatten, emporhielt.

„Das ist mein, wehe! das ist mein, mein!“ schrie jetzt Adelgunde laut und mit ihr schrie der Pfau seinen grellen Ton und Adelgunde sank leblos am Gartenzaun nieder.

Man brachte sie in das Amtshaus und erweckte sie bald wieder zum Leben. Ihr erstes Wort war: „Die Strickrölle!“ Man gab sie ihr und als sie dieselben in der Hand hielt, sank sie abermals zurück und schloß die Augen; bald aber erwachte sie wieder und bat den Amtmann, alle Anwesenden fortzuschicken und allein bei ihr zu bleiben, bis der Stadtpfarrer gekommen sei, den er holen lassen solle. Sie richtete sich auf, ihre beiden Hände spielten mit den Strickröllen, sie schien jedes Glied an dem Kettchen, das beide Kapseln verband, zu zählen.

„Wunderbar!“ sagte sie, „gerade drei und vierzig Glieder und gerade so viele Jahre sind's, daß es geschehen ist.“ Sie ließ sich zu keiner weiteren Erklärung herbei und sagte, sie werde Alles erzählen, wenn der Stadtpfarrer gekommen sei. Dieser trat bald ein, und als ihn Adelgunde sah, weinte sie; schnell aber trocknete sie wieder die Thränen und sagte in ihrer gewöhnlichen entschlossenen Art, bei der jede Bitte fast wie Befehl klang: „Setzen Sie sich, Sie beide sollen Zeugen sein. O, hier liege ich wieder in demselben Zimmer, in dem

ich vor drei und vierzig Jahren gelegen habe als Tochter des Hauses und ich war erst zwölf Jahre alt und wollte mich tödten, wie ich andere getödtet, denn ich wußte, was ich gethan; ich hatte einen doppelten Mord begangen, aber ich redete mir's aus und vergaß es, und vergaß es doch nie."

„Beruhigen Sie sich, Sie haben nichts als einen Fiebertraum," sagte der Stadtpfarrer. „Und ich werde nach dem Arzt schicken," ergänzte der Amtmann.

„Nein, nein, hören Sie mich," entgegnete Adelgunde, „und Sie werden nicht mehr sagen, daß ich irre rede. Hören Sie mich an! Es war vor vielen, vielen Jahren, es war ein Tag wie heute, ich war im Garten — damals war noch eine ganze Mauer um denselben, nicht wie jetzt ein Stacketenzaun — und Valentin, der Sohn unseres Amtsdieners, war bei mir. Er war ein wilder Bub, der mir mancherlei Schabernack gespielt hatte, und als ihn einst mein Vater, weil ich einen solchen angezeigt, jämmerlich durchprügeln ließ, da nahm ich mir vor, keine Klage mehr über ihn vorzubringen. Jetzt aber neckte er mich wieder und warf mich mit kleinen Erdschollen, ich ging auf ihn los und in diesem Augenblick kam mein Vater. „Hebe dein Strickzeug auf!" befahl er mir, „und wo sind die schönen kostbaren Strickrölle, die dir die Großmutter geschenkt hat?"

Himmel! wo waren die? Und ich wußte doch ganz sicher, ich hatte sie mitgenommen in den Garten. Ich weiß nicht mehr wie es kam, plötzlich hatte ich gesagt: der Valentin hat mir sie weggenommen.

„Gieb ſie her,“ herrſchte mein Vater.

„Ich hab' ſie nicht,“ ſagte Valentin und ſtampfte mit dem Fuße auf und machte eine Fauſt gegen mich.

„Wart', ich will dir aufſtampfen und Fauſt machen, rief mein Vater. Dießmal ſollſt du mich ſelber ſpüren.“ Er griff nach ihm, aber behend wie eine Katze kletterte Valentin die Mauer hinauf und ſprang hinab auf die Straße und ſo wie jetzt, hören Sie, ſo wie jetzt, ſo grell und durchdringend, ſchrie auch damals unſer Pfau.“

Adelgunde hielt eine Weile inne, dann fuhr ſie wieder geſammelt fort:

„Der Amtsdiener war herbeigekommen, und mein Vater befahl ihm, ſeinen ungerathenen Sohn einzufangen und abzuſtrafen. Wir waren an das Gartenthor getreten und ſahen wie der Amtsdiener ſeinem Sohn nachſprang, aber dieſer rannte immer weiter bis hinab an den Neckar, der ſo hoch von den Frühlingswäſſern war wie noch nie, und wir ſahen, wie ſich Valentin nochmals umwendete und etwas gegen ſeinen Vater rief, aber dieſer drohte ihm mit der aufgehobenen Hand. Mit einem kecken Satz ſprang Valentin in den Strom. Der Amtsdiener war niedergefallen, aber jetzt erhob er ſich: „Mein Kind, mein Kind!“ rief er. Wir waren ihm nachgeeilt. Am Ufer ſchwamm die Mütze Valentins und jetzt zeigte ſich ſein Kopf und jetzt ein Arm mitten im Strom, und jetzt ſah man nichts mehr. Da ſprang der Amtsdiener mit einem lauten: „Vater im Himmel hilf!“ ihm nach. Wir ſahen ihn eine Weile mit den Wellen kämpfen und dann

verſchwinden. Ich wurde heimgebracht, aber mein Vater ſtieg bald zu Roß und eilte davon und Viele aus der Stadt folgten ihm nach. Es wurde Abend und Niemand kam. Die ganze Nacht blieb meine Mutter wach, ich ſelber ſchlummerte nur immer kurz ein und wachte immer wieder auf; aber wie kann ein Kinderſinn die Sünde und ihre Folgen faſſen? Ich wußte nicht mehr, war es wirklich, oder hatte ich's nur geſagt, daß mir Valentin die Strickrölle weggenommen; dieſe waren allerdings verſchwunden und ich konnte nicht ſagen, wohin ſie gekommen waren. Oft war ich traurig, tief, ſchwer, und wollte mich auch tödten und in den Neckar ſpringen; aber wenige Tage nachdem man die Leichen von Vater und Sohn in unſere Stadt zurückgebracht hatte, brachte mich meine Tante nach der Hauptſtadt in die franzöſiſche Erziehungsanſtalt. Eine ſtille Schwermuth verließ mich lange nicht und erwachte aufs Neue, als ich nach zwei Jahren wieder in das Elternhaus zurückgekehrt war. Und doch, war ich nicht vielleicht unſchuldig? Hatte mir Valentin nicht in der That die Strickrölle entriſſen? Hatte ich nicht die Wahrheit geſagt, und was konnte ich für die Folgen? Es giebt Dinge, die nachmals durch andere Ereigniſſe, die gleichſam darauf geſchüttet werden, wie zugedeckt ſind, und man kann nicht mehr ſagen, was wirklich war und was nicht; es bleibt nichts als eine Vorſtellung, die man ſich ſelber gemacht und es giebt nichts und Niemand, der Einen anders überzeugen kann. Aber nun, hier ſehen Sie, hier iſt ein Zeugniß, hier iſt es, es legt ſich wie eine Schlange um meine Hand, hier,

hier, das erwürgt mich. An dem Kettchen hängen zwei Menschenleben, und ich, ich habe sie getödtet und meine Schuld ist offenbar vor mir, vor euch, wie sie es vor Gott schon längst gewesen ist. Aber es ist gut, daß es so gekommen; ich soll nicht in Täuschung und Beschönigung dahingehen, ich soll mir nichts mehr vorlügen können, wie ich einst gelogen, ich soll büßen und ich büße. Ich kann nichts mehr ersetzen, aber mein Bischen Habe, das ich besitze, soll an die Anverwandten des Amtsdieners vertheilt werden; Sie müssen seinen Namen noch finden, und dieses hier, ich bitte, legt es in meine Hand, wenn sie todt ist. Die Lügensaat ist aufgegangen, begrabt sie mit mir."

Wenige Wochen darauf wurde Adelgunde aus demselben Zimmer, in dem sie als Kind einst zuerst ihre Schuld erkannt und sich wieder ausgeredet hatte, hinausgetragen auf den Kirchhof und die Strickrölle wurden in der Hand der Leiche mit ihr begraben.

In Einem hatte sich die Reuige doch geirrt: an dem Kettchen waren nicht drei und vierzig, sondern vier und dreißig Ringchen, ihr vorwurfsvoller Sinn oder was sonst mochte ihr diese Zahl dafür vorgespiegelt haben.

Der letzte Thorwart von Offenburg.

Die ihn gekannt, haben oft mit ihm gelacht, und die ihn nicht gekannt haben — ja da zeigt sich was Sterben ist; vom großen Stadtthor, das abgebrochen ist, kann man durch Abbildung eine Vorstellung geben, aber von einem Menschen kann man das nicht. Man sagt von einem sprechend ähnlichen Porträt; aber was spricht es? Der Mensch hat nicht festgestanden wie ein Haus, das war ein Wesen das sich bewegt hat, bald so bald so dreingeschaut, bald gelacht und bald geflucht; denn geflucht hat der alte Thorwart regelmäßig bei allem was ihm Zuwideres begegnete, und bei so einem alten Soldaten springen Haubitzen, Granaten und Kartätschen in seinen Flüchen, daß es knattert und prasselt. Weinen hat den Thorwart kein sterbliches Auge gesehen und er ließ sich's gefallen, daß man ihm nachsagte: ihm fehle dieser Vorzug des Menschen vor dem Thiere.

Könnt Ihr Euch denken, wie der Thurm dort auf dem Staufenberg einmal neu war, frisch von Kelle und Hammer weg? Man ist gewohnt, daß er grau und verwittert dasteht, und so war's auch mit dem Schlüsselbart. Er war allezeit alt, man konnte sich ihn gar nicht anders denken. Es ist nämlich zu merken, daß der Thorwart den Unnamen „Schlüsselbart" hatte. Sein

Geſchlechtsname hieß „Bart“ und weil er einſt geſagt, daß er der Schlüſſel der Stadt ſei, hieß er davon der Schlüſſelbart.

Es iſt ein eigen Ding um ſolchen Unnamen. Tauſende von Menſchen mühen ſich ab und ſterben gar darum, Saaten werden zerſtampft, Städte verbrannt und ganze Länder verwüſtet, um zu einem Namen das Beiwort: „der Große“ u. ſ. w. hinzuzufügen; da hat man's weit leichter, ſich einen Unnamen zu machen; es braucht nichts als einmal eine ungeſchickte Redensart und dergleichen, und fertig iſt er.

Zu den ſeltſamſten Lebenslagen gehört aber, wenn die Welt von Einem etwas weiß, nur der, den's betrifft, weiß nichts davon; es iſt, wie wenn Einem etwas hinten in den Rockkragen geſteckt wäre. Jeder der vorüberging, lachte den Thorwart an; er konnte ſagen was er wollte, man lachte halb dazu, bis er endlich erfuhr, daß er Schlüſſelbart heiße. Unſer Thorwart wußte nicht was er machen ſollte. Wehrte er ſich dagegen, ſo blieb der Spottname gewiß haften, wehrte er ſich nicht, ſo blieb er auch. Was that alſo unſer Thorwart? Das Wohlfeilſte; er that nämlich nichts, und verachtete nur im Stillen die Menſchen und dabei dünkte er ſich groß, denn das ſoll ja eine Größe ſein, die Menſchen verachten zu können; da kann man ſich einbilden was man will, ſich für groß und erhaben halten, und wer etwas dagegen ſagen will, iſt eben verächtlich.

Unſer Thorwart war aber bei ſeiner Menſchenverachtung wohlauf.

In England ſoll's bald keine Füchſe mehr geben,

die rothjackigen Jäger haben ſie weggeſchoſſen. Auerochſen hält ſich nur noch der Czar von Rußland, auch Menſchenraſſen ſterben aus, und wie lange wird es dauern und es giebt keinen Thorwart mehr. Wir Alten aber, die wir ſie noch gekannt, müſſen den Jungen ſagen, wie ein ſolcher in vergangen Zeiten ausgeſehen hat.

Der alte Thorwart war der Erſte und Letzte im Städtchen, es kommt nur darauf an, wie man's nimmt oder von wo man herkommt. Der Thorwart war wie das graue Stadtthor, er kam auch nie vom Fleck und drehte ſich nur um ſeine Angel. Eine lange Pfeife und der Thorwart gehören nothwendig zuſammen. Dazu ein kleines Häuschen, an der Vorderſeite mit wilden Reben überſponnen, daneben ein wohlgepflegtes Gärtchen mit hellgelben Sandwegen und Buchsbaumeinfaſſungen. Da war Alles vollgeſteckt mit friſchen Blumen und Pflanzen, als ob Blumen und Bäume hier beim Eingange in den finſtern Thorthurm noch recht innig Abſchied nehmen wollten vom freien Feld da draußen. In das Gärtchen iſt nie ein Kinderfuß gekommen, denn der Thorwart liebte die Kinder nicht, oder vielleicht haben wir's uns damals nur eingeredet, weil er allezeit ſo grimmig dreinſah, als wäre er der Wachthund der ganzen Stadt. Aus dieſem Gärtchen trieb er indeß allerlei Pflanzen- und Saamenhandel bis weit über den Oberamtsbezirk hinaus, und wer bei ihm wohl dran ſein wollte, durfte nur ſeine Blumen, ſeine Vögel und ſeine Hunde loben. Wachteln, Schwarzamſeln und Droſſeln hatte er in verſchiedenen Käfigen und ſogar ein Eichhörnchen in einer Drille.

Unſer Schlüſſelbart hat oft geſagt, er ſelber ſei wie ein Vogel und ſein Käfig hange auch im Freien; an Nahrung gebrach es ihm nie, und zwar erwuchs ihm dieſe beſonders aus den Steinen, denn er war Pflaſtergeldeinnehmer. Dabei trieb er mit beſonderer Vorliebe eine eigene Art von Thierzucht. Er hatte ſich eine Hündin von Ulmer Raſſe angeſchafft, nicht nur, weil eine Hündin, wie er ſagte, nie mit einpaſſirenden fremden Hunden Händel bekommt, ſondern er verſorgte auch damit Dorf und Stadt, und das Geſchlecht, das aus ſeinem Hauſe ausging, hatte das Wächteramt auf Bauerhöfen und das Treibergeſchäft bei Metzgern — und er that ſich viel darauf zu Gute. Ja, wenn der Schulmeiſter von Zell zur Conferenz in die Stadt kam, ſagte er ihm oftmals, er ſei auch ein Lehrer, er ziehe die nützlichſten Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft heran und der Verſtand eines ſeiner Hunde ſei oft größer als der ihrer Herren. Ueberhaupt liebte es der Schlüſſelbart, Bekannte eine Weile bei ſich aufzuhalten, ehe ſie durch das dunkle mächtige Thor, das zugleich Stadtgefängniß war, einpaſſirten. Er unterhielt ſich aber nur mit Bekannten; Fremde, die in Kutſchen ankamen und zu einem Thore hinein- und zum andern hinausfuhren, waren ihm höchſt gleichgültig. Jede Nacht Schlag Halb-Eins hatte aber auch Schlüſſelbart ſeinen gemeſſenen Aerger. Vom Kinzigthale herauf tönte ein Poſthorn; der Eilwagen kam, das Thor mußte geöffnet und hinter ihm geſchloſſen werden. Unſer Thorwart hörte aber weniger die fröhlichen Klänge des Poſthorns, als das vermaledeite Bellen des kleinen weißen Kläffers, des

Poſtſpitz, auf der Decke des Eilwagens. Der Schaffner hatte dieſem Hunde nicht mit Unrecht den Namen Zänkerle gegeben; beſonders Schlüſſelbart zankte ſtets mit ihm, aber der Spitz blieb ihm keine Antwort ſchuldig. Und wenn der Poſtillon blies, kläffte Zänkerle immer unaufhaltſamer und ſein böſes Beiſpiel weckte die ganze Zucht Schlüſſelbarts und die gleichgeſtimmten Seelen aller Hunde im Städtchen; aus allen Höfen antworteten Zurufe in den verſchiedenſten Tonarten und der boshafte Zänkerle ſtand auf dem Hinterdeck des Eilwagens und bellte unaufhörlich gegen die Stadt. — An Markttagen war Schlüſſelbart beſonders aufgeräumt. Wenn er die Körbe der Marktweiber unterſuchte, damit nichts Zollbares eingeſchleift werde, hatte er allerlei Spaß; dafür war er aber auch mit allem Möglichen verſehen, denn man ſtellte bei ihm ab, man gab ihm Aufträge an Ankommende und Abgehende; aber ſehr hüten mußte man ſich, ihm etwas zweimal zu ſagen, da konnte er grimmig werden, daß man ſeinem Gedächtniß nicht traue. Er beobachtete den Lebenslauf Vieler die aus- und eingingen und konnte Tagelang erzählen vom Steigen und Fallen der Menſchen; beſonders von Proceßbauern konnte er viel berichten und wußte Manchen bei Namen zu nennen, der im Anfange mit Roß und Wagen angekommen war, bis ein Stück nach dem andern in die Akten eingenäht wurde und man ihm endlich alle Eiſen abriß, wie einem Gaul der zum Abdecker kommt. „Es giebt überhaupt nichts Neues,“ ſagte er ſtets mit dem weiſen König Salomo, „und ich weiß ſchon Alles,“ ſetzte er aus eigener Machtvollkommenheit hinzu.

Seit vielen Jahren hatte der Schlüſſelbart eine Nachbarin, mit der er aber beharrlich kaum einen Gruß wechſelte. An der innern rechten Seite des Thores ſaß in einem halb ausgeſchnittenen Faſſe eine Obſtfrau Jahr aus Jahr ein und hatte die zeitläufigen Früchte vor ſich und dabei einiges altgebackene Zuckerwerk und in neuerer Zeit auch Zündhölzchen. Man hätte nun glauben ſollen, daß der Schlüſſelbart in der vielen müßigen Zeit die er hatte, ſich mit dieſer Nachbarin unterhielt; er that aber beſtändig, als ob ſie nicht da wäre und das nicht aus Bosheit, ſondern aus Bequemlichkeit, denn er ſagte eines Tages zu einem Vertrauten: „Wenn ich mich mit ihr einlaſſe, weiß ich ſchon wie es geht. Da heißt es bald: ich muß da und dort hin, Nachbar Thorwart gebt mir ein bischen auf meinen Kram Acht — und das will ich nicht und darum kennen wir einander nicht.“

Nur wenn die Obſtfrau die erſten Kirſchen gezählt auf Stäbchen anknüpfte, nickte er ihr zu, als wenn er ſagen wollte: giebt's ſchon wieder Kirſchen? Sonſt aber lebten die Beiden neben einander als wenn ſie hundert Meilen Wegs von einander entfernt wären.

Am unliebſamſten aber war Schlüſſelbart gegen die Handwerksburſchen, die ſchnauzte er gern an, und es konnte wohl ſein, daß es daher kam, weil er feſtgenagelt war und nicht mehr auch wandern konnte; denn es ging die Sage, daß er einſt ſelber ein Handwerk betrieben habe: die Schuſterei. Er wollte das aber nie gelten laſſen, denn ſeit er bei Leipzig mitgeholfen hatte, dem Bonaparte Füße zu machen, ruhte er von aller

Arbeit aus und genoß in ſtiller Beſchaulichkeit den Lohn ſeiner Thaten. Die kupferne Denkmünze auf ſeiner linken Bruſt erinnerte an ſeine Thaten, er aber hatte noch ganz andere Erinnerungsfeſte; er hatte ſeine beſonderen Schlachttage, die er im Stillen feierte, und wenn er die Ankommenden anlachte, konnte man ſicher ſein, daß er heute einen ſeiner Schlachttage mit einem guten Trunk Durbacher gefeiert hatte. — Er liebte den Sonntag weit weniger als den Samſtag, denn an dieſem war Fruchtmarkt, und wenn die ſchwerbeladenen Wagen daherknarrten, hänſelte und lachte er oft die Bauern aus, beſonders wenn das Korn recht billig war; war es aber hoch im Preiſe und die Verkäufer zechten in der Stadt und er mußte noch tief in der Nacht oft und oft das Thor aufmachen, da konnte man ſicher ſein, daß man unter dem gewölbten Thore lange knallen mußte, bis er endlich rief: „Ja, ja, komm' ſchon!"

Oft kam er Monate lang nicht aus den Kleidern, und er behauptete, das halte den Menſchen geſund; die Thiere behielten ja auch ihre Kleider an, und darum ſeien ſie auch viel weniger krank. Frühling und Sommerszeit waren ihm angenehm, denn da ſaß er im Freien und ließ ſich von der Sonne braten und rauchte dabei und ließ ſich von ſeiner Wachtel, ſeiner Schwarzamſel und ſeiner Droſſel was vorſingen; wenn aber draußen der Sturm den Regen jagte, und Schnee und Hagel niederfielen, da war's ihm eigentlich noch wohler, da ſaß er in ſeinem wohldurchwärmten Stübchen, während draußen der Wind dem Fuhrmann den Mantel vom Leibe reißen wollte, ſtreckte ſeine verlängerte Hand, die

Stange mit dem Lederbeutel dran, zum Schiebfenster hinaus und dachte bei ſich: „Jagt ihr in der Welt herum, ich ſitze im Trockenen.“ Sehr ärgerlich war er, als man den Kirchhof vor die Stadt hinaus verlegte; er wollte nie gern an den Tod erinnert ſein. Aber von dieſer Zeit an kam eine Verdrießlichkeit nach der andern. Das hohe thurmähnliche Stadtthor wurde abgebrochen und die große ſteinerne Fratze, juſt über der Thorwölbung, die gegen alle Ankommenden die Zunge herausſtreckte und ſo griesgrämlich dreinſah, ähnlich wie der Thorwart, wurde beim Abbruch zerſchlagen.

Seit dem Verſchwinden des Thurmes war es unſerm Thorwart nun immer, als ob man ihm die Augenbrauen abgeſchoren hätte; er blinzelte nur noch ärgerlich und behauptete, im Sommer könne er es vor ſchattenloſer Hitze und im Winter vor Sturmwehen gar nicht mehr aushalten; dabei ſpöttelte er über die Stadtbewohner, die er beim Aus- und Eingang ſtellte und ſagte zu ihnen: ſie hätten die alte Reichsſtadt zum Dorfe gemacht, denn was ſei eine Stadt anders als ein Dorf, wenn ſie kein Thor mehr habe? Man werde bald ſehen, es gäbe gar keinen Zuſammenhalt mehr; jetzt werde man hinausbauen und die ganze Stadt wäre nichts als eine aufgeſprungene Wurſt, während früher das Thor der Bindfaden geweſen wäre, der ſie zuſammengehalten. Aber es kam noch ſchlimmer. Die Eiſenbahn wurde abgeſteckt, unſer Schlüſſelbart lachte über das einfältige Zeug, das die Leute ſich einredeten. Der Bau ging trotzdem immer weiter, und als endlich die erſte Locomotive heranbrauſte und die ganze Stadt

hinauslief, um das neue Wunder zu sehen, da verlachte und verfluchte der alte Thorwart die ganze Welt. Und jetzt kam das Unerwartete. Unser Schlüsselbart wurde zur Ruhe gesetzt, denn Pflastergeld und Stadtzoll wurden abgeschafft. Jeder Wagen, der vorüberfuhr, ging ihm durch die Seele; er dankte Niemand mehr, der ihn grüßte, er wollte keinen Gruß wo er nichts mehr zu befehlen hatte. Das abgesetzte Thorwarthaus wurde von der Stadt anderweit vermiethet und auf seine letzten Tage mußte unser Schlüsselbart gar noch ausziehen. Er blieb aber nicht lang in der neuen Wohnung. Noch in seinen letzten Tagen scherzte er oft: er wolle doch sehen, ob der älteste Thorwart, der heilige Petrus am Himmelsthor, noch bei seinem Amt gelassen sei, oder ob auch dort Alles ungefragt ein- und ausspazire.

Das war der alte Thorwart, und so wenig es mehr abgeschlossene Zünfte und Stände geben wird — was Manche wiederum wünschen — so wenig wird man mehr Thurmthore an den Eingang der Städte bauen können. Die zusammengestellten Wohnungen der Menschen haben jetzt freie Aus- und Eingänge ins Weite, und der alte Schlüsselbart, der sie wieder in ein Thor einschlösse, ist — abgebrochen.

Abgeriſſenes vom Communismus.

In einer großen Verſammlung, wo viel von Garantie der Arbeit, von Veränderung des Beſitzſtandes und zuletzt gar von gleicher Vertheilung der Güter oder ſogenannter Gütergemeinſchaft die Rede war, ſagte ein Mann, indem er mit einem Stocke auf die Rednerbühne trat: „Hier mit dieſem Stocke kann ich Euch einen ſchlagenden Beweis von der Zweckmäßigkeit und leichten Durchführbarkeit in der Veränderung des Beſitzſtandes geben. Seht den Stock, es iſt ein echtes ſpaniſches Rohr, und hier oben ein goldglänzender Hundekopf als Griff. Ich will Euch aber nur ehrlich ſagen, dieſes Maul ſpricht auch: es iſt nicht Alles Gold was glänzt. Denn dieſer Kopf iſt nicht von Gold, ſondern von Bronce. Ich gehe alſo mit meinem Stocke geſtern an der ſogenannten Kornecke am Marktplatz vorbei, da ruft mir ein ſtaatsweiſer Eckenſteher zu: „Wart' nur, jetzt kommt die Zeit, wo man dir deinen Stock mit dem Goldknopf wegnimmt.“ Ich muß ehrlich bekennen, mich hat dieſer Brudergruß eben nicht erbaut, ſondern, offen geſtanden, erſchreckt; nicht weil ich mir eben viel aus dem Stock mache, obgleich er das werthe Andenken eines Freundes iſt, ich würde ihn gern auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, wenn gewiſſe

andere Dinge auch dazu kämen. Warum mich aber der Zuruf erschreckte? Weil es mir wehe that, diesen Menschen durch die Lehren der Verführten und der Verführer zu solchem, wenn auch vielleicht nur scherzhaft gemeinten Zurufe verleitet zu sehen. Ich will die Zumuthung einstweilen für Ernst nehmen und sage also: Gut, edler Bruder Eckensteher, hier hast du meinen Stock. Was willst du nun damit machen? Du kannst ihn nicht essen und nicht trinken, dich nicht damit kleiden, nicht darauf wohnen; du mußt ihn also zu Geld machen, um Speise und Trank, Kleidung oder dergleichen dafür zu bekommen. Du gehst damit also zum Nachbar Hans oder Peter, er soll dir den Stock abkaufen. Was soll der Nachbar Hans oder Peter mit dem Stock machen? Er wird ihn nur kaufen, wenn er damit spaziren gehen darf. Darf er das nicht, weil es ein aristokratischer Luxus ist, so wird er dich edlen Staatsweisen damit fortschicken; darf er es aber, so hat mein Stock nur den Besitzer gewechselt, es giebt also wieder einen Menschen, der mit einem scheinbar goldknaufigen Stock spaziren geht und wieder einen, der an der Ecke steht und der ihn wieder nimmt und wieder verkauft, wenn sich noch einmal ein Käufer dazu findet."

Es war dem Redner nicht verstattet, die Anwendung seiner Geschichte auszusprechen, ist aber auch nicht nöthig; es kann sie Jeder selber machen.

Ein geringer Mann oder die Bürgschaft.

Der Schreiner Krug hatte in der Stadt gearbeitet und machte sich in seinem Heimathsdorf ansäßig; weder er noch seine arbeitsame Frau hatten Vermögen, aber Arbeitsamkeit ist das eigentliche Vermögen in der ursprünglichen Bedeutung des Worts und das ist zugleich das beste, die höchsten Zinsen tragende Capital. Dennoch ist es Jedermann bekannt, wie schwer es sich thun läßt, auf dem Dorf von einem Handwerk allein ohne eine kleine Feldwirthschaft nebenbei zu leben. In neuerer Zeit ändert sich das; zumal bei der Aufhebung der Zünfte und vor Allem in den Dörfern, die der Eisenbahn nahe sind; denn dadurch wird es möglich, die Erzeugnisse der Arbeit rasch und ungehindert in die größeren Verbrauchsorte zu bringen. Unser Schreiner Krug lebte zwar in einer entfernten Waldgegend, dennoch gelang es ihm, sich bald aufzuschwingen und in der Nacht, wenn Andere sich zur Ruhe begaben, hörte man in seiner Werkstätte noch sägen, hobeln und hämmern. Dabei war er sparsam, und der Hut, den er wachstuchüberzogen durch vielerlei Länder getragen hatte, ward noch mehr als zwanzig Jahre zum Kirchgange aufgesetzt; er war nicht mehr nach der neuesten Mode, weder in der Form noch in der fuchsigen Farbe, aber

der Kopf darunter war allzeit frisch und wohlgemuth. Ein kleiner Acker und eine gute Wiese, sowie eine Kuh im Stall, waren aus den Brettern herausgesägt worden. So lebte Meister Krug viele Jahre.

Nun aber fügte es sich, daß die älteste Tochter einen Sägmüller in der Nähe heirathete. Unser Meister ließ sich dazu verleiten, sein bischen Habe zu verkaufen und mit dem Sägmüller gemeinsam ein Wasserwerk zu kaufen und dazu noch nahmhaftes Geld aufzunehmen. Er verstand den Bretterhandel wohl und wollte daneben auch noch sein Handwerk treiben; bald aber wurde ihnen durch eine neuerrichtete große Schneidemühle unheilbarer Nachtheil bereitet und nach wenigen Jahren mußte Alles verkauft werden. Die jungen Leute behielten noch so viel, daß sie mit Noth übers Meer auswandern konnten, und unser Meister Krug kehrte nochmals ins Dorf zurück. Ein treuer Genosse aus der Wanderzeit, der Schuhmacher Grundler, nahm ihn bei sich auf. Meister Krug wollte nun unverdrossen nochmals anfangen und von unten auf sich etwas erwerben; er sah aber bald, daß er jetzt weniger als nichts hatte, denn es giebt ein Etwas in der Welt, das unschätzbar ist und sich mit keiner Zahl nennen läßt, es heißt: Credit! Nicht die ungleichmäßige Vertheilung des Besitzes ist das Uebel in der Welt, sondern daß man nur dem, der etwas besitzt, auch fremdes Gut anvertraut. Es ist daher wohlgethan, daß in unsern Tagen ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet wird, Darlehnskassen für Gemeinden und Bezirke, überhaupt Vorschußbanken zu errichten, die die Arbeitskraft als Capital betrachten und sie nöthigen

falls mit den entsprechenden Mitteln ausrüsten. Unser Meister Krug klopfte an verschiedenen Thüren an, ja sogar bei Wucherern, aber man willfahrte ihm nirgends. Er lief von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, und wiederum nach der Stadt; immer meinte er, er müsse die Thüre finden, durch die er aus seinem Elende herauskomme, aber sie that sich nicht auf. Es war eine unsägliche Verzweiflung, mit der Krug hin und her wanderte, und er fragte sich oft: Warum gehst du wieder heim? Warum wanderst du nicht hinaus in die weite Welt, um fern und ungesehen zu sterben? Im Wald ausschauend sagte er oft vor sich hin: „Nur ein Paar, nur einen von den Bäumen und ich wäre gerettet!“ Ja er legte sich mehrmals im stillen Wald nieder und hoffte, daß der Tod kommen und ihn erlösen werde; aber immer wieder machte er sich auf und kehrte heim zu seiner Frau; die wohl als Taglöhnerin arbeitete, aber doch nicht so viel errang, daß sie beide davon hätten leben können, zumal da beim Hin- und Herrennen und Suchen des Meisters immer baar Geld drauf ging, wenn auch nur ein paar Kreuzer.

Die Noth stieg, wie man sagt, bis an den Hals oder vielmehr noch höher hinauf. Es gab keinen Taglohn mehr und der gute Kamerad Grundler half endlich damit aus, daß er sich bei einem reichen Bauern, von dem Krug ein Malter Korn auf Borg kaufte, für die Bezahlung verbürgte. Nun war doch mindestens wieder Brod im Hause. Unser Meister nahm den ersten Laib davon mit, das andere überließ er seiner Frau, und jetzt zog der vierundsechzigjährige Mann wieder wie

ein junger Wanderburſche hinaus in die Fremde, um als Handwerksgeſelle Arbeit zu finden. Es gelang ihm bereits am dritten Tage, und er arbeitete friſch drauf los; aber ſei es, daß er nicht mehr in einer großen Werkſtätte arbeiten konnte und ſich zu ſehr anſtrengte, oder daß den alten Mann das Heimweh und die Entbehrung der treuen Fürſorge ſeines Weibes ſo ſehr plagte, oder daß er überhaupt die veränderte Lebensweiſe nicht mehr ertrug: genug, noch nicht zwei Monate waren um, als Meiſter Krug in's Spital gebracht wurde; und hier genas er zuſehends raſch, denn ſeine Frau war gekommen, ihn zu pflegen. Als er wiederum gut marſchiren konnte, that es die Frau nicht anders, er mußte mit ihr heim. Unterwegs war Krug äußerſt munter und er ſagte oft: ſo habe er ſich's vor Zeiten gewünſcht, da er noch als fröhlicher Wanderburſche durch die Welt zog. Oft und oft habe er ſich ſein zukünftiges Weibchen herbeigewünſcht, daß ſie mit ihm wandere.

Daheim angekommen ſtand Krug wieder im alten Elend und was ihn am meiſten plagte, war: daß er nicht einmal ſo viel erübrigt hatte, um dem treuen Grundler ſeine Bürgſchaft abzulöſen. Wieder trat er ſeine alten Wanderungen an, aber einſt auf dem Heimwege übermannte ihn das Elend. Bei einer Buche mit niederhängenden Aeſten knüpfte er ſein Halstuch los und machte eine Schlinge um den Aſt: „Mach' ein End," ſagte er vor ſich hin und ſtampfte auf die Erde, in der er ſich ein Grab erzwingen wollte. Aber plötzlich hielt er wieder inne und ſagte faſt laut vor ſich hin:

„Ja, ja, aber der Grundler, der sich für dich verbürgt hat, der treue Mensch, wird um sein Geld betrogen! Kannst du als Betrüger aus der Welt gehen! Darfst du den guten Glauben deines Kameraden hintergehen? Nein, nein, der Grundler muß sein Geld haben, und wenn ich's stehlen muß." So sprach er fast laut und schaute dann still vor sich nieder, indem er daran dachte, daß Jemand noch mehr als Geld für ihn verbürgt hatte. Jahrzehnte lang hatte ihm seine Frau Liebe gewidmet und durfte er ihr damit vergelten, daß er ihr das Leid anthue? Und weiter gedachte er aller der Menschen, die ihm je Gutes gethan und er rief laut aus: „Es ist ja fürchterlich. Ich bin ja der größte Schuldner auf der Welt." Und jetzt als er sein Halstuch wiederum abknüpfen wollte, schaute er durch die Blätter hinauf zum Himmel und rief: „Du Himmel bist noch da und der über dir auch! Ich warte geduldig, bis Ihr ein Ende macht, ich nicht."

Ein Wandersmann in grauen Sommerkleidern mit einer neumodischen sogenannten Bügeltasche hatte nicht fern davon das seltsame Gebahren des Mannes gesehen und seine Ausrufe gehört. Jetzt trat er auf ihn zu und seine Worte und seine Mienen waren so zutraulich, daß ihm Krug sein ganzes Leben erzählte, besonders aber was in der letzten Stunde mit ihm vorgegangen war. Der Fremde öffnete die Bügeltasche und steckte die Hand in klingende Münze. Krug faßte seinen Arm und rief: „Ich nehme nichts geschenkt, sonst hätt' ich mich auf die Gemeinde gelegt." Der Fremde aber sagte: „Lieber Mann, ich will euch nichts schenken.

Seht, ich habe mit diesem Geld eine Reise nach der Schweiz machen wollen, ich bin nicht reich, aber das habe ich zu meiner Erholung erübrigt und ich will's euch nicht schenken, sondern nur leihen; und zum Beweise, nehmt hier diesen Zettel, darauf steht mein Name und mein Wohnort, ich thue weiter nichts, als ich kehre jetzt geraden Weges wieder um. Ich schenke euch nur meine Reisefreude, habe aber eine andere dafür, könnt mir's glauben. Wenn ich euch helfen kann, ist mir's wohler als auf dem höchsten Berge: der Gedanke, daß ich euch helfe, ist mehr als die schönste Aussicht ins Weite. Ich bitt' euch, wenn ihr könnt, bezahlt mich wieder."

„Ich kann aber keinen Bürgen mehr stellen," sagte Krug und lächelnd erwiderte der Fremde:

„Ich weiß einen Bürgen, den wir hier gleich bei der Hand haben, und er heißt Vertrauen. Ich wiederhole euch, ich bin nicht reich an Geld, aber an Vertrauen zur Güte der Menschen, und so glaube ich euch; täuscht ihr mich und behaltet ihr das Geld, während es euch gut geht, so habt ihr mich um mehr als mein Geld, ihr habt mich um mein Menschenvertrauen betrogen und damit mir die Freude und einem Andern, der, wie ihr, Noth leidet, die Hülfe geraubt. Daran denkt und nun lebt wohl."

Der Fremde legte fünfzig Gulden vor Krug hin, und als dieser noch staunend darauf schaute, war der Fremde verschwunden. —

Es gelang Krug, sich wieder herauszuarbeiten und nach Jahren erhielt der Fremde ein amtlich besiegeltes

Schreiben aus dem Heimathsdorfe Krug's, darin die Nachricht, daß dieser gestorben sei, daß man aber in seinem Gebetbuche eine Quittung über ein bezahltes Malter Korn gefunden habe und in seinem Halstuche, das im Kasten lag, einliegendes Geld und dabei die eigenhändig geschriebenen Worte Krug's: „Dieses Geld gehört dem N. N. in N. Er soll nur allezeit an die Menschen glauben und wenn er auch einmal betrogen wird."

Das war der geringe Mann. Sieh zu, du brauchst nicht weit suchen, ob du nicht auch eine solche Lustreise in die weite Welt des Wohlthuns machen kannst.

Die Hexenbesen.

Noch heutigen Tages reiten die Hexen auf dem Blocksberg, so behauptet der Doktor Gescheitle steif und fest, und er thut sich was darauf zu gute, das er ganz genau weiß, woher jener alte Aberglaube entstanden ist und seine Beweisführung lautet so: Wenn die Zeit ist, da die Staare ihre alte Behausung auf's Neue aufsuchen und herrichten und der Fink seinen schmetternden Gesang von den kaum knospenden Bäumen erschallen läßt, um diese Zeit da fährt auch in die Hausfrauen eine Scheuersucht, die sich nicht mehr bändigen läßt; sie wollen jetzt auch um die Osterzeit den Winter aus dem Haus hinaus kehren, mag's draußen nieseln und Naßkälte und Wind und Wetter noch so unbehaglich machen, es nützt nichts, Fenster auf! Alle Böden aufgescheuert! Alle Schränke ausgekehrt — und mit Einem Wort, in die Besen ist der Teufel gefahren und in diejenigen, die sie führen, nun — es schickt sich nicht, daß man das sagt.

Versuch's nicht, ihnen Einhalt zu thun: es könnte dir übel gerathen; sprich nichts davon, daß man auf sonnige Zeit warten möge: es nützt nichts, die dürren Reiser in den Besen schlagen jetzt aus, es regt sich eine Gährung in ihnen wie im Korn auf dem Speicher, wie

im Wein im Keller. Suche dich mit dem Gedanken zu beruhigen, wie es gut ist, daß eine Zeit zur völligen Ausstäubung des Hauses eingesetzt ist; manche unterließen es sonst ihr Lebenlang.

Berufe die behexten Besen nicht, wer weiß, was du sonst erfahren kannst, was dir nicht lieb wäre.

Gieb Acht auf deine Frau, wenn sie dieses liest; es hat etwas zu bedeuten, wenn sie dabei lacht und auch wenn sie nicht lacht.

Neue Gewerbvereins-Satzung.

Die Gewerbevereine sind die natürliche, zeitgemäße Erneuerung des alten Innungsverbandes, ihr besonderes Augenmerk muß darauf gerichtet sein, die Errungenschaften, die auf dem Gebiete der Wissenschaft wie der Erfahrung gemacht werden, zum Nutzen Aller zu verallgemeinern, neue Absatzwege für die Arbeitserzeugnisse zu eröffnen und Hülfskassen aller Art zu errichten.

Der Gewerbverein zu ** stand in voller Blüthe, und seitdem der Vetter Andres beigetreten ist, hat er vielfach die spielerischen Großthuereien daraus entfernt und mit Recht wurde der Vetter deßhalb einstimmig zum Vorsitzenden ernannt. Bei der letzten Jahresversammlung hielt Vetter Andres einen eindringlichen Vortrag über einen der wichtigsten Gegenstände, nämlich über das allmälige Verschwinden fester Kunden. Er erklärte, wie zwei Dinge hierzu mitwirken, die sich nicht abändern lassen. Das sind erstens die Magazine fertiger Waaren, wo der Käufer in keine Beziehung mehr zum Gewerbsmann tritt, und damit hängt das Zweite zusammen, daß durch die neuen Verkehrswege, durch die rasche Verbindung zwischen verschiedenen Städten und Ländern man den Bedarf nicht mehr

vorzugsweise an seinem Heimathsorte sich anschafft. Ein Drittes aber, setzte er hinzu, ist viel weniger sichtbar und doch am wirksamsten. Eben die Magazine fertiger Waaren haben in den Verbrauchenden eine ungeduldige und kurzangebundene Hast hervorgerufen, daß man nicht mehr warten will, bis man ein besonders Gewünschtes erhält; Alles wird auf Knall und Fall bestellt, und in dem Gewerbsmann hat sich dadurch ein großer sittlicher Schaden ausgebildet, und der besteht in falschen Versprechen oder einfacher im Nichtworthalten, grad heraus im Wortbruch. Der Gewerbsmann will sich den Verdienst nicht entgehen lassen und obgleich er weiß, daß er die gesetzte Frist nicht einhalten oder besten Falls nur mit schlechter Arbeit einhalten kann, verspricht er doch auf Tag und Stunde hin. Daraus erzeugt sich neben Anderem eine Verstimmung und Mißachtung, und wer selber treulos ist, dem hält man auch die Treue nicht und so geht man beim nächsten Bedarf zu einem Andern. Darum sollte es ein Hauptaugenmerk der Gewerbtreibenden sein, dem Bestellenden zu erklären: in dieser und dieser Frist ist es überhaupt und mir besonders nicht möglich, das Verlangte zu liefern. Freilich darf der alte Meister Schlendrian, der seine besondere Freude am Liegenlassen und Vergessen hat, dabei nicht im Hintergrunde stehen und flüstern: Man braucht's nicht so genau zu nehmen. Genau und fest sei Wort und That. Könnt euch darauf verlassen, daß in den meisten Fällen nach einer offenen und wahrheitsgetreuen Erklärung der Besteller seinen Auftrag nicht zurückziehen wird; vielmehr wird sich daraus ein dauern-

des und treues Verhältniß bilden, denn die Mehrzahl der Menschen ist doch noch so, daß es ihnen wohlthut, wenn sie der Geradheit begegnen und nicht mit schuld sind an dem sittlichen und wirthschaftlichen Verderb ihrer Mitmenschen. Probirt es nur, und ihr werdet sehen, was daraus erfolgt. Treue wird mit Treue belohnt, und darum wollen wir uns hier feierlich und gemeinsam das Wort geben, daß wir alle Fahrlässigkeit abthun und allezeit dem Arbeitgeber Wort halten.

Ja! rief es einstimmig aus der Versammlung und Hunderte von arbeitsharten Händen streckten sich in die Höhe.

Du, der du das lieseſt und zu dem ehrenhaften Gewerbstand gehörst, lege die Hand auf dieses Blatt und gelobe das Gleiche vor dir selbst. Wirst sehen, es wird dir Ehre vor dir und Ehre und Nutzen vor den Menschen bringen.

Ein beſonderes Kennzeichen der Eitelkeit

liegt auch darin, daß die damit Behafteten es nie geradezu eingeſtehen wollen, wenn ſie auch nur in einer unſcheinbaren Sache Unrecht haben oder im Irrthum ſind. Oft mit Eifer und Scharfſinn bringen ſie tauſenderlei Gründe vor, für das was ſie gethan und geſagt, während ſie beim Thun und Sagen keinen einzigen davon im Sinne hatten. Und ſo kommt zum anfänglichen Irrthum noch das Laſter der Lüge. Einen Irrthum kann man einem Menſchen beweiſen — indem man ihm die wirkliche oder mögliche Sache vor Augen ſtellt — eine Lüge nur ſeltener; denn wo ſoll man den Beweis des Gegentheils hernehmen, wenn Einer lügneriſch behauptet: ich habe die Sache ſo und ſo angeſehen?

Alle die Ausreden der Eitelkeit geſchehen nur, um nicht einfach geſtehen zu müſſen: ich habe mich geirrt, ich habe das und das nicht recht verſtanden oder habe es vergeſſen.

Forſche einmal im Leben nach und du wirſt ſehen, daß dieſe Eitelkeit in der Regel von ſolchen ausgeht, die nicht in ſich feſt ſind oder immer eine abhängige und unſelbſtändige Stellung nach außen vor Augen haben, ſo daß ſie durch das freie Bekenntniß eines Mangels ſich etwas zu vergeben fürchten.

Der Gevattersmann kennt einen tüchtigen Menſchen, der bei manchen Gelegenheiten ſagte: „das und das

verstehe ich nicht oder davon weiß ich nichts." „O Sie sind zu bescheiden," rief man ihm entgegen. „Nein," erwiderte er, „im Gegentheil, dieses Bekenntniß ist Stolz. Weil ich von manchen Dingen sagen kann, daß ich davon etwas weiß oder verstehe, kann ich den Muth haben ohne Scheu zu sagen: in Diesem bin ich unwissend. Wer wirklich Etwas gelernt hat, braucht sich nicht zu fürchten, die Grenzen seines Wissens einzugestehen, und je mehr man wirklich versteht um so mehr sieht man ein, was man nicht versteht; wer aber nichts Rechtes inne hat, der giebt sich gern bei jeder Gelegenheit den Anschein, als ob ihm gar nichts verborgen wäre. Mein Bekenntniß ist also nicht Bescheidenheit, sondern Stolz, und diesen wünsche ich recht vielen Menschen, und dann wird weniger Lüge und Hohlheit in der Welt sein. Einer wird gern vom Andern lernen und bereichert und aufgeklärt von ihm weggehen."

Von jenem obengenannten freien Eingeständniß, von jener Willigkeit sich eines Bessern belehren zu lassen, hat der Gevattersmann noch ein treffendes Beispiel in Erfahrung gebracht. Der alte Meister Gottfried von Berlin, ein weltberühmter und ehrenfester Künstler, hatte die Redeweise im Gebrauche: es soll mir lieb sein, wenn ich Unrecht habe — und gerne ließ er sich von einer Beweisführung überzeugen. Der Gevattersmann kennt Nachkommen des Meisters, in deren Familie das Wort heimisch ist, und hoffentlich wird es nun auch in anderen Familien heimisch. Probirt's nur; werdet sehen, wie manche Störrigkeit gebeugt, mancher Streit dadurch geschlichtet wird.

Es iſt etwas Wahres dran.

Das iſt die wohlfeilſte und halbſinnigſte aller landläufigen Redensarten, die eine innere Faulheit bekunden. Und wieder iſt es die Eitelkeit und Zerfahrenheit, die ſie in Umlauf geſetzt hat. Du kommſt mit einem Menſchen zuſammen, der ganz ohne Einſicht und ohne richtige Anſicht einer beſtimmten Sache iſt. Du ſetzeſt ihm Alles auseinander und machſt ihm die Augen auf, und er — was ſagt er zuletzt? „Es iſt etwas Wahres dran, an dem was Sie ſagen.“ Er kann und wird dir nicht ſagen, worin dieſe Stückwahrheit beſtehe; er glaubt genug gethan zu haben mit dieſer höflich zunickenden Redensart.

Solche Menſchen ſind keiner Erlöſung mehr fähig und des Beſten verluſtig was es geben kann auf der Welt: durch ein neues Wort, durch einen neuen Gedanken, der in die Seele geht, eine neue Belebung zu gewinnen.

Die Menſchen, welche die obengenannte Redensart im Munde führen, wo ſie andächtige Zuſtimmung zu erkennen geben ſollten, dieſe Menſchen würden eine neue Offenbarung, die ihnen verkündet würde, mit dem anmuthig freundlichen Zulächeln begrüßen: Es iſt etwas Wahres dran!

Laß dich von diesem Hochmuths- und Faulheitsteufel nicht berücken und du wirst sehen, es giebt keine größere Freude als die: sich von einem Mitmenschen eine echte und rechte Wahrheit vollauf und ganz geben zu lassen. Es ist eine neue Belebung, über den abgestandenen Irrthum hinüber zur Wahrheit zu kommen. Wenn ein frisches Faß angestochen ist, merkt man erst recht, wie welk und abgestanden Das vom alten war, und das Neue mundet um so besser.

Vom zertretenen Korn.

„Es giebt nichts Schöneres," sagte der Pfarrer vom Berge, der mit seinem Schultheiß — oder wie es nach dem neugebackenen Titel jetzt heißt, mit seinem Ortsvorstand — in Amtsgeschäften aus der Stadt zurückkam, als sie die Hochebene erreicht hatten und den Fußweg durch die hohen Kornfelder einschlugen, „es giebt nichts Anmuthenderes, als so hinzuschreiten durch das wogende Feld, und mir thut das noch wohler als ein Waldgang. Diese Saat ist mit Gottes Hülfe unsere eigene Arbeit, und seht, Schultheiß, der Roggen steht gleich auf mit eurem Hute. Das Getreide hat für mich etwas besonderes Heiliges, das grünt und sproßt und blüht, und hat es seine Frucht gezeitigt, so stirbt es ab, bleibt nicht für sich wie der Baum; es scheint nur für die Frucht, für des Menschen Nahrung zu leben."

Der Schultheiß hörte ruhig zu, er nickte mit dem Kopfe, aber um seine Lippen spielte ein seltsames Lächeln, und als jetzt der Pfarrer, fast als spürte er das Lächeln hinter seinem Rücken, sich umwendete und den Schultheiß zutraulich fragte, was er wieder habe, er sehe ihm was Verstecktes an, da sagte der Schultheiß: „O Herr Pfarrer, bei Ihnen ist man immer in der

Kirche, und Sie gehen auf dem Boden herum wie im Himmel. Aber Herr Pfarrer, mit Verlaub, das iſt mir viel zu fein, und nun gar für die da drin! Sagen Sie das Einem im Ort, und es iſt wie wenn man einem Ochſen in's Horn kneift, er ſpürt nichts davon. Mir gehen, wenn ich mich da umſehe, ganz andere Gedanken im Kopf herum."

„Nun? Darf ich ſie nicht wiſſen?"

„Freilich, ſchauen Sie, das iſt mein Acker. Da iſt kein Weg, aber die Leute haben ſich einen mitten durch gemacht, und es giebt nichts Aergerlicheres als das; denn ſchauen Sie, es iſt nicht genug, daß Eines Platz hat, die ſich begegnen müſſen einander ausweichen, und ſie treten oft noch mit Fleiß nebenaus. Und da liegt mindeſtens ein gehauftes Malter Korn, das die Leute da niedergetreten haben, und Keiner macht ſich ein Gewiſſen daraus, die gute Gottesgabe unter den Fuß zu treten. Es iſt ein guter Brauch, daß man keine Broſamen auf den Boden wirft, und wo ſie ſind aus dem Wege kehrt; aber da, das iſt doch auch Brod, und wenn die Leute nur dreißig Schritte Umweg machen wollten, da drüben geht der Rain; aber was ficht das die Leute an? Sie ſuchen den nächſten Weg. Ich habe Alles gethan, um den Durchgang zu verſperren. Sehen Sie, dort liegen die Dornen, aber ſie haben mir ſie nebenan geworfen; dort habe ich Graben gehackt, aber was hat's genützt? Sie treten jetzt im Halbkreis drum herum, und ich habe doppelten Schaden. Es geht mit den Dornen und Graben wie mit den Geſetzen im Verordnungsblatt, ſie richten oft noch mehr Schaden an als ſie

verbüten wollen, denn der Flurſchütz kann nicht überall ſein, und wenn's Niemand ſieht, thut Jeder was er will, und iſt noch bös, weil man ihm was in den Weg gelegt hat, und freut ſich, daß er drüber hinaus kann."

„Wenn man nur wüßte," entgegnete der Pfarrer, ‚wer zuerſt dieſen Weg durch's Feld gemacht; denn ſo iſt einmal der Lauf der Welt: hat der Eine zuerſt die Sünde gethan, ſo geht der Andere in den Fußtapfen nach und denkt: jetzt ſchadet's nichts mehr."

„Und der Erſte denkt vielleicht," ergänzte der Schultheiß, „man ſieht meinen Schritt nicht und ich bin ſchnell darüber weg, es ſchadet nichts, das Verdorbene richtet ſich wieder auf, oder eigentlich — und das iſt am meiſten der Fall — er denkt gar nichts dabei."

Der Pfarrer ging ſtill vor ſich hin und an ſeinem Hauſe ſchüttelte er dem wackern Schultheiß nochmals die Hand.

In der Erntepredigt, die alljährlich geſetzmäßig gehalten werden muß, überraſchte der Pfarrer ſeine Zuhörer mit einer ſeltſamen Auseinanderſetzung. Er erklärte ihnen, wie wohlthuend es ſei, daß man ſich alſonntäglich zu gemeinſamer innerſter Sammlung und Kundgebung ſeiner Wünſche und Beſtrebungen einige im Gebet, und wie der Geiſtliche nur ein Vordenker ſei, der der Gemeinde das darbringe, was die Beſten aller Zeiten gedacht und wieder in ihm erweckt zu gemeinſamer Belebung; dann aber ſagte er, daß das noch erhebender ſei, wenn der Geiſtliche nicht immer allein aus den überlieferten Schriften und aus dem eigenen

Herzen spreche, sondern auch, wenn er seinen Mund leihe dem Denken und Fühlen Derer aus der Gemeinde, so daß sich wahrhaft eine Gemeinde des Geistes bilde. Und nun ging er auf die Betrachtung der durch das Feld getretenen Wege über. Er verpflichtete sich zuerst feierlich von der Kanzel, nie mehr einen Weg durch's Feld zu geben, der nicht eigens dazu angelegt war, und er verpflichtete einen Jeden, auf sich selber zu achten und Andere dazu anzuhalten, daß ein Gleiches geschehe. Zuletzt erzählte er aus der Bibel, daß man im Lande Kanaan gesetzlich ein Stück des erntereifen Ackers stehen lassen mußte für die Armen und Besitzlosen, und so legte er den Großbauern an's Herz, dasjenige, was durch die Feldwege bisher niedergetreten worden sei, noch als ein Uebriges zu dem Gewöhnlichen an die Armen zu vertheilen.

Sieh dich nächstes Jahr in deiner Gemarkung um, was diese Mahnung für Frucht getragen hat.

Auf einem Acker an der Eisenbahn.

Der Gevattersmann denkt noch mit Freude an einen hellen Sommertag, als er mit dem — nein, er darf seinen Namen nicht nennen, denn er nimmt das übel — also mit einem aufgeweckten und behäbigen Bauer dessen Feldwirthschaft besichtigte; denn es gehört zu dem Erfreulichsten, in ein gesundes, mit Fleiß und Verstand gehaltenes Anwesen hineinzuschauen: der Arbeitende genießt das Glücksgefühl seines Thuns noch einmal in der Freude dessen, dem er es zeigt, und er braucht nicht zu fürchten, daß man das Eitelkeit nennen wird, denn das Schimpfen auf die Eitelkeit ist in vielen Fällen weiter nichts als ein Laufpaß für die Faulheit.

Als wir an ein Ackergebreite längs der Eisenbahn kamen, sagte der Bauer: „Sie können sich gar nicht vorstellen, was für Geschrei und Aberglaube überall auf den Dörfern war, als man die Eisenbahn anlegte. Man wird's in hundert Jahren nicht mehr für wahr halten, was man davon fabelte; denn jetzt schon kommt es Einem vor wie ein Traum nach einem Rausch. Noch jetzt, wenn man so am Geländer steht und der Bahnzug braust daher, ist es Einem als ob der ganze Zug zermalmend auf Einen losfahre; damals aber haben die Leute wirklichen Schwindel davon bekommen. Ich

will deſſen gar nicht gedenken, daß man wirklich und wahrhaftig geglaubt hat, der Teufel allein habe den Bau zu Stande gebracht und er fahre dahin und käme über's Jahr wieder um ſeine Opfer zu holen; der jüngſte Tag ſei vor der Thür. Die Leute ſagten ſogar, das Saatfeld ginge davon zu Grunde, die Bäume ſterben ab und die Dörfer werden in Brand geſteckt; und jetzt — ſehen Sie, das gehörte zu meinen ſchlechteſten Aeckern und nun iſt es einer von den beſten. Die Bergwaſſer, die da herunterkommen, haben den Boden zum ertrunkenen Lande gemacht, und ich habe meine Nachbarn nicht dazu bringen können, daß wir eine gemeinſame Ableitung anlegten; da hat die Eiſenbahn einen Durchlaß gemacht und wir haben den beſten, fetten Boden, der faſt gar keinen Dünger braucht. Im Beſtellen und Einheimſen der Ackerfrucht iſt die Eiſenbahn freilich hinderlich, weil die Bahnwärter mit ihrem Staatsdienerſtolze keinerlei Rückſicht wollen gelten laſſen, aber das wird ſich mit der Zeit ſchon geben. Die Eiſenbahn iſt jetzt unſre beſte Uhr und es hat doch was Prächtiges, daß man ganz genau weiß, wieviel es an der Zeit iſt; die Genauigkeit und Pünktlichkeit, an die man ſich durch die Eiſenbahn gewöhnen muß, iſt in allen Dingen von großem Nutzen, ſo wenig man das auch noch deutlich bemerkt. Und tagtäglich ſieht man, von wie vielen Dingen man noch nichts weiß, und das thut auch gut. Beſonders die Kinder können ſich die Eiſenbahn gar nicht aus dem Sinn oder gar nicht hinein bringen. Meine Kinder wollen immer wiſſen, wie das mit dem Dampfwagen u. ſ. w. eingerichtet iſt

und wie man das macht, und ich selber, wenn ich da-
stehe und den Zug vorbeibrausen sehe und wenn ich
mir den Draht da oben betrachte, der sich dahinzieht,
muß oft denken: es ist doch eine große Sache, was
Menschenverstand zuwege bringt. Ich habe mir drinnen
auf der Hauptstation die Gläser und Kolben zeigen
lassen mit deren Ausströmung der Draht beständig ge-
speist wird; ich muß sagen, ich verstehe es doch noch
nicht recht, aber das habe ich behalten, was mir der
Telegraphenmann sagte: heutigen Tages ist der Mensch
so weit gekommen, daß er mit Sonnenstrahlen malt,
mit Dampf reist und mit Blitzen spricht. Und wenn
ich mir so denke: jetzt in diesem Augenblick laufen un-
hörbar und schneller als man's sagen kann, Worte
durch den Draht dahin, und ein Land spricht mit einem
andern, und ich sehe nichts und merke nichts davon,
da macht mich das Geheimniß hier fast andächtig. Vor
Zeiten hätte man diese Dinge nicht Geheimnisse, son-
dern Wunder genannt, aber jetzt wissen wir, daß sie
das nicht sind: die Einen verstehen sie und die An-
deren nicht; und es wird eine Zeit kommen, wo wie-
derum Neues offenbar ist. Und ich denke an die großen
Geheimnisse, die in der Welt und über ihr noch verbor-
gen sind, und Alles ist so groß, daß ich's nicht fassen
und nur erstaunen kann. Ich danke meinem Geschick,
daß ich in einer Zeit lebe, in der die Geheimnisse der Welt
uns ganz nahe gerückt sind; seit ich das weiß bin ich viel
glücklicher. Ueber meinen Acker hin ziehen unsichtbare
Worte und auch auf meinem Acker steht das große Räthsel
der ganzen Welt, zu dem wir in Andacht aufschauen."

Der Gevattersmann freut sich, daß der, der das gesagt, jetzt auch hier lesen kann und wenn er ihn bei einem guten Trunk Bier dort in jenem Thalwirthshause wiederfindet, wird er ihm hoffentlich keine Vorwürfe mehr machen. Vielleicht nur den, daß er ihn ein bischen herausgeputzt habe; aber — wer hat auch einen Rock von einem andern Schnitt angehabt als er Geschworner beim Schwurgericht war? Der Mensch darunter bleibt doch derselbe und die Gedanken bleiben doch dieselben und gute Gedanken auf einem Acker sind auch ein Segen, wenn man ihn auch nicht im Wagen führt und mit der Gabel ladet. Beim großen Ausdreschen wird sich's zeigen.

Welches iſt der gottloſeſte Gedanke?

Es ſtanden zwei Wanderer an der Umzäunung eines Dorfkirchhofes und der Aeltere ſprach: „Es iſt ein Zeichen von der Verwilderung unſeres Lebens, daß die Dorfkirchhöfe in der Regel nur einen wüſten ordnungsloſen Eindruck machen. Man hat die Kirchhöfe außerhalb des Dorfes verlegt, und ſie ſollten den wohlthuendſten Anblick des Naturfriedens gewähren, durch geordnete Wege, durch Baumpflanzungen und Blumen; aber freilich, die meiſten Ortsvorſteher denken nur an die Grasnutzung vom Grabe ihrer Angehörigen.“

Der Jüngere ſchien anderen Gedanken nachzuhängen, ſein Blick war wehmuthsvoll und er ſprach endlich tief aufathmend: „Dieſe Gräber, wer weiß, welches Leben ſie decken, wie Viele hier vermodern und ſind in ihrem Daſein nie das geworden, wozu die Kraft in ihnen lag. Dort ſind die Gebeine eines armen Taglöhners, der vielleicht ein volkbeglückender Regent; dort Einer, der ein weisheitſpendender Lehrer und wiederum Andere, die hätten Denker, Dichter, Künſtler, Erfinder, Feldherren und große Männer aller Art werden können, wenn nicht das Schickſal ihnen dieſe Gelegenheit verſagt, wenn nicht bedrückende Verhältniſſe ſie eingeengt hätten, ſo daß ſie nie das wurden, was ſie zu werden beſtimmt waren.“

„Was sie zu werden bestimmt waren! An dieses Wort von dir knüpfe ich an," erwiderte der Aeltere, „und sage dir, daß dein Ausspruch der gottloseste ist, der sich denken und kundgeben läßt. Die Klage und Wehmuth über das, was man untergegangene oder erstickte Größe nennt, ist eitel. Jedes wird in der Welt das, was es zu werden die wirkliche Macht hatte; läßt es sich durch Hindernisse und Störungen beeinträchtigen oder gar zerstören, so hat es eben nicht die volle Kraft gehabt zu dem, was es sich selbst einredete oder was Andere ihm zumutheten. Es giebt keine erstickte Macht in der Welt; läßt sie sich ersticken, so ist sie eben keine. Wäre das anders, so wäre die Welt, das Schicksal der Völker und der einzelnen Menschen ein bloßes Gaukelspiel. Der auf Erkenntniß gegründete Glaube an die Weisheit und Gerechtigkeit der Weltordnung ist Eins mit dem Glauben an die unzerstörbare Kraft des menschlichen Willens und seiner im letzten Grunde festgestellten Unabhängigkeit von äußeren Bedingungen. Die Fähigkeit, durch redliche Arbeit sich zu vervollkommnen, fehlt in keiner Lebenslage. Aeußerliche Verhältnisse können den Gegenstand ändern, mit dem ein Mensch zufrieden und glücklich ist, aber die innere Zufriedenheit, die Glückseligkeit in sich, die reine Gemüthsverfassung, wird dadurch nicht geändert. Du hast insofern Recht: es können hier die Hüllen großer Geister begraben sein; aber besteht denn die Größe allein in der Breite und Weite des Gebietes, das man mit seinen Gedanken und Thaten beherrscht? Die Art und die innere Seele dessen was man thut, ist die eigentliche

Größe, nicht die Zahl, nicht das Gebiet, denen die That zu gute kommt. Das was den eigentlichen und echten Werth des Menschen ausmacht, ist überall das Gleiche. Allenthalben ist Gelegenheit gegeben, sich als rechtschaffen und tapfer, als dienstwillig und hülfreich gegen Andre zu bewähren, und das ist das Beste, was der Mensch kann, ob er nun als Minister, als Gelehrter, oder als Ackerknecht und Fabrikarbeiter seinen Menschenberuf erfülle. Wer seine gegebenen Verhältnisse wahrhaft zu erfüllen sucht, mit Nachdenken, mit Fleiß und Liebe, der hat dem Besten genügt. Besseres kann Niemand thun. Alle Sehnsucht nach Bethätigung in anderen Verhältnissen ist gestillt, wenn man bedenkt, daß sich damit nur die Erscheinungsart verändert, keineswegs aber die innere Tugend, die überall die gleiche ist. Hier hört alle Eifersucht und alles ungestillte Verlangen auf. Immerhin mag Jener dort Beruf und Fähigkeit zum Staatsmann gehabt haben, und war dieß, so hat er sein gerechtes Bemessen gewiß in kleinen Verhältnissen geübt und der in ihn gelegten Kraft Genüge gethan; daß er es nicht weiter that, war eben weil seine Kraft dazu nicht ausreichte oder weil im Haushalt der Welt Manches sich zu scheinbar Kleinem verwenden lassen muß. Jener dort mag nach innerer Befähigung ein weiser Lehrer, die Anderen mögen Denker, Dichter, Künstler, Erfinder, Heerführer gewesen sein, und sie haben das gewiß nach Maßgabe ihrer Naturkraft nach Außen erfüllt und ihr Geist lebt fort in Anderen, denen sie eine kleine Anregung gegeben, und wir können die Zuversicht festhalten, daß er

einſt auf anderer Stätte, in anderem Boden ſeine volle und durch neue Zuthaten vermehrte Kraft und gemeinnützige Größe entfalten wird. Es iſt ein hoher Spruch der Weisheit, der die Welt verſtehen lehrt, wenn es 1. Kor. 12, 4—6. heißt: Es ſind mancherlei Gaben, Aemter, Kräfte, aber es iſt Ein Geiſt, ein Herr, Ein Gott der da wirket Alles in Allen.

Und ein gutes Sprüchwort ſagt: nicht der iſt arm, der wenig hat, ſondern wer viel begehrt! Aber hätten dieſe Alle auch einſiedleriſch in ſich verſunken gelebt und nie, auch nur in der kleinſten Weiſe, zur äußeren Geltung und Wirkung gebracht was in ihnen war, ſo waren ſie es für ſich und das war ihre Erfüllung. Es blühen tauſend Blumen im verborgenen Waldesgrund, die Niemand ſieht, es reifen tauſend Früchte, die Niemand genießt; daß ſie aber für ſich zu Blumen, zu Früchten geworden, das iſt ihre Erfüllung in ſich, die göttliche Vollendung ihrer Naturbeſtimmung. Und die Natur iſt ſo reich, daß ſie nicht Alles unſeren Augen ſichtbar und mit Händen greifbar zur Verwendung und zum Verbrauche bringt. Zu denken aber, daß Etwas in der Welt durch zufällige Verhältniſſe ſeine Naturbeſtimmung verfehlt habe, das iſt der gottloſeſte Gedanke von allen, die ſich denken laſſen."

Der Jüngere drückte dem Aelteren ſtill die Hand und ſie gingen getroſten Muthes in gleichem Schritte von dannen.

Eine fremde Hand

ſchlägt dein eigen Kind. Du kommſt dazu und erfährſt, daß das Kind es wohl verdient hat und du weißſt, daß der Lehrer oder wer es ſonſt eben gezüchtigt, im Allgemeinen ein wohlwollender Menſch und dem Kinde zugethan iſt; und dennoch, wie du ſo dein eigen Kind gezüchtigt ſiehſt, dreht es dir das Herz im Leibe um. Warum denn? Weil du doch Niemand die Liebe für dein eigen Fleiſch und Blut zutrauſt, wie dir ſelbſt, und das läßt ſich nicht überwinden.

Gieb aber auch auf dich ſelber Acht, ob nicht oft deine eigene Hand, die das Kind züchtigt, eine fremde iſt, ob du nicht oft in Mißmuth über ganz Anderes eine Unfolgſamkeit oder eine Unart an deinem Kinde mit einer Härte beſtrafeſt, die das Vergehen bei weitem nicht verdiente.

Hüte dich, daß deine eigene Hand nicht die fremde ſei.

Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Zweite Gesammtausgabe.

Mit dem photographirten Bildniß des Verfassers.

Achtzehnter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
1864.

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schatzkästlein des Gevattersmanns.

Zweiter Band.

Inhalt.

Jahrgang 1845.

	Seite
Der Gevattersmann	1
Warm muß ich werden	2
Wer iſt ein größerer Herr?	4
Ein Flucher	4
Dreierlei Wünſche	7
Wenn er das Sieden verträgt	8
Der König kommt	9
Ein Pranger für Alle	9
Beſonderer Tiſch	10
Ein Geſpenſt	11
Troſt im Unglück	11
Von kleinen Reiſen	13
Unterthänigſte Bittſchrift des Wörtleins Ich an Wir, Man und den gehorſamſt Unterzeichneten	16
Gute Unterhaltung	18
Der Polizeidiener in der Rattenfalle	20
Je ſchlimmer je beſſer	22
Der Doktor Gſcheitle	26
Nur ein Schneider	26
Der Fall über den Schatten	29
Das Glück durch die Gelbwurſt	31
Der gekreuzte Dukaten	34

Seite
Das Schlimmste 39
Ein Mährchen mit einer Wahrheit 40
Der falsche Sechser 41
Was suchst du? 44
Leserliche Hand 45
Polizei! Hilf! 46
Sonderbare Zahlungsfristen 49
Der böse Spion 50
Gut heimbezahlt 52
Der schöne Jean 54
Der wiedergefundene Schatz 58
Neuer deutscher Briefsteller 62
I. Brief eines preußischen Soldaten an seinen Vater . 62
II. Brief vom Vetter Andres 71
III. Antwort vom Vetter 78
Was für Bilder soll ich in meine Stube hängen? . . . 81

Jahrgang 1846.

Der Gevattersmann 84
Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein 85
Kein Kopf und keine Wurzel 86
Von neuen und alten Kleidern 89
Der Wurstvisitator 90
Die Posaune des Gerichts 92
Garantirt 96
Der Seiler von Fürfeld 98
Doppelt genäht hält fest 104
Vom Gewerbfleiße 109
Eine nicht gehaltene Rede 110
Von kleinen und großen Kindern 115
Wach' in's Gewehr! 117
Du, Ihr, Sie 118
Der Kindesmord. Eine harte Geschichte 122
Neuer deutscher Briefsteller 139
Brief eines schwäbischen Bäckergesellen aus Berlin . . 143

Jahrgang 1847.

Seite

Der Gevattersmann 160
Die goldene Repetiruhr 164
Die Frau Bürgermeisterin 169
Alte und neue Wirthshausschilde 172
Nachtgespräch zweier deutscher Grenzpfähle 174
Vor der Kirche 177
Der Herr Lotterer 181
Der getreue Adjutant 185
Nochmals von Kleidern 186
Selbstregieren und Selbstrafiren 187
Wo steckt der Teufel? 188
Gebt mir meinen Mann 190
Das Märchen vom goldgelben Apfel 190
Der unbequeme Weg 194
Herr und Meister 196
Eine Wetterregel 197
Neuer deutscher Briefsteller 198
Frag- und Antworttafel 211

Jahrgang 1848.

Der Gevattersmann 214
Eine Dämmerungsstunde 215
Die Schloßuhr zu Kleinresidenzlingen 221
Aus dem Kindergarten 225
Zerstören 225
Allein oder im Verein 228
Ein Kind zurechtweisen 229
Ihre Pflicht zu thun 230
Gewährenlassen 231
Vielregieren 232
Planmäßig 232
Gesegnet sei die Hand 233
Eitelkeit, nichts als Eitelkeit 234
Die Kunst, Menschen zu finden 236

Seite

Von dem Gefangenen mit der eisernen Maske 238
Ein Kampf um Leben und Tod 240
Neuer deutscher Briefsteller 274
Frag- und Antworttafel 285
Nachmärzliches, oder drei Säcke und ein vierter und der ist der größte 286
Briefwechsel zweier Brüder 288
I. Hans an Ernst 288
II. Ernst an Hans 296
Fertig! 307

Jahrgang 1845.

Der Gevattersmann.

Besinnst dich hin und her, herüber und hinüber, lieber Leser, was das für ein Gevattersmann ist, der da zu dir in's Haus kommt, und was ihm ein Recht giebt, sich so zu heißen. — Es lassen sich siebenerlei Gründe dafür denken, fünf kannst du dir selber machen und zwei will ich dir sagen. Also:

6. Will ich dein Gevattersmann sein bei manchem rechtschaffenen Gedanken, den du zur Welt bringst. Wenn du das da lieseſt, was ich jetzt schreibe, und es geht dir etwas Gutes dabei durch den Kopf, und du spürst es in allen Gliedern, daß du ein braver Mann und ein guter Deutscher sein willst, so steht Einer in Gedanken dabei und freut sich — und das ist dein Gevattersmann.

7. Will ich auch noch einmal Gevatter sein bei dem schönsten und liebsten Kind, das hoffentlich nicht mehr zu lange auf sich warten läßt. Und weißt du wie es heißt? Die deutsche Einheit. Laß dann dem Gevattersmann die Freude, ein ganz klein Zipfelchen von

ſeinem Kaiſermantel zu halten und ihm etwas ganz Gutes in das Kiſſen zu binden.

Warm muß ich werden.

Kommt einmal gegen Abend in einer Stadt in Deutſchland ein Fremder mit Extrapoſt an, und verlangt Pferde, um weiter zu fahren. Ein baumſtarker Poſtillon ſpannt an, und fährt mit dem fremden Herrn ab. Als ſie in den zwei Stunden langen Wald kommen, fängt es an Nacht zu werden. Es iſt als ob die Pferde ſelber eine beſondere Unruhe verſpürten; ſie laufen, daß man glaubt, die Räder fliegen davon. Plötzlich werden ſie aber angehalten, drei Räuber überfallen den Wagen und verlangen von dem Reiſenden, er ſolle ihnen Alles, was er habe, freiwillig geben, oder ſie wollten ihn zwingen, daß er keine Einſprache mehr machen könne. Der Bedrängte ruft nun den Poſtillon zu Hülfe. Dieſer aber ſitzt ruhig auf dem Bock und ſchmaucht behaglich ſeine Pfeife, als ob ihn die ganze Geſchichte nichts anginge. — Was wollte alſo der Fremde thun? Er ſteigt aus und muß zuſehen, wie ihm die Räuber Alles, was er an Geld und Geldeswerth hat, wegnehmen. Als nun endlich die Platte rein geputzt iſt, ſagt der Fremde: „Mit Verlaub, ihr Männer, ich hätte noch eine Bitte, daß ihr mir einen Dienſt erweiſet; ich will's nicht umſonſt. In meiner Kutſche iſt noch eine verborgene Kiſte mit fünfhundert

Thalern, die ſollt ihr haben, wenn ihr mir den Schwager da oben, den Poſtillon, herunternehmt und tüchtig durchwalkt.“

Zu einem ſo ehrlichen Verdienſt laſſen ſich die Räuber nicht zweimal auffordern. Sie reißen den Poſtillon herunter und trommeln tüchtig auf ihn los. Eine Weile läßt er Alles mit ſich machen. Endlich hebt er die Achſeln und ſagt: „Jetzt iſt's genug!“ eben gerade als ſeine Peiniger daran ſind, ihn ganz niederzuwerfen. Nun kehrt er den Stiel um, packt den Einen hüben und den Andern drüben und ſchlägt ſie ſo aufeinander, daß ihnen das Herz im Leibe zittert und ſie umfallen wie die Mücken im Herbſt. Jetzt kniet mein Poſtillon auf ſie hin, und giebt ihnen das Draufgeld ſammt Zinſen wieder zurück. Als das der Fremde merkt, gewinnt er Muth, und macht es mit ſeiner Leibwache ebenſo. Mit Hülfe herzugekommener Leute gelingt es dann, die Räuber zu binden und nach der Stadt hineinzubringen. Unterwegs ſagt der Fremde zu dem Poſtillon: „Aber hör' einmal, du biſt ein ſonderbarer Heiliger. Warum biſt du denn ſo ruhig geweſen, und haſt mir nicht geholfen, und haſt dich zuerſt prügeln laſſen?“

„Warm muß ich werden!“ antwortet der Poſtillon, „wenn ich meine tüchtige Tracht Prügel habe, dann weiß ich erſt, was ich bin, dann kann ich erſt recht tapfer um mich hauen.“ —

Daraus iſt zu lernen: wie gar viele Menſchen ruhig bleiben, ſo lange ihr Nachbar in der Klemme ſteckt, bis es endlich ihnen ſelber an den Kragen geht. Es

iſt aber auch noch etwas Anderes daraus zu lernen für das deutſche Volk.

Wer iſt ein größerer Herr?

Der König Max von Baiern war ſeiner Zeit ein gar leutſeliger Fürſt; das iſt beſſer als hochſelig, denn da iſt man ſchon geſtorben, und beſſer als redſelig, denn dabei kommt nichts heraus als eben ein Mund voll Wind. Alſo der König Max kommt einmal in ein Dorf und unterhält ſich mit dem Schultheiß:

„Wie geht's, wie ſteht's?“ fragt er.

„Königliche Majeſtät, ich bin ein größerer Herr als Sie,“ antwortet der Schultheiß.

„Wie iſt das zu verſtehen?“

„Ja, ſehen Königliche Majeſtät, wenn Sie etwas befehlen, ſo geſchiehts; ich muß aber zehnmal befehlen, bis etwas geſchieht, alſo habe ich mehr zu befehlen, und wer mehr zu befehlen hat, iſt ein größerer Herr.“

König Max merkte ſich das und verſchaffte den Anordnungen der Schultheißen mehr Nachdruck.

Ein Flucher.

Zweierlei Tuch, das haben die Mädchen Alle gern; ſowohl die Dienſtmagd als ihr Fräulein. — In einer

Stadt, wo jeden Mittag Schlag zwölf die Parade durch die schnurgerade Straße zieht, und richtig nach neun Stunden der Zapfenstreich geboren wird, liebte also ein liebes Jungfräulein einen Offizier. Es giebt manchen braven und tüchtigen Mann unter den Offizieren, der nicht wie so viele Andere glaubt, mit dem Exerziren und Spazirenreiten sei man ein großer Mann, brauche weiter nichts, und könne auf alle anderen Menschen herunterſehen; sondern der es weiß, daß Liebe zum Vaterlande, zu Verfassung und Gesetz ihm seinen Degen festschnallen müssen; der sich allerlei nützliche Kenntnisse und ein ordnungsmäßiges gesetztes Benehmen aneignet, weil er ja dazu da ist, damit Niemand dem Lande etwas anhaben könne, damit Ordnung und Freiheit darin herrsche. Das liebe Jungfräulein war aber an den Unrechten gekommen, er sah wohl recht manierlich aus, war's aber gar nicht; besonders hatte er sich ein lästerliches Fluchen angewöhnt, und ein Hagelblitzdonnerwetter ging ihm so leicht vom Mund weg, wie einem andern ehrlichen Menschen ein Morgen- oder Abendsegen. Wenn er aber seine blaßgelben Glanzhandschuhe anhatte, und bei den Eltern und mit den Gespielen des Jungfräuleins in Gesellschaft war, da lächelte er so sanft und lispelte so zart, wie wenn gar kein rohes Wort über seine Lippen gehen könnte; er sprach von seinen Gefühlen u. dgl., was die Mädchen gar gern haben, und das Jungfräulein sah ihn immer mit strahlenden Augen an. — Einstmalen an einem Abend war der zarte Held wieder im Hause seiner Liebsten gewesen, und war bezaubernder als je: so viel weise Mäßigung,

ſo viel edle Sanftmuth war ihr noch nie vorgekommen. Als es endlich Zeit zum Weggehen war, hatte ſich das Jungfräulein weggeſchlichen und harrte verſtohlen an der Treppe; es wollte dem Jüngling noch eine Gutnachthand oder auch einen Kuß geben. Als der Offizier die Thüre hinter ſich in's Schloß fallen hörte, fing er mit dem größten Behagen an: „Kreuzhimmelfahnenbataillonmalefizdonnerrrſacrrra —“ und ſo weiter noch eine gute Weile; dann ſagte er tief aufathmend, wie wenn eine große Laſt von ihm genommen wäre: „Ah! jetzt iſt mir's wieder wohl, jetzt habe ich mich doch ausgeflucht; habe ich doch den ganzen Abend gemeint, ich muß platzen wie eine Bombe. Ich muß fluchen, fluchen muß ich, und vor dem Weibsgeſindel muß man doch ſchön thun. Johann! Hundskerl, häng' mir den Mantel um.“ — Das Mädchen, das dieſes vernommen, ſchlich leiſe in die Stube zurück, der Offizier bemerkte es noch, aber alle Mühe, die er ſich ſpäter auch gab, war vergebens, ſie waren von nun an geſchieden, und er konnte jetzt für ſich allein über ſein Fluchen fluchen. — Manche Leute wollen zwar ſagen, ſie nehme ihn doch wieder an. Sei dem wie ihm wolle. Merke: es iſt nicht gut, wenn man ſich gemeine Redensarten angewöhnt, es kann zu deinem Unglück ſein, auch wenn du gerade nicht verliebt biſt.

Dreierlei Wünsche.

Manche Menschen sind gar zu höflich und vergeben sich dadurch ihr Ansehen. So sagte einmal ein überaus feiner Franzose zu einem Engländer: „Wenn ich nicht ein Franzose wäre, so wünschte ich ein Engländer zu sein.“ Der Engländer erwiderte trocken: „Und ich, wenn ich nicht ein Engländer wäre, so würde ich wünschen — einer zu sein.“ Liegt in diesen beiden Aussprüchen nicht die oft übertriebene Artigkeit des Franzosen und das Selbstgefühl, so wie die strenge Wahrheitsliebe des Engländers ausgedrückt? Noch vor wenigen Jahren hätte ein Deutscher, der dabei gewesen wäre, gesagt: „Und ich — ich möchte ein Franzose oder ein Engländer sein.“ — Das ist Gottlob jetzt anders. Jetzt haben wir einsehen gelernt, daß wir selber etwas auf uns halten müssen, wenn wir es zu etwas bringen wollen. Wer sich nicht selbst achtet, dem geschieht Recht, wenn ihn auch Andere nicht achten. Wird ein guter Sohn die Fehler seines Vaters aufdecken? Lies einmal in der Bibel die Geschichte von den Söhnen Noah's. Wenn uns Deutschen auch noch Vieles fehlt, was andere Nationen haben; wenn auch noch Vieles im Vaterlande anders werden muß, bis jeder mit gerechtem Stolz sagen darf: „Ich bin ein Deutscher!“ so liegt doch in uns ein so tüchtiger Kern, daß wir es zu Großem bringen können; wenn wir nur recht wollen, und uns selber aufrecht erhalten. Und gerade, weil uns von so vielen Seiten so hart mitgespielt wird,

verdienen wir um so mehr Achtung, daß wir den Kopf nach oben behalten und vorwärts dringen.

Wenn er das Sieden verträgt.

Der Herzog Karl von Württemberg, der im vergangenen Jahrhundert gelebt hat, war ein gar gestrenger Herr, und wollte Alles in der Welt, d. h. in seiner württembergischen Welt, nach seinem eigenen Kopf ummodeln. Einstmalen reitet der Herzog Karl auf einem schönen Schimmel durch das Städtchen Calw im Schwarzwalde. In dieser Stadt war ein berühmter Färber, er steht eben vor dem Hause und zieht seine Mütze ab. „Hör' er einmal," sagt der Herzog, „kann Er mir den Schimmel da blau färben?"

„Ja, Durchlaucht, wenn er das Sieden verträgt," antwortet der Färber.

Der Herzog ist still davon geritten.

Diese Geschichte hat aber in unseren Tagen auch noch eine Bedeutung, und zwar eine besondere. Viele möchten gern das ganze deutsche Volk und die Menschen überhaupt ganz ändern durch Allerlei, — wenn sie nur das Sieden vertragen würden. Und es geht da leicht wie bei einem einzelnen Menschen, man kann Einen zu todt doktern. Gottlob aber, das deutsche Volk ist gesund und braucht nicht so viele Verordnungspflaster, und albern ist, wer es modeln möchte, wie er's gerade gern hätte.

Der König kommt.

Ein Mann war zu Tiſche geladen und ſagte immer: „Ich bin ſo voll, ich kann eigentlich gar nichts mehr eſſen.“ Dabei hieb er indeß doch nicht faul ein. Endlich aber ſagte er: „Nun iſt's genug.“ Da kam zuletzt noch ein ſchön Spanferkelchen, das glitzerte ſo unſchuldig und rein, daß Einem die Augen glänzten, wenn man's anſah. Dem Gaſte wird ein ſchön Stück angeboten, er nimmt's, und auch Kartoffelſalat nebſt Füllſel dazu, und verzehrt's mit Luſt. „Ich begreife aber gar nicht,“ ſagte der Hauswirth, „wie Ihr das noch eſſen könnt? wo findet Ihr denn Platz?“ „Ja,“ ſagte der Gaſt, „das iſt gerade, wie wenn der Marktplatz ganz voll iſt, Kopf an Kopf, es kann kein Menſch mehr hinein; auf einmal heißts: „„der König kommt!““ da rückt Alles zuſammen, und es giebt Platz für ihn und ſeinen Hofſtaat.“

Ein Pranger für Alle.

„Die Juden ſind ſchlechte Kerle, ſie betrügen und lügen und ſtehlen wenn's angeht,“ ſagte ein Mann zu ſeinem Freunde, worauf dieſer erwiderte:

„Die Juden ſind auch ſchlecht, aber im Allgemeinen nicht ſchlechter als die Chriſten auch. Wenn ein Menſch lügt und betrügt und ſtiehlt, ſo fragt er, wenn er ein Chriſt iſt, nicht ſeinen chriſtlichen, und wenn er ein

Jude ist, nicht seinen jüdischen Katechismus; der eine wie der andere verbietet ihm das, er thut's aber trotzdem."

„Die Juden sollten aber nicht schlecht sein," sagte der Erste.

„Ich will dir 'was erzählen," erwiderte der Freund abermals: „Vor Zeiten, als man die Verbrecher noch am Pranger ausstellte, stand einmal zu Frankfurt am Main ein Jude darauf. Ein anderer Jude geht vorüber. „„Nu Mausche,"" ruft ihm sein Nachbar Christian zu, „„gelt, da steht ein Judt!"" „„Nu, was der Mähr?"" sagt Mausche, „„habt Ihr den Pranger allein gepachtet?""

Besonderer Tisch.

Herzog Karl hat einmal im heißen Sommer in dem Städtchen Nagold zu Mittag gegessen, oder eigentlich gespeist, wie die großen Herren thun. Kommt eine Unzahl von Fliegen und speist mit, uneingeladen, und summen mit einander, und laufen hin und her, und gehören doch gar nicht an eine fürstliche Tafel. Da wird der Herzog bös und sagt zu der Wirthin: „In's Teufels Namen, deck' sie den Mücken besonders."

Die Wirthin ist still, und thut wie ihr befohlen. Nach einer Weile tritt sie wieder vor den Herzog, macht einen Knicks und sagt: „Gedeckt ist, befehlen jetzt auch Eure Durchlaucht, daß sich die Mücken setzen." — —

Hievon kannst Du selber die Anwendung machen.

Ein Geſpenſt.

Weiß wohl, daß du nicht mehr an Geſpenſter glaubſt, wie ich auch nicht. Es giebt aber ein Geſpenſt, das ich oft geſehen habe, bei Leuten, die auf harten Bänken und bei Leuten, die auf weichen Polſtern ſitzen. Ich habe es am hellen Tag, bei der einſamen Oellampe und beim Scheine von hundert Wachskerzen geſehen. Du kennſt die Sage, daß, wenn Jemand gewaltſam umgebracht worden iſt, ſein Geiſt als Geſpenſt umwandle. Viele Menſchen ſchlagen die Zeit gewaltſam todt, durch Nichtsthun, oder dadurch, daß ſie etwas treiben, was nicht viel mehr als Nichtsthun iſt, und da kommt dann das Geſpenſt der gemordeten Zeit: die Langeweile, und ſetzt ſich den Mördern, wo ſie ſind, auf den Nacken; es macht kein Geräuſch; es macht nur gähnen. — Willſt du das Geſpenſt von dir bannen, mußt du immer etwas Rechtes thun oder denken.

Troſt im Unglück.

Wenn ein ſchweres Unglück über dich kommt: es ſtirbt dir ein lieber Menſch, oder es betrifft dich ſonſt Etwas, daß du von Kummer und Schmerz ganz niedergedrückt biſt und dir gar nicht aufzuhelfen weißt; dann kommen die Freunde und ſagen dir: ſieh auf

Diesen oder Jenen, der hat noch viel schwereres Unglück ertragen oder ein Gleiches — oder dein eigener Verstand sagt dir: andere Menschen haben auch Unglück und Trübes aller Art. Du findest darin einen Trost und eine Stütze.

Nun frage ich: ist denn die Menschennatur so schlecht geartet, daß wir einen Trost darin finden, wenn wir sehen, daß wir nicht allein unglücklich, sondern daß es Andere auch sind? Steckt so ein Neidteufel in der menschlichen Seele, daß wir froh sind, wenn Andere auch Schaden haben?

Die Antwort ist: wenn wir von einem schweren Unglück betroffen werden, so meinen wir im ersten und heftigsten Schmerze, wir könnten nie mehr in Ruhe und Frieden leben, wir müßten daran zu Grunde gehen — wir verzweifeln fast. Wir glauben nicht, daß wir nach einem Jahre oder sonst nach Verfluß einer Zeit, wieder frisch und freudig sein könnten. Da betrachten wir das traurige Geschick fremder Menschen, und sagen uns, wenn auch nicht deutlich: Diese und Diese haben Aehnliches und noch viel Schlimmeres gehabt und haben es doch ertragen — du mußt es auch können. Man gewinnt dadurch Vertrauen zu seiner eigenen Kraft und den rechten Glauben, daß sie ausreicht.

Wenn wir also in unserem eigenen Unglück fremdes betrachten, sind wir weit entfernt, Freude an dem Schaden Anderer zu haben.

Darum wehre dich nicht dagegen, wenn man dir in deinem Unglück fremdes zum Trost vorführt.

Von kleinen Reiſen.

1.

Es iſt wahr und gewiß, man erlebt in unſeren Tagen weit weniger auf Reiſen, als vor Zeiten. Bei den guten Straßen und bei der Vorſorge für das Gefährt, kommt ſelten etwas Beſonderes mehr vor, etwa daß ein Rad bricht, oder dergleichen. Auch ſind die meiſten Menſchen jetzt nicht mehr ſo geſprächſam. Da ſitzen ſie ſtumm in ihren Winkeln und gucken einander an. Sonſt, wenn einer eine Reiſe that, war er aufgeräumt und zog auch andere Leute auf; die Menſchen wurden zuſammengeſchüttelt und gerüttelt, manchmal ging einem dabei auch das Herz auf und im nächſten Wirthshaus war die ganze Geſellſchaft ſchon Bruder-ander. Jetzt liegen die Leute viel zu viel auf der Straße, und ſie haben nicht Luſt, ſich immer auszuſchwatzen.

Da hatte einmal ein Vetter vom Gevattersmann, er heißt Johann, einen Hauptſpaß auf einer Reiſe von Berlin nach Potsdam. Es ſoll ein langweiliger Weg ſein. Das war nämlich vor der Eiſenbahn. Die zehn Menſchen, die im Familienwagen ſaßen, ſchauten einander an und waren gar nicht familiär, und es war Alles, daß ſie nicht gähnten. Da ſagte der Vetter: „Meine verehrten Anweſenden. Der Menſch (Alles lachte, weil er ſo weitläufig anfing, er aber fuhr fort) der Menſch lebt ſeine 70 Jahre oder auch mehr oder weniger; davon iſt die Zeit, die wir hier nach Pots-

dam fahren, ein erkleckliches Stück. Ich meine, wir sollten es einander so heiter als möglich machen; ich schlage also vor, daß wir, bis wir in Potsdam angekommen sind, Du zu einander sagen, Sie werden sehen, wie fröhlich es wird."

Eine Weile blieb Alles stumm, da sagte endlich eine ehrwürdig aussehende alte Frau, die in einer Ecke saß: „Du hast recht, das ist sehr gescheit," und nun ging's los. „Halt," rief der Vetter Johann (er befiehlt ein bischen gern) „ein Jedes soll dem Andern sagen, für was es ihn hält, aber aufrichtig." Nun ging's erst los, und man war so froh, daß ein Jedes bedauerte, als man in Potsdam angekommen war.

2.

Vor einiger Zeit fuhr der Gevattersmann nach einer der vielen deutschen Hauptstädte, auch Residenzen genannt. Zwei Männer saßen neben ihm, sie waren gesprächsam. Ich will nicht sagen, für was ich sie gehalten habe, es schienen im Ganzen ehrbare Menschen zu sein. Der Eine aber erzählte: „Ich komme von Wiesbaden, dort ist mir im schwarzen Adler mein Hut vertauscht, und ein alter verschabter Deckel dafür hingelegt worden. Ich habe mich aber kurz entschlossen und habe einen Hut nach dem andern aufprobirt, bis mir zuletzt der, den ich aufhabe, paßte. Die Kellner merkten's wohl und lachten, ich aber ging ruhig fort."

Ich sagte ihm: „Wie nun, wenn der, dessen Hut Sie haben, es ebenfalls so macht, und so fort, bis

endlich die ganze Gesellschaft unrechte Hüte aufhat und der alte am letzten hängen bleibt?"

Der Mann erwiderte blos: „Ich kann nichts dafür."

Nun schien, wie gesagt, der Mann sonst recht ehrbar zu sein. Wie verträgt sich aber eine solche Handlung damit?

Diese Geschichte passirte auf der Hinreise. Auf dem Rückweg, wir fuhren im Eilwagen, wurden wir von einem tüchtigen Platzregen überrascht. Die Fenster wurden nun aufgezogen, aber eines derselben schloß nicht gut und es spritzte durch dasselbe herein; auch von der Decke, wo die Laternen stecken, tropfte es. Der Mann, der dem Regen zunächst saß, ärgerte sich darüber und sagte, er werde bei der Ankunft das Klagebuch, das auf jedem Postamt liegt, verlangen und diesen Uebelstand rügen, damit ihm abgeholfen werde. Einstweilen richtete er sich ein, so gut es ging, und hüllte sich in seinen Regenmantel.

Als man endlich angekommen war, meinst du nun, der Betropfte habe das Beschwerdebuch verlangt? Er reckte und streckte und schüttelte sich und sagte endlich zu einem Packer: „Da regnet es herein, das sollte man ändern lassen." — Dann ging er seines Weges und weiß nun nicht, oder wenigstens nicht sicher, ob dem Uebelstande abgeholfen wird.

So geht es oft: auch wo die Menschen helfen können, ist ihnen oft die kleine Mühe zu viel, und sie scheuen sich, wie der Betropfte, vor den Post- oder andern Beamten und wollen nicht von ihnen darum angesehen sein. Sie machen sich schnell aus der Traufe,

so gut es geht, und lassen Andere wieder naß werden, wie sie es geworden sind.

Greif' an dein Herz, ob du auf diese Art nicht auch schon oft versäumt hast, etwas in die Reihe zu bringen, ob du das deinen Nächsten betreffende Uebel verhindert hast so gut du konntest, und thue künftig, was dir dein Gewissen befiehlt und scheue dich vor Niemand.

Unterthänigste Bittschrift

des Wörtleins Ich an Wir, Man und den gehorsamst Unterzeichneten.

Ich armes, verstoßenes Geschöpf weiß nicht, wo ich mein Haupt niederlegen soll; möcht' in mich selber hinein verkriechen, wenn das anginge. Weiß wohl, daß es sich nicht schickt, sogleich mit Ich anzufangen, thu' es aber doch. Da steht in der Zeitung: „Frische Stockfische habe erhalten. Johann Dreibein." Wo bleib' denn Ich? Ich meine bei den Stockfischen könnte man ein solch kleines Ich schon unterbringen, Herr Dreibein!

Ein Kaufmann schreibt: „Ihre Zuschrift vom 2. hujux habe erhalten." Stünde Ich nicht gescheiter da, als das hujux?

Du, ich meine dich Nachbar Kilian, machst eine Bittschrift, weil du einen Plan für einen neuen Schweinestall bei der Oberbaudirection einreichen willst,

und wo ich mich ſehen laſſen will, kommt der Katzenbuckel „gehorſamſt Unterzeichnete“ und Ich werde gar nicht angeſehen und muß mich kuſchen.

Am meiſten ärgert's mich, daß das landläufige „man“ von dem Niemand weiß, wer und woher es iſt, mich überall wegdrückt. Der Joachim ſteckt den Feuerſtein in die Pfeife und den brennenden Zunder in den Sack, und da ſagt er: „Man iſt doch oft gar zu dumm.“ Donner! da gehör' Ich hin, Ich bin dumm, muß er ſagen, und nicht „man.“

Und wenn ich meine, jetzt können ſie mich gar nicht mehr nebenaus ſetzen, jetzt müſſen ſie mich nehmen: der Bürgermeiſter hat 'was zu befehlen, oder ein Zeitungsſchreiber 'was zu wünſchen; ich würde mir eine Ehre daraus machen, wenn Ich dabei auftreten könnt' — aber nein, da heißt es gleich: „Das Bürgermeiſteramt, die Zeitungsſchreiberei,“ oder es kommt gar der hoffärtige Burſch, der „Wir,“ und ſtellt ſich ellenbreit hin, und Ich werde wieder heimgeſchickt.

Bei den Leuten im Irrenhaus und bei den Kindern bin ich's gewohnt, daß ſie nichts von mir wiſſen; ſie verſtehen noch nicht, was Ich zu bedeuten habe. Der närriſche Jakob ſagt immer: „Der Jakob iſt todt.“ Ich bin ihm ganz abhanden gekommen. Der kleine Fritz ſagt: „Mutter, gieb dem Fritz ein Aepfelchen.“ Die großen Leute ſollten doch aber wiſſen, was Ich zu bedeuten habe. Freilich, vor Gericht, und wenn's ſonſt 'was zu läugnen giebt, da ſagen ſie ſchon: „Ich . . . Ich . . . weiß nichts, Ich . . . Ich . . .“ daß ich mich ſchämen muß; aber wenn's was gutes giebt, kennen

sie mich nicht, da thun sie oft, wie wenn Ich gar nicht da wäre. Freilich, es giebt viele Leute, die sind nicht einmal das Pünktchen auf dem i, viel weniger ein ganzes Ich, die können meinetwegen „wir" sagen, oder auch „man"; ich brauche sie nicht.

Am meisten freuen mich die Engländer, bei denen bin Ich immer groß angeschrieben, sie schreiben immer „I" und stellen mich stolz hin.

Darum meine ich jetzt: wir Deutschen dürften wohl auch anfangen, Ich zu sagen, und recht schön wäre es, wenn Ich immer groß angeschrieben wäre. Ich hoffe, daß man mir in Zukunft Recht werden läßt, und verbleibe allzeit dienstfertiges Ich.

Gute Unterhaltung.

Nichts ist ärgerlicher, als wenn man beim Weggehen aus einer Gesellschaft sich selber Ohrfeigen geben möchte. Du gehst Abends, oder sonst an einem Feier- oder Sonntage, auf Besuch zu Leuten. Du hast ein gutes und reines Gemüth, möchtest über ordentliche Sachen sprechen, heiter oder ernst, wie's kommt. Da hat's aber oft der Teufel gesehen. Du gerathest unter Leute, die unzüchtige und schmutzige Reden führen. Du bist eine Weile still und hörst zu. Du hast den Muth nicht, die Sache in eine andere Bahn zu führen; auch ist das schwer, denn von unzüchtigen Sachen können die Dümmsten ganz geläufig sprechen. Du hörst also

eine Weile zu und — da fällt dir auch eine ſolche Geſchichte ein. Du erzählſt ſie — blos den Anderen zu Gefallen, — und wenn du weggehſt, möchteſt du dir, wie geſagt, Ohrfeigen geben.

Dieſe Treppenreue, wie man das nennen kann, iſt ſehr traurig. Nicht mehr thun, iſt das Beſte.

Ein Anderes geſchieht oft einem geſprächſamen und mittheilenden Menſchen. Er kommt wohin, es redet Niemand, er kann das nicht aushalten und redet dann für zwei; er muß ſich ſelber Red' und Antwort geben, und noch dazu auf Dinge, die er gern für ſich behalten hätte, und die nicht gerade da und dahin paſſen, kurzum, er ladet das Heu vor der unrechten Thür ab.

So ging's oftmals einem braven und vernünftigen Manne, der in den Abendſtunden ein Nachbarhaus beſuchte. Einſtmals ſagte er: „Ich gehe nicht mehr hin.“ „Warum?“ fragt ſeine Schweſter, „Du unterhältſt dich ja immer ſo gut.“ „Ja,“ antwortet er, „Ich unterhalte *mich*.“

Darum wünſcht dir der Gevattersmann immer einen oder einige gute und offene Menſchen zur Geſellſchaft, wenn du ſie nöthig haſt. Sei du nur ſelber ſo, und ſieh dich nur recht um, dann findeſt du ſie in jedem Dorf und in jedem Städtchen.

Der Polizeidiener in der Rattenfalle.

Warum ſind die meiſten Menſchen, die eifrig darauf aus ſind, daß das Geſetz herrſche und die Obrigkeit in Achtung ſtehe, ich frage: warum ſind die meiſten Menſchen ſo froh, wenn der Polizei ein Schabernack geſpielt wird? Sie gehört doch auch zur Obrigkeit, und wie! Macht ſie ſich denn nicht überall geltend, auf Schritt und Tritt, zu Pferd und zu Fuß, bei Tag und bei Nacht? — Ja, das iſt's eben. Sie macht den ordentlichen und geſetzmäßigen Leuten viel mehr zu thun, als den unordentlichen. Sie giebt ſich das Anſehen, als ob ſie allein mündig ſei, und alle Bürger unmündige Kinder; ſie wird in gar vielen Orten, nicht wie ſich's gebührt, von den Bürgermeiſtern und von den Bürgern ſelbſt gehandhabt, ſondern von Menſchen, die man eben ſo hergeſetzt hat, und die Einen anſehen, als ob ſie ſagen wollten: warum kann ich dich denn nicht beim Kragen nehmen? — Und wenn man ſie braucht, dann ſind ſie gerade nicht da. Das meiſte Aergerniß giebt aber, daß viele Anordnungen ſo ausſehen, nicht als wollte man die Leute ſchützen, ſondern als wollte man ſie im Zaume halten und bisweilen noch eine Trenſe aufſetzen. Und endlich (um das Regiſter voll zu machen), ein Hauptübel iſt, daß die Polizeidiener ein Fanggeld oder einen Anzeigerlohn haben; da gewinnt es dann oft den Anſchein, als ob die Verordnungen nur da wären, um die Leute recht ſtrafen zu können, und nicht dazu, um Unordnungen zu verhüten.

Davon kann der Gevattersmann wieder ein Geſchichtchen erzählen, das in einer Stadt geſchehen iſt, welche jetzt zu einer deutſchen Bundesfeſtung gemacht wird, und die zwiſchen dem Rhein und der Donau liegt. Hier wohnt ein ehrſamer Schreiner und hat mehrere Geſellen. Nachts, wenn Feierabend iſt, wollen die Geſellen eben auch nicht zu Haus bleiben, ſondern der Eine geht da-, der Andere dorthin. Nun kann der Meiſter nicht jedem Geſellen einen beſondern Hausſchlüſſel geben, ſondern allen insgeſammt nur einen. Sie machen nun unten an der Rinne einen Verſchlag, und da legen ſie den Schlüſſel hinein: wer nach Haus kommt, nimmt ihn, ſchließt auf und wieder zu und legt ihn von innen wieder in den Verſchlag. Nun wird aber der Meiſter von Polizei wegen mehrmals beſtraft, weil man in der Nacht ſein Haus offen gefunden hatte. (Es läßt ſich eigentlich doch kein rechter Grund für ein derartiges Verbot auffinden, denn wenn Jemand nachläſſig ſein will, ſo, daß er beſtohlen werden kann, iſt das ſeine Sache und geht Niemand 'was an.)

Der Meiſter ermahnt mehrmals ſeine Geſellen, doch ordentlicher zu ſein, ſie aber behaupten, immer geſchloſſen zu haben; da ſagt Einer: „Ich glaube, der Polizeidiener hat das Verſteck des Schlüſſels entdeckt, und macht ſelber auf, um die Anzeigegebühren zu erſchnappen; gebt Acht, ich werde auch ein Fanggeld verdienen.“ Er hämmert und meißelt nun etwas in dem Verſchlag, wohin gewöhnlich der Schlüſſel gelegt wurde. Am Abend blieb Alles zu Hauſe. In der Geiſterſtunde, zwiſchen

11 und 12, hört man jämmerlich winseln. Der Meister und die Gesellen schauen zum Fenster hinaus und sehen den Polizeidiener richtig mit der linken Hand in der Rattenfalle gefangen, die ihm der pfiffige Geselle gestellt hatte. Er hatte sich fast ganz zum Boden bücken müssen, und jammerte nun erbärmlich in dieser gekrümmten Stellung. Alle Nachbarn kamen herbei, und man ließ den Gefangenen erst los, als er versprochen hatte, alle empfangenen Strafgelder zu ersetzen.

Je schlimmer je besser.

So sagen viele sonst brave Menschen, wenn ein neuer Gewaltstreich in der Welt geschehen, wenn aber- und abermals eine ehrliche Hoffnung zu Schanden geworden ist.

„Laßt sie nur immer drauf losmachen," sagen sie, „wenn's recht dick kommt, wird man schon einmal ausfegen, wenn genug darauf losgeschlagen ist, wird man schon einmal den Stiel umkehren, wenn der Bogen zu hoch gespannt ist, reißt er am Ende."

So sagen oft sonst ehrliche und brave Menschen, damit meinen sie dann, hätten sie genug gethan; sie haben eine Faust im Sack gemacht, haben beim höchsten Schiedsgericht ihres Gewissens eine Verwahrung zu Protokoll gegeben, und nun legen sie die Hände in den Schooß und lassen die Sachen gehen wie es Gott gefällt, oder vielmehr wie es Gott nicht gefällt.

Wenn's hoch kommt, ſchimpfen und ſpötteln dann ſolche ſonſt ehrliche und brave Menſchen über ihr eigenes Volk, über das deutſche. Das iſt eine wohlfeile Großthuerei. Zupf dich an deiner Naſe, du biſt ja auch ein Deutſcher. Sei du zuerſt brav und ſo jeder durch die Reihe, nachher wird's ſchon gut ſtehen.

Freilich, bei einem großen Siegesjubel mit thun oder gar vorn dran ſein, das iſt keine Kunſt und koſtet keine Selbſtüberwindung, aber im Kleinen, Ruhmloſen ſich bewähren, da zeigt ſich der echte Mann.

Im gewöhnlichen Leben, in jedem bürgerlichen Gewerbe ſagt man von einem Manne der verzweifelt und nichts thut: das iſt ein nichtsnutziger Menſch. Wer aber verzweifelt und nichts thut für die bürgerliche Geſellſchaft, wie ſollte man den heißen?

Es giebt auch Viele, die alle Verbeſſerungen der bürgerlichen Geſellſchaft der Zukunft in die Schuhe ſchieben, ſie ſagen: „Jetzt iſt nichts zu machen, es wird ſchon einmal eine Zeit kommen, wo es anders wird!“ Zeit kommen! Es kommt keine Zeit von ſich allein, man muß ihr entgegen gehen und muß ſie holen. Auf beſſere Zeit warten, das kommt gerade ſo heraus, als ob man an einem Strome ſitzt, über den man hinüber will, und man wartet und wartet bis das Waſſer ſich einmal verlauft. Da kann man lang zuſehen. Man muß eine Brücke bauen, oder in einem Nachen oder ſonſtwie hinüber ſchwimmen.

Zugegeben aber auch, es kommen einmal beſſere Zeiten; kann ein kommender Tag Rechtens die Jahre des Unrechts auslöſchen? Könnt ihr einem unſchuldig

Gefangenen die Stunden und Tage und Monate wiedergeben, die er in trauriger schwerer Haft zugebracht hat?

Drum frage dich selber: hast du immer gethan, was du konntest? Hast du denjenigen beigestanden, immer und unablässig beigestanden, die für das Gute wirken? Hast du denjenigen, der für die Wahrheit leidet, genugsam unterstützt? Hast du dir gesagt: er leidet für mich und ich muß ihm noch danken, wenn er etwas von mir annimmt? Oder hast du vielleicht bei dir gedacht oder auch ausgesprochen: es ist recht schön und brav, was der Mann will, aber er kann es jetzt nicht ausführen, und hast ihn dann allein waten lassen?

„Je schlimmer, je besser!" Der Satz ist aber auch noch weiter nicht wahr. Das Schlechte führt nicht zum Guten. Es giebt Viele welche sagen: die Leute haben Unrecht, wenn sie unzufrieden sind und klagen, leben wir nicht ganz gut? was fehlt uns denn? — Ihr lebt ganz gut, aber was euch fehlt? Ich weiß nicht, ob ich's sagen darf, aber wißt ihr, was ein Mann, was ein Bürger, was eine Nation zu bedeuten hat? Nun fragt euch selber weiter.

Merkst du, wie die Ueberzufriedenen durch das Schlechte schon verschlechtert sind? Man ist in unsern Tagen so gesittet und klug, daß man nicht mehr mit Kolben drein schlägt; man bindet nicht mehr an ein großes Seil, welches würgt und das man mit Einemmale abstreifen kann. Nein, man macht's gescheiter, man bindet an tausend kleine Fäden, und die Gewohnheit übt auch darin ihr Recht, daß man's nach und nach kaum mehr merkt, wie man an allen Enden und

Ecken gebunden und geknebelt ist. Man sagt dann endlich: es kann auf dieser Welt nicht anders sein, und da wird man — je schlimmer es geht, um so schlimmer.

Wie es aber nicht wahr ist, so ist es auch nicht gut, wenn aus dem Unrecht endlich einmal ein Recht kommt. Das lange Unrecht macht die Menschen schlecht, es gewöhnt sie daran, auf eigene Faust zu leben und gar keine Achtung vor dem Gesetz mehr zu haben. Und wenn ja dann einmal der Stiel umgekehrt wird, so ist das immer eine böse Sache, und wenn auch Alles gut geht, die Opfer sind schwer und groß.

Drum wer es gut meint mit dem Vaterlande und der Welt, der sagt nicht: je schlimmer je besser. Im Gegentheil, wo er ein Unrecht sieht, sucht er dem abzuhelfen, und bei Allem was ihm vorkommt sagt er offen und frei: das ist Recht und das ist Unrecht.

Kann er auch nicht das Haus auf einmal umbauen, so schlägt er doch da und dort einen Nagel ein oder stopft ein Loch zu. Wenn nur jeder Arbeiter seinen Stein unverdrossen recht meißelt und der Andere Mörtel zuträgt u. s. w., so wird das Gebäude schon fertig.

Wer nur recht schaffen will und ein gutes Gewissen und Muth hat, der kann noch immer was thun; ist es nicht viel, ist es wenig. Bleiben auch noch große Posten stehen, so kann man doch einstweilen die kleinen Klettenschulden abtragen, an die man doch später auch kommen müßte.

Wer also sagt: „Je schlimmer je besser," der gehört nicht zu den Besseren.

Der Doktor Gſcheitle,

auch Doktor Pfiffiziſſimus genannt, iſt in Ueberdenklingen bei Witzenblitz geboren. Er iſt eigentlich kein Doktor, hingegen nur ein Feldſcherer, läßt ſich aber doch Doktor heißen. Die Ueberdenklinger, das ſind ganz abſonderliche Leute. Wenn man einen Ueberdenklinger fragt: „Wo iſt denn dein link' Ohr?“ da hebt er die rechte Hand auf und langt über den Kopf hinüber nach ſeinem linken Ohr. (Mach's nur ſcherzhaft nach, wenn dich dein Rock nicht unter'm Arm ſpannt.) Den linken Arm aufheben und nach dem linken Ohr greifen, das kann ja jeder Menſch, und wer von Ueberdenklingen iſt, thut und ſagt gern was Beſonderes, was nicht jeder Menſch kann.

Drum mußt du dem Doktor Gſcheitle ein bischen das Zeug viſitiren, wenn er manchmal zu dem, was der Gevattersmann ſagt, ſeinen Senf dazu giebt.

Nur ein Schneider.

Haſt du ſchon einmal darüber nachgedacht, warum man die Schneider allfort ſo beſpöttelt und bewitzelt? Wenn du ſchon einmal darüber nachgedacht haſt, iſt mir's lieb, wo nicht, ſo können wir's jetzt mit einander thun.

Im Ganzen genommen iſt jede Arbeit eine ehrbare.

Nur wer faullenzt, den trifft mit Recht Schande und Spott, weil man ihm ja doch keine andere Strafe anthun kann. Die Arbeiter sind dazu da, um das Leben schön und menschlich zu machen, wer dazu mithilft, thut recht. Warum bespöttelt man die Schneider? Sind sie ja, wie der verstorbene Hausfreund gesagt hat, so große Herren, daß sie ungestraft die Hand an die Person des Königs legen und ihn mit kühnem Blick und Maaß messen dürfen — es muß doch irgendwo ein Häkchen haben. Erstlich mein' ich, weil das Sprüchwort sagt: Kleider machen Leut', und die Schneider (oder wie sie jetzt nach der neuen Mode heißen, Kleidermacher), sich immer damit beschäftigen, die Leute herauszuputzen, damit sie ein rechtes Ansehen haben, so suchen Viele selber das Ansehen in dem Aeußerlichen, in den Kleidern. Die Schneider gehen immer ganz absonderlich geputzt. Man sieht's aber dabei doch oft ihren Kleidern an, daß das Zeug nicht ausreichen wollte. Und wie Alles in der Welt Ursache und Wirkung ist, so suchen zweitens viele Schneider, weil ihr Stand nicht sonderlich geehrt ist, solchen zu verbergen, und machen sich dadurch doppelt lächerlich. Denn man soll nie verhehlen, was man ist. Nicht der Stand giebt dem Mann die Ehre, sondern aber umgekehrt. Der Mann, der rechte Mann aber bringt seinen Stand zu Ehren. Da meinen viele Menschen, wenn sie über ihren Stand hinausgehen und thun wollen, als ob sie höher stünden, da könnten sie größeres Ansehen erwerben. Weit gefehlt. Mit Schimpf und Spott werden solche Ausreißer heimgeschickt.

Drittens will es den Gevattersmann bedünken, als ob das Vorurtheil der Menſchen gegen die Schneider daher käme, weil die Schneiderei doch eigentlich kein Männergeſchäft iſt. Kleidermachen gehört eigentlich den Frauen, und war auch in früheren Zeiten ihre Arbeit.

Du kannſt dir einen großen, ſtarken, kräftigen Mann nicht ſo recht als Schneider, mit der winzigen Nadel in der Hand, denken. In der That ſind auch die meiſten Schneider ſchmächtige, enggebaute Menſchen, oder ſie werden es durch ihre ſitzende Lebensart. Das fordert nun manchen zum Spott heraus.

So, das wären nun die Gründe, die der Gevattersmann dafür weiß, daß man in der Regel mit Bedauern ſagt: „Nur ein Schneider.“ Vielleicht wüßte der Doktor Gſcheitle noch einen oder zwei, er hat aber noch nie darüber geſprochen. Ehrlich geſagt, ſind aber alle dieſe Gründe (um mit der Schneiderſprache zu reden) nicht recht ſtichhaltig. Gefällt dir's, wenn du oft hörſt: das iſt ein dummer Bauer, das iſt ein grober Schmied, ein ſchmutziger Schuſter, ein betrügeriſcher Advokat? Sag' einmal, gefällt dir das, wenn man eine ganze Klaſſe Menſchen über einen Kamm ſcheert? Du ſagſt gewiß: „Ich kenne Bauern, die ſind geſcheiter, als mancher Regierungsrath; ich kenne Schmiede, die ſind höflicher, als zehn Amtsdiener zuſammengenommen, ich kenne Schuſter, die ſind ſäuberlicher, als ein Dutzend Stadtjungfern; ich kenne Advokaten, die ſich nie dazu hergeben, auch nur das kleinſte Recht zu verdrehen, ſondern im Gegentheil Jedem zu dem Seinen verhelfen.“ Alſo — nun, alſo mein' ich, ſoll man auch jeden Schneider

für sich selber beurtheilen, dazu hat jeder Mensch das Recht.

Vor alten Zeiten, wo es noch Standesrechte gegeben hat, wo die Zünfte zusammengehalten haben, da hat man so beiläufig sagen können: „die Schneider oder die Schuster haben gewöhnlich die und die Tugend, oder die und die Laster.“ In unsern Tagen aber muß man Jeden für sich selber beurtheilen, und der Gevatters-mann kennt manchen Schneider, den er ohne Bedenken zum Abgeordneten wählen würde, und das ist doch die höchste Ehre.

Der Fall über den Schatten.

Von Mainz führt eine Schiffbrücke nach Castel, auf der man aber auch von Castel herüber nach Mainz gehen kann. Das thaten eines Abends zwei lustige Ge-sellen, der dicke Peter und der Schambetist (Johann Baptist), die etwas tief in's Glas gegucft hatten, d. h. immer in's volle, bis sie auf den Grund schauten. So oft sie einen frischen Schoppen im großen gerippten Glas vor sich stehen hatten, sagte der dicke Peter: „Beiß ihm den Kopf ab.“ Das geschah. Drauf wischte sich der Schambetist den Mund ab, und sagte: „Reiß ihm den Schwanz aus.“ Das geschah wieder, das Unthier ward verschlungen, der große Schoppen war leer. Fröhlichen Muthes schlenderten endlich die beiden Zechbrüder da-hin, denn das Trinken giebt den Menschen auch eine

Brüderschaft, wenn sie auch eben nicht lange dauert. Der Mond stand am Himmel und war voll, und es war, als ob er die Vollen da drunten auslachte und ihnen einen Streich spielen wollte. Plötzlich bleibt der Schambetist stehen und ruft: „Halt! da ist ein Bord (Brett) herausgenommen, fall' nicht in den Rhein!" Er macht nun einen tüchtigen Satz und springt glücklich hinüber, der Peter bleibt still stehen, hebt bald den einen, bald den andern Fuß und hüpft endlich, so viel es sein dicker Bauch erlaubt; fällt aber nieder und schreit: „O weh! Bruder zieh' mich heraus, ich lieg' im Rhein! Hilf!" Der Schambetist hat ein mitleidig Herz, und fängt an, den Peter aufzuwinden; der liegt aber nicht im Rhein, sondern, so dick als er ist, auf der Brücke. Als er endlich wieder auf den Beinen steht, gucken sich die Beiden an, und gucken wieder das ausgezogene Brett an. „Dunnerkeil," sagt der Schambetist, und tritt hart auf, „das ist ja gar kein ausgezogen Bord, das ist ja der Schatten vom Laternenpfahl." „Und ich habe mir doch meinen Fuß verstaucht," sagt der Peter, und hinkt davon.

Daraus ist zu sehen, daß man, wenn man seine fünf Sinne nicht bei einander hat, auch über ein eingebildetes Hinderniß, wie hier über einen Schatten, straucheln und dabei sich beschädigen kann. Oder läßt sich noch etwas Anderes daraus entnehmen?

Das Glück durch die Gelbwurst.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gerne folgende Geschichte zu erzählen:

Ich war erst kurze Zeit aus der Fremde zurück, und hatte mein eigenes, kleines Geschäft angefangen. Da war die Leipziger Wollmesse. Ich reise hin und nehme einen Kreditbrief von 1000 Speciesthalern mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zusammenkehrt, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und gesund, und was glaubt man da nicht mit 1000 Speciesthalern machen zu können. Ich reise also nach Leipzig, und gebe meinen Kreditbrief im Hause Frege und Compagnie ab. Der alte Frege läßt meinen Namen in sein Buch einschreiben und wünscht mir gute Geschäfte. Ich sehe aber bald, daß sich mit 1000 Thaler nicht viel machen läßt. Was thut's? Geht nicht viel, so geht wenig; besser leiern als feiern, sagt das Sprüchwort. Ich suche mir also eine Partie Wolle aus, und gehe hin, um mein Geld zu holen. Da sagt mir der alte Frege, es sei gut, daß ich komme, er habe nicht gewußt, wo ich loschire. Ich hatte das nicht gern gesagt, da ich wieder, wie einst als Handwerksbursche, in der Herberge wohnte. „Nun," sagte der Herr Frege: „Essen Sie morgen Mittag bei mir, Sie werden da noch große Gesellschaft finden." Ich konnte nichts rechtes darauf erwidern und gehe weg. Ich erkundige mich nun, was man bei einer solchen Einladung zu thun hat, und was dabei herauskommt. Man sagt mir, wie es Sitte sei,

daß jedes große Handelshaus seine Empfohlenen durch eine Einladung, wie man sagt, abfüttert; daß nicht viel dabei herauskommt, als daß man das Essen theuer bezahlen muß, indem es mindestens 1½ Thaler Trinkgeld an die Bedienten kostet. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich rechnete aus, daß mir von 1000 Thalern nur noch 998½ blieben, und für ein Mitagessen konnte ich nicht so viel aufwenden. Andern Mittags war ich kurz entschlossen. Ich kaufe mir für zwei Groschen Gelbwurst, für sechs Pfennig Brod, stecke es zu mir, und gehe hinaus vor das Thor, in das sogenannte Rosenthal. Mein Tisch war schnell gedeckt. Ich setze mich auf eine Bank und wickele meine Sachen heraus, ich zerschneide die Gelbwurst in sechs Theile und lege sie neben mich hin: das, sage ich, ist meine Suppe, das mein Fleisch, das mein Gemüß mit Beilage, das meine Fische, und das mein Braten und Salat. Ich glaube nicht, daß sie drinnen in der Stadt, bei Frege, mehr hatten, und daß es ihnen besser schmeckt. Ich war eben an der süßen Schüssel, sie war sehr gut zubereitet, da sehe ich einen Mann auf einem schönen Braunen daherreiten; der, denke ich, macht sich noch ein bischen Bewegung vor dem Essen, daß es ihm besser schmeckt. Ich wünschte ihm meinen gesunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten, um tüchtig einhauen zu können. Schneller, als ich dieß sage und denke, ist der Reiter bei mir, und zu meinem Schrecken sehe ich, es ist der Herr Frege selber. In meiner Angst fällt mir der letzte Bissen von meiner süßen Speise aus der Hand und der vorausspringende Hund schnuppert's

gleich auf; ich wickle ſchnell mein Papier zuſammen und weiß mir gar nicht zu helfen. „Ei, Herr Keller!“ ſagt der Herr Frege, „was machen Sie da? Glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu eſſen?“

Was ſoll ich darauf ſagen? Ich denke, du bleibſt bei der Wahrheit. Ich ſag' ihm nun, daß es ſich bei mir nicht austragen will, gegen zwei Thaler Trinkgeld für ein einzig Mittageſſen zu geben, und ſo und ſo, und daß ich mir vorgenommen habe, mich heute Abend oder morgen früh zu entſchuldigen, weil ich nicht kommen kann. — Da lacht er ganz laut auf und ſagt: „Ja, das müſſen Sie ja thun, ſonſt werd' ich bös; ich erwarte Sie um fünf Uhr, fehlen Sie ja nicht. Wünſche geſegnete Mahlzeit.“ Und fort war er mit ſeinem Braunen. Ich weiß nun gar nicht, was ich machen ſoll; ich denke aber: nun, freſſen wird er dich nicht, er muß um fünf Uhr noch genug haben von Mittag her. — Wie's alſo fünf Uhr gebembert hat, gehe ich hin, man weist mich in ſein Kontor, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand und führt mich in das Kabinetchen, und ſagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10,000 Thaler Kredit bei mir; wenn Sie aber das Doppelte brauchen, und auch noch mehr, ſagen Sie mir's nur offen.“ — Ich ſag': „Sie irren ſich, ich habe nur für 1000 Thaler.“ Da ſagt er mir: „Es bleibt dabei, wie ich ſchon geſagt habe; Sie ſind ein Mann, der zu ſparen weiß, und heut Abend eſſen Sie ganz allein bei mir in meiner Familie.“ Und ſo iſt's auch geſchehen, und das hat mir noch beſonders gefallen, daß er die Geſchichte ſeiner Frau und

seinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fort gewesen bin. Er hat wohl gemerkt, daß es mir Leid thäte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. So ist's mir durch die Gelbwurst möglich geworden, eine der größten Tuchfabriken anzulegen, und so lange der alte Frege gelebt hat, habe ich jede Messe einmal bei ihm allein zu Nacht gegessen, und da ist immer zuletzt noch Gelbwurst aufgetragen worden.

Der gekreuzte Dukaten.

Wenn ich nur hunderttausend Gulden hätte! Das hast du vielleicht auch schon oft gedacht oder gesagt. Wenn du aus einem Thalerland bist, ist es dir nicht darauf angekommen, und hast hunderttausend Thaler daraus gemacht, obgleich das ein Erkleckliches mehr ist. Wir Deutschen werden durch das mancherlei Geld zu guten Rechenmeistern erzogen, und es ist auch deßwegen, daß wir deutlich sehen, wie in jedem Schnitzel Land etwas Anderes Geltung hat. Ich nehm' dir den Hunderttausendwunsch nicht übel, es ist keine schlimme Sache um's Reichsein; aber das Glück macht es doch nicht aus, davon kann ich eine besondere Geschichte erzählen.

Ein junger Mann hatte seine Hunderttausend geerbt, und er begnügte sich auch damit, er wollte blos sein Geld verzehren, arbeiten aber wollte er nicht; das, meinte er, sei nur etwas für unbemittelte Leute. So hatte also der Herr Adolph (er war aus der Kamerad-

schaft des schönen Schahn, von dem ich nachher erzählen will) gar kein Geschäft als essen, trinken, schlafen, spaziren gehen oder reiten, und was ihm sonst noch einfiel. Ja, das Aus- und Anziehen war ihm viel zu viel, und er hielt sich einen Kammerdiener. Wenn er des Morgens erwachte, wußte er eigentlich gar nicht, warum er aufstehen sollte, es wartete kein Geschäft und darum keine rechte Freude auf ihn. Darum blieb er auch fein liegen, bis ihm das zu beschwerlich war. Fast ging es ihm, wie jenem Engländer, der aus purer Langeweile, um sich nicht mehr aus- und anziehen zu müssen, sich das Leben nahm.

Herr Adolph machte dann jeden Vormittag seinen Spazirweg, damit er den Nachmittag für sich frei und nichts mehr zu thun habe. Meist lag er auf dem Kanapee, gähnte und rauchte. Dabei hatte er mitunter noch seine besonderen Gedanken: „Jeder Mensch," dachte er, „hat so eine Summe von Kraft mit auf die Welt bekommen, die für seine siebenzig Jährlein oder auch mehr ausreichen muß. Wenn ich also einen schweren Stuhl von einem Ort an den andern hebe, ist damit ein Stück von meiner Lebenskraft aufgewendet und verbraucht — drum laß ich's hübsch bleiben." Auf solche Gedanken kann ein Nichtsthuer kommen!

Der Herr Adolph ward aber dick und oft kränklich, und mußte seinen Leib pflegen. Das war auch noch ein Geschäft.

Das Jahr durch ging dem Herrn Adolph manch schön Stück Geld durch die Hand, und dabei hatte er die besondere Liebhaberei, daß er bei jeder Goldmünze,

die er ausgab, ein kleines zierliches Kreuz unter die Nase des geprägten Herrschers machte. Er dachte wenig dabei, denn er hatte ja Geld genug; ihn kümmerte überhaupt nicht, wie's anderen Menschen ging, obgleich er manchmal aus angeborener Gutmüthigkeit einem Armen etwas schenkte.

Ich will nur einmal sehen, dachte er, ob nach langer Umherwanderung in der Welt mir einmal wieder so ein Goldstück unter die Hände kommen wird. Da nun der Herr Adolph gar nichts war, so nahm er sich ernstlich vor, etwas zu werden, und er ward — ein Passagier. Das ist noch immer ein Titel, wenn man sonst weiter nichts ist. Er reiste nämlich von einer Stadt in die andere, von einem Land in's andere, und ließ sich's überall wohl sein, und wo er etwas zu bezahlen hatte, da gab er die mit seinem Ordenskreuze gezierten Goldstücke hin. Noch nie aber war es ihm vorgekommen, daß er eines wieder gesehen hätte. Endlich ward er des Herumreisens auf dem festen Lande müde, er verließ die alte Welt und schiffte sich nach Amerika ein. Nun war der Herr Adolph noch etwas mehr als ein Passagier, er war sogar ein Auswanderer. Dießmal aber ging's gar schlecht auf der See, fünf Tage und fünf Nächte wüthete ein gewaltiger Sturm; Alles, was auf dem Schiffe war, mußte mit Hand an's Werk legen, aber vergebens, das Schiff ging unter und nur der Beherztheit des Schiffshauptmanns gelang es, die Mannschaft und die Reisenden in einer Schaluppe zu retten. Nach zwei Tagen fürchterlichen Umherirrens und schrecklicher Hungersnoth, in welcher Viele starben,

wurden die Verſchlagenen von einem Kauffahrteiſchiffe aufgenommen und in den Hafen zu Boſton gebracht. — Arm, hülflos und verlaſſen irrte hier Adolph umher, und er wünſchte ſich oft, daß er mit den Anderen von den Wellen begraben wäre. Da ſah er einen Mann eilig des Weges gehen; mit niedergeſchlagenem Blick bat er ihn um eine Gabe. Der Mann griff in die Taſche, reichte ihm ein Stück Geld und war ſchnell verſchwunden. Als Adolph wieder ſeinen Blick emporhob und das Geld betrachtete, wollte er ſeinen Augen kaum trauen, es war ein Dukaten, der das Ordenszeichen von ſeiner eigenen Hand unverkennbar trug. Sei es nun, daß der Mann ſich vergriffen hatte, oder daß er wirklich eine ſo namhafte Gabe ſchenken wollte, Adolph dachte nicht lange darüber nach, und er weinte helle Thränen auf das einzige Goldſtück, das ihm von ſeinem ganzen Reichthum als Bettlergabe wieder zugekommen war. Mit Wehmuth dachte er daran, daß er es wieder weggeben und vielleicht nie mehr ſehen ſolle. Da begegnet ihm eine große Menge von Arbeitern, die an einer Straße arbeiteten; ſchnell war er entſchloſſen und ließ ſich unter ihre Zahl einſchreiben. Ein ſonderbarer Gedanke tröſtete ihn bei dieſer ungewohnten Lebensweiſe: „Ich brauchte eigentlich nicht zu arbeiten,“ ſagte er ſich in der erſten Zeit, und fühlte dann an ſeine Bruſt, wo er den Dukaten verborgen hatte, „ich habe ja Geld und könnte eine ganze Woche und länger davon leben, oder etwas Anderes damit anfangen; aber ich arbeite, weil mir's Vergnügen macht.“ Dann aber machte er einen Spaß daraus und ſagte oft: „Ich arbeite blos

zu meinem Vergnügen. Ich arbeite, damit ich was zu eſſen habe, und das Eſſen macht mir dann Vergnügen, alſo arbeite ich zu meinem Vergnügen.“ Nach und nach aber erkannte er, daß nichts Entwürdigendes, ja die Ehre und der Lebenszweck allein darin liege, für den Genuß ſeines Daſeins und für das, was man von der Welt hat, auch etwas für ſie zu thun. Früher hatte er gedacht, durch das Wegrücken eines Stuhles, ja durch jede Thätigkeit ſeine Lebenskraft zu ſchwächen, jetzt erkannte er, daß, je mehr man ſeine Kräfte braucht, ſie um ſo mehr wachſen und zunehmen, daß die Lebenskraft durch Thätigkeit immer neu erzeugt wird.

So war Adolph, für den die Straßen früher nur dageweſen waren, um als vergnügungsſüchtiger Reiſender darauf herum zu rutſchen, ein Bahnmacher und Straßenarbeiter für Andere. Mit der Zeit aber gelangte er auch zur Stelle eines Aufſehers bei dem Straßenbau, und er freute ſich in dem Gedanken, daß von ſeinem Daſein auf der Welt noch andere Spuren hinterbleiben als die bloßen Kreuze auf dem Gelde, das ihm durch die Hand gegangen war. Lange Zeit hat er den Dukaten als Andenken aufbewahrt, bis er endlich eingeſehen, daß auch dieſer nicht ruhen darf in dem großen Weltverkehr, und er ſchenkte ihn einer Wittwe, deren Mann bei dem Straßenbau verunglückt war.

Das Schlimmste.

Weißt du, was das ist?

Der Gevattersmann kann ein Stückchen davon erzählen. Er kennt einen Mann, von dem er absichtlich nicht sagen will, zu welcher Religion er gehört, sonst könnte Der und Jener meinen, bei ihm wär' es anders. In das Dorf dieses Mannes kommt also ein neuer Pfarrer. Der Mann, der gar fromm und demüthig ist, geht zu ihm und sagt nach den ersten Begrüßungen mit niedergebeugtem Kopf und verschämt geschlossenen Augen:

„Herr Pfarrer, ich habe etwas auf dem Herzen, das kann ich nicht darauf liegen lassen."

„Was denn? lieber Mann?"

„Ich trage jetzt diese Uhr da schon eine Zeit lang, und doch gehört sie nicht mir, ich habe sie gefunden. Mein Gewissen ist so unruhig und pickt allfort, wie die Unruhe in der Uhr. Sein Sie nun so gut, und verkünden Sie es auf der Kanzel, daß der sie wieder holt, dem sie gehört."

„Das will ich thun, das ist brav von Euch."

„Soll ich die Uhr jetzt da lassen, oder soll ich sie wieder mitnehmen? Besehen Sie sie genau, sie hat ein doppeltes Gehäus und die Ziffer Eins hat einen Sprung. Der Unbekannte kann sie bei mir abholen. Ich bin ihm gut dafür."

„Ja wohl."

Der Pfarrer verkündet nun die Sache, es meldet sich aber Niemand.

Einſtmalen bekommt der Mann Händel mit ſeiner Frau und will gerade auf ſie losfahren, da ſagt ſie:

„St! Sei ſtill und ruhig, du Scheinheiliger, haſt deine eigene Uhr zum Pfarrer hinauf getragen; ſoll ich's ihm ſagen?“

Der Mann iſt ſtill und duldet viel, denn die Sache iſt dorfkundig geworden, und dadurch hat's der Gevattersmann erfahren, und jetzt wird's gar noch gedruckt und alle Leute können es zur Warnung leſen.

Weißt du, was das Schlimmſte iſt? Die Lüge, die Heuchelei, die ſich an dem Höchſten und Heiligſten vergreift, mit Einem Wort: die Religionsheuchelei.

Ein Mährchen mit einer Wahrheit.

In alten fabelhaften Zeiten reiste einmal ein König, Namens Ulyſſes, mit vielen ſeiner Untergebenen über's Meer. Er wußte nun, daß ſie bald an einer Inſel vorbeikämen, wo verzauberte Fräulein wohnen, die allen Seefahrern den Untergang brachten. Die Meerfräulein, Sirenen genannt, ſangen nämlich ſo wunderherrlich und lockten die Schiffsleute, daß ſie an ihrer Inſel landen ſollten. Wenn ſie das nun thaten, ſcheiterten ſie an den geheimen Klippen unter'm Waſſer, oder gingen ſonſt zu Grunde, ſo daß Keiner davon kam. Der König wollte nun dieſe Gefahr vermeiden und ließ allen, die auf dem Schiffe zu thun hatten, die Ohren verkleben, damit ſie nichts hörten; ſich ſelber aber ließ

er an den Maſtbaum binden, damit er in keine Verſuchung käme und doch den Geſang hören könne. Als man nun an der gefährlichen Stelle angekommen war, und die holden Fräulein ſo lieblich ſangen, rief und ſchrie der König, man ſolle ihn losbinden und dahin fahren, aber Niemand hörte darauf; er winkte mit den Augen, knirſchte mit den Zähnen, Niemand kümmerte ſich darum. Sie ſegelten Alle fort, wie befohlen war.

Als man endlich eine weite Strecke weg war, wurde der König abgebunden und die Ohren geöffnet: „Recht ſo," ſagte der König, „Ihr habt brav gehandelt, als Ihr mir nicht gehorchtet, da ich, von Leidenſchaft verblendet, das Geſetz wieder aufheben wollte."

Das iſt das Mährchen. Und die Wahrheit? Erſtlich: mache dir feſte Regeln, bevor du in Verſuchung kommſt, und geh' dann nicht davon ab. Zweitens: iſt eine Staatsverfaſſung dazu da, daß der Fürſt, wenn er in Leidenſchaft oder ſonſt verblendet iſt, daran gebunden ſei. Und denkt er rechtſchaffen, wird er, wenn die Leidenſchaft vorbei iſt, ſeine Unterthanen loben, die ihm nicht darin nachgegeben, ſondern ihn an das Geſetz gehalten haben.

Der falſche Sechſer.

In einer Stadt am Rhein (der Name thut nichts zur Sache) ſaßen mehrere Männer beim Schoppen. Das Geſpräch wollte nicht mehr recht fort, man hörte die

Uhr an der Stadtkirche neun ſchlagen. Ohne baieriſches Polizeigebot ſchickten ſich die Meiſten an, als ehrbare Männer nach Hauſe zu gehen. Der Reviſor Müller zog ſeinen Geldbeutel und bezahlte ſeinen Schoppen. „Ich bleibe doch immer bei Geld," ſagte er, „da habe ich vor ein paar Monaten einen falſchen Sechſer bekommen, ich weiß nicht von Wem, und weiß auch nicht, was ich damit anfangen ſoll." Er hob das Geldſtück heraus, ſein Nachbar nahm es ihm ab, ließ es auf den blanken Tiſch fallen, es tönte bleiern.

„Dem hätt' ich's ſchon auf zehn Schritt angeſehen," ſagte ein Mann, der am untern Ende des Tiſches ſaß, „daß er Nichts nutz iſt, es iſt ein ausgewanderter Coburger, der nicht mehr heim darf."

„Nein, es iſt ein Naſſauer," ſagte der Beſitzer.

„Nun, meine Herren, was ſoll ich damit anfangen?"

Das Geld wandelte von Hand zu Hand. „Laſſen Sie ihn mir," ſagte ein Spezereikrämer, „ich nagle ihn zu den übrigen auf den Ladentiſch. Ich ſage Ihnen, das iſt mir eine wahre Freude, wenn ich ſo einen Gauner feſtnageln kann."

„Ich würde ihn, an Ihrer Stelle, bei einer großen Zahlung wieder verausgaben."

„Das habe ich auch ſchon gethan," ſagte ein weitläufiger Vetter des Doktor Gſcheitle.

„Ich betrüge aber dann auf dieſe Weiſe wiſſentlich."

„Sie können ſich ja auch nichts davon wiſſen machen, wenn Sie ihn mit anderm ehrlichen Gelde fortſpediren, Sie üben dann nur Vergeltungsrecht, Sie ſind ja auch betrogen worden."

„Weil ich betrogen worden bin, entschuldigt mich das nicht, wenn ich wieder betrüge.“

„Ich würde ihn einem Bettler schenken, der bringt ihn schon wieder für gut aus,“ sagte der Wirth.

„Nein, das wäre sehr übel gethan. So ein armer Teufel kommt dadurch weit mehr in Verlegenheit als wir, die wir sonst noch Geld in der Tasche haben und den Fehler gleich wieder gut machen können; man setzt bei ihm eher voraus, daß er die Absicht zu betrügen hatte; und wie traurig, wenn er vielleicht schon den Schoppen Bier getrunken, den er zu bezahlen gedachte. Nein. Denn wenn ich das thue, so bin ich wieder die Veranlassung zur schlechten Handlung eines andern Menschen. Was sollte aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn wir uns nicht scheuen, die Ursachen schlechter Handlungen Anderer zu sein?“

„So müssen Sie eben den verbrecherischen Sechser eingesperrt halten, oder in den Rhein werfen.“

„Ich meine,“ sagte der Mann, der das Geld auf zehn Schritte weit schätzen konnte, und seines Handwerks ein Metzger war, „ich meine: der Staat, mit dessen Stempel falsch Geld gemacht worden ist, sollte es auch einlösen.“

„Ho ho! da hätte der Staat viel zu thun, wenn er alles Schlechte auf sich nehmen wollte.“

„Ich meine aber: der Staat muß ja auch Verbrecher aufnehmen und unterbringen, und solch ein falsch Geld thut alle Tag Sünden. Der Staat muß Findelkinder versorgen, so muß er auch falsch Geld versorgen. Man kann ihm freilich nicht zumuthen, daß er falsch Geld

für voll annehmen soll; aber z. B. der Sechser ist doch einen Kreuzer in Kupfer werth, dafür sollt' er ihn einlösen, da wüßte man doch, was man damit anfangen sollte. Jetzt muß man wieder damit betrügen."

„Es ist ein besonderer Zug in der menschlichen Natur," sagte ein Lehrer. „Unrecht erleiden, verführt so leicht zum Unrecht thun. Wenn man einen Menschen mißtrauisch gegen sich selber und seinen Nebenmenschen machen will, so muß man nur sein Vertrauen mißbrauchen. Wenn er nicht besonders fest im Guten ist, macht er's dann auch so. Wer falsch Geld für gut eingenommen hat, giebt es leicht wieder dafür aus. Das ist ein Gleichniß, oder ein Sinnbild."

Die Männer gingen fort und sagten sich gute Nacht. Was meinst jetzt du, lieber Leser, was man mit dem Sechser anfangen soll?

Was suchst du?

War ein Mann bös mit seiner Frau, wie das ja oft vorkommt, weil sie ihm in Alles drein redete, oder sonst aus einem Grunde; kurzum, der Mann schmollt mit ihr und nimmt sich vor, eine lange Zeit auch kein Sterbenswörtlein mit ihr zu reden. Er hält das auch ein paar Tage ganz streng. Eines Abends liegt er im Bette und will schlafen, er zieht die Schlafmütze über die Ohren, und die Frau mag nun reden, was sie will, er hört's nicht. Da nimmt die Frau das Licht

und leuchtet damit in alle Winkel und Ecken, sie rückt Stühle und Schränke weg und schaut was dahinter; der Mann richtet sich im Bette auf und sieht fragend umher, er meint, das Stöbern muß doch endlich und endlich einmal aufhören. Aber weit gefehlt. Die Frau macht in einem fort. Nun bricht dem Mann die Geduld und er fragt: „Was suchst du denn?“ „Deinen Mund,“ antwortet sie, „und den habe ich jetzt gefunden; jetzt sag', warum bist du denn bös?“ — Und sie sind wieder gut mit einander geworden.

Nachschrift des Doktor Gscheitle. Diese Geschichte hat auch noch einen tiefern Sinn: die Frau ist die Zeitung, oder wie man's sonst heißt, die Presse, kurzum, die Stimme des Volkes; der Mann — die Regierung, die selber nicht erklären will, warum und weßwegen das und das geschieht, und die überhaupt nicht will, daß man ihr dreinrede, sondern bloß, daß man ihr gehorche. Nun schmollt sie und spricht gar nicht. Nun kommt die Zeitung mit ihrem Licht und leuchtet überall hin, bis die Regierung fragt: „Was suchst du denn?“ Dann giebt eine Red' die andere, und es ist schön, wenn man sich dann verständigt.

Leserliche Hand.

Jeder Mensch kann seine eigene Handschrift, so verkritzelt und verschnörkelt sie auch ist, doch wacker lesen; ja, er wundert sich, daß das nicht andere Menschen

auch können, da fehlt ja — so meint er — kein Pünktchen und kein Strichlein. Und wenn er auch nur ein Kreuz gemacht hat, so weiß er schon, was das zu bedeuten hat. Geht's nicht wie mit der Handschrift, auch mit manchen Handlungen, d. h. Thaten, eben so? Wenn wir etwas gethan haben, und die Leute wissen sich's nicht recht zu deuten und auszulegen, da meinen wir: ei, das ist ja Alles ganz klar, es kann Niemand übel davon denken. — Freilich, uns ist es klar, weil wir's selber gethan, aber Anderen nicht.

Merke: Richte deine Handschrift und deine Handlungen so ein, daß auch andere Menschen sie gut lesen und verstehen können.

Polizei! Hilf!

Schon wieder ein Polizeistücklein? Der Gevattersmann kann nichts dafür, es giebt eben viele. Merk' nur auf, dießmal ist nicht die Polizei, sondern aber jemand Anders der Geprellte.

In einer Haupt- und Residenzstadt unseres hieran so sehr gesegneten deutschen Vaterlandes passirte dem wirklichen, regierenden, geheimen Oberhofkonditor folgende Geschichte, die der Gevattersmann selber nicht glauben würde, wenn sie nicht wirklich in der That geschehen wäre. Der wirkliche u. s. w. Konditor hat einen schönen Laden mit großen Glasfenstern und offen stehenden Flügelthüren, daß einem Leckermaul der Gaumen

wässert, wenn er vorbei geht. Es sind auch immer viel Gäste darin, die mit andächtigen Lippen die süßen Gottesgaben schlürfen, und sich freuen, daß es im Winter Schnee und Eis giebt, damit man es im Sommer essen kann; daß Gott die Erdbeeren, Himbeeren u. dgl. draußen im Walde wachsen läßt, damit sie der Mensch mit Zucker einmachen kann; daß die Bienen geschäftig von Blume zu Blume umherfliegen und in ihrem Leibe den Honig kochen, damit das witzige Menschenkind ein süß Mäulchen bekommt. Viele denken aber auch gar nicht daran, weil sie überhaupt nichts denken, und sie thun, als ob Alles so sein müßte. Besonders am heißen Sommernachmittag ist das Denken etwas beschwerlich. Das zeigte sich auch bei dem wirklichen u. s. w. Konditor. Er sitzt Nachmittags in seinem Laden, da kommt ein ganzer Schwarm ungebetener Gäste und suchen sich gleich das Beste heraus, und haben doch kein Geld im Sack.

Es war nämlich ein Schwarm Bienen, angeführt von ihrem neuen Herzog, dem Weisel. Die armen Auswanderer waren da auf ein Gebiet gekommen, das nicht für sie ist, trotzdem es da Süßigkeiten genug giebt. Der wirkliche u. s. w. war ganz verzweifelt und wollte die Eindringlinge verscheuchen, diese aber trugen scharfe Waffen bei sich und verwundeten ihn bitter; denn bis jetzt hat ihnen Keiner das Recht Waffen zu tragen nehmen können. Was thut nun der überfallene, arme Mann? Er rennt über Hals und Kopf auf die Polizei (man heißt's hier Stadtdirection) und verlangt augenblickliche Hülfe gegen die Räuber, die bei ihm

eingedrungen. Der Director ſagt, das ginge ihn nichts an und er könne da nicht helfen. „Was?“ ruft der wirkliche u. ſ. w., „wozu ſeid Ihr denn da, als daß Ihr einen Bürger in Allem beſchützt und bewahrt? Es muß mir geholfen werden.“ Zum Spaß, und weil er ſich ſo mannhaft gezeigt, giebt ihm endlich der Director zwei Landjäger zur Hülfe mit. Die Bienen haben aber keinen Reſpect vor den Landjägern, und gehen nicht vom Platz. „Macht einen Schwefelgeruch herein, dann werden ſie Alle fortziehen,“ ſagt einer der Landjäger. „Das kann ich nicht,“ jammerte der wirkliche u. ſ. w. „Der Geruch würde mir ja alle meine Zuckerbäckereien verderben.“ Rathlos ſtehen ſie alleſammt, bis endlich eine alte Magd dazu kommt und ſagt: „Ich will einen Rauch machen, und dann werden ſie nicht mehr bleiben.“ Und ſo geſchah's auch.

Was hieraus zu entnehmen iſt? Beſinn' dich: ob nicht gar viele erwachſene Menſchen, wie die kleinen Kinder nach Vater und Mutter, ſo bei jedem Unfall nach der Polizei rufen. Polizei! Hilf! — Das iſt die Schwäche und Unmännlichkeit, die, ſtatt ſich ſelber zu helfen und auf Mittel und Wege zu ſinnen, gleich bei der Hand iſt, die Staatsgewalt anzuflehen. Das iſt die kindiſche Unſelbſtändigkeit, die leider oft auch durch Gewohnheit gegeben und erhalten wird.

Sonderbare Zahlungsfristen.

Ein Vetter des Doktor Gscheitle, er ist ein reicher Landwirth, treibt zur Zeit des Futtermangels im Jahr 1842 seine Ochsen wieder vom Markt heim; er hat sie um den Spottpreis nicht hergeben wollen, denn sie sind unter Brüdern ihre zwanzig Karolin werth. Als er am Hofe des Hagenmaier vorübergeht, sitzt der alte vierundachtzigjährige Bauer vor seinem Hause und verspottet den Gscheitle, weil er keinen Handel machen konnte. „Kaufet Ihr mir die Ochsen ab," sagt der Gscheitle. „Ich brauch' sie nicht," sagt der Hagenmaier, „aber um fünfzehn Karolin nehm' ich sie." „Bleibt dabei," sagt der Gscheitle, „fünfzehn zahlet Ihr gleich, und, daß ich mich nicht zu schämen habe, zahlet Ihr noch fünfzehn, wenn Ihr einmal nach Eurem Tode wiederkommt." Der alte Hagenmaier denkt: das kann ich mir schon gefallen lassen, und kurzum, sie werden handelseins. Im ganzen Ort lacht man über den Handel. — Als nun Jahrs darauf der alte Hagenmaier gestorben ist, kommt der Gscheitle mit seiner Handschrift und sagt, er leide nicht, daß das Erbgut getheilt werde, bis er bezahlt sei; es könnte doch sein, daß der Alte wiederkommt. Um keinen langwierigen Rechtsstreit zu haben, vergleichen sie sich und geben ihm acht Karolin. Jetzt hat der Gscheitle gelacht und der Doktor hat gesagt: diese Pfiff' hat er von mir.

Der beſte Spion.

Von alten Zeiten lieſt man oft, daß ein Fürſt ſich verkleidet hat und iſt in die Wirthshäuſer, oder wo ſonſt viele Leute bei einander waren, gegangen, und hat da die Ohren geſpitzt, um zu hören, was man von ihm und ſeinen Beamten denkt und redet. Manchmal hat er dann Einem die Hoſen tüchtig ausgeklopft, oder hat ihm das Halstuch feſter binden laſſen. Heut zu Tage kann ein Fürſt ſich nicht ſo leicht unerkannt unter die Leute miſchen, denn vor alten Zeiten hatte man noch nicht ſo viele Abbildungen von den hohen Häuptern. Jetzt aber kann es kommen, daß ein Fürſt in einem Wirthshauſe gerade unter ſein Bild zu ſitzen kommt und man ihn leicht erkennt. Probirte es aber doch wieder einmal ein Fürſt, wollte ſelber ſehen, was die Menſchen thun und treiben; iſt immer und immer ſo viel unter den Leuten von Uniform, muß ſich von ihnen Alles berichten laſſen, möcht' jetzt ſelber dabei ſein, wo die Menſchen auf harten Bänken ſitzen. Am liebſten wäre er in das Haus eines Holzhackers oder ſonſt eines Taglöhners gegangen, und hätte da gern unbemerkt geſehen, wie die Leute ihre Kartoffeln zu Nacht eſſen und was ſie ſprechen, was ſie klagen und hoffen. Er hat das noch gar nie ſelber geſehen und gehört, wie es in einer Bürgerfamilie zugeht, und es gelüſtet ihn ſehr darnach. Das geht aber nicht. Was würdeſt du dazu ſagen, wenn Jemand in deine Stube käme, bloß um zu ſehen, was du treibſt und was du machſt?

Der Fürſt muß alſo dahin gehen, wo für Geld und gute Worte Jeder zu Hauſe iſt, nämlich in ein Wirthshaus. Der Wirth, ein Pfiffikus, erkennt den Fürſten ſogleich, trotz ſeiner Verkleidung; er läßt aber nichts merken und holt, wie befohlen, einen Schoppen, fragt dann: woher des Weges? und ſpricht vom ſchönen Wetter u. dgl. Nach und nach kommen auch andere Gäſte herzu, und man ſpricht von Allerlei. Der Fürſt weiß unvermerkt das Geſpräch auf den Regenten zu lenken und ein Mann ſagt:

„Er iſt ein braver Mann, meint's gewiß gut, aber ich habe Mitleiden mit ihm, er hat keinen guten Freund.“

„Wie ſo das?“

„Ja ſehen Sie, nur der iſt ein guter Freund und ſagt Einem friſch von der Leber weg Alles in's Geſicht hinein, der Nichts nach Einem zu fragen hat. Ein Fürſt aber hat lauter Menſchen um ſich herum, über die er befehlen kann, und die immer einen Katzenbuckel machen.“

Der Wirth machte ſchon lange ein pfiffiges Geſicht, und hatte ſchon zweimal den Mund geöffnet, um zu ſprechen; jetzt endlich kam er dazu, und er ſagte:

„Unſer Fürſt iſt ſchlecht bedient. Es fehlt ihm der rechte Spion.“

„Pfui! Glaubt Ihr, der Fürſt würde Spionen hinhorchen?“

„Es iſt doch ſo, wie ich geſagt habe. Es fehlt ihm der rechte Spion, der ihm Alles berichten könnte, Gutes und Schlimmes, was im Lande vorgeht. Der Spion

weiß Alles und erfährt Alles, was im Geheimſten geſchieht, und was die Menſchen im Geheimſten denken, Hoch und Nieder. Er nimmt kein Blatt vor's Maul, und iſt zu jeder Tages- und Nachtzeit wach bei der Hand. Er kommt aber nicht, wenn er nicht einen Freipaß hat, daß er aus- und eingehen kann, wann er will, und daß ihn die Kammerdiener nicht vorher durchſuchen oder gar abweiſen."

„Und wie heißt denn das Wundergeſchöpf?"

„Die freie Preſſe."

So redeten die Leute.

Es hat aber bis jetzt noch nichts davon verlautet, daß Etwas darauf geſchehen ſei.

Gut heimbezahlt.

Kann ſein, daß du dieſe Geſchichte ſchon kennſt, kann aber auch ſein, es geht dir oder deinem Nachbar wie dem Gevattersmann, der ſie vor Kurzem zum erſtenmal gehört hat. Kurzum, ein ſehr berühmter Mann in Oberdeutſchland, der kernhafte und gediegene Sachen für Jedermann geſchrieben hat, bekommt einmal einen Beſuch von einem gelehrten Herrn aus Berlin. „Ich möcht' einmal Ihre Landsleute ein wenig kennen lernen," ſagt der Beſuch. „Das kann geſchehen," iſt die Antwort, „wir gehen mit einander zum Poſthalter von C., der kann die ſaftigſten Grobheiten machen, doppelt geſchmälzt." Geſagt, gethan. Als die Beiden an der

Post ausstiegen, kommt ihnen der Posthalter entgegen und sagt seinem Landsmann herzlich Willkomm. „Eine Flasche Guten," sagt der Landsmann. „Es sind Alle gut," sagt der Posthalter trotzig, holt aber doch vom besten vierunddreißiger Klingelberger eine Flasche, schenkt nach altem Brauch zwei Gläser ein und sagt: „Gesegn' es Gott." Der Landsmann nimmt ein Glas, führt es zum Munde, rümpft die Nase, verzieht das Gesicht und stellt das Glas, ohne zu trinken, auf den Tisch. Der Postmeister beißt auf die Lippen, brummt etwas durch die Zähne, geht hinaus und schlägt die Thür grimmig zu. Als er wieder herein kommt, sagt der Landsmann: „Posthalter, wie lang werden denn noch alle Posthalter so grob sein?" „So lang, bis die Regierung befiehlt, daß kein Flegel mehr reisen darf," war die schnelle Antwort. Alle drei lachten und ließen noch ein drittes Glas bringen und zechten tapfer, denn die beiden Gäste erzählten, daß sie es darauf angelegt hätten, eine Grobheit auszufischen.

Das war nun gut. Sonst aber will's dem Gevattersmann gar nicht gefallen, daß vor Zeiten manche Herren ihren „gnädigen Spaß" mit den Bauersleuten getrieben haben. Das hat sich Gottlob jetzt geändert, und es ist Unrecht, wenn noch immer so viele Landleute glauben: ein Städter, der sich zu ihnen gesellt, wolle sie necken und sich über sie lustig machen, wenn er's auch noch so treuherzig mit ihnen meint. Wir sind jetzt Alle gleich, wie vor dem göttlichen, so auch vor dem menschlichen Richter; Jeder kann, wenn er nur rechtschaffen will, sich ein gesundes Urtheil über

Alles aneignen, wenn er's auch nicht immer in wohlgesetzter Rede von sich zu geben vermag. Wer immer glaubt, daß man ihn neckt und hänselt, der zeigt damit an, daß er sich selber nichts Rechtes zutraut. Darum nur frank und frei heraus mit der Sprache gegen Jedermann. Will sich aber Einer über dich lustig machen, so bezahl' ihn heim, wie der Postmeister von C. gethan hat.

Der schöne Jean.

Er war einst ein flotter und vornehmer Gast, auf dessen Befehle die Wirthe und Kellner in knappen Kleidern hin- und hersprangen und Kratzfüße machten; jetzt ist er selber ein Kellner, und sucht bebende und aufmerksam die Wünsche der Gäste zu vollführen. Es ist nun zwar ein ganz ehrbares Geschäft, Kellner zu sein, und giebt es überhaupt in unseren Zeiten kein unehrbares Geschäft mehr, außer ein solches, das auf Laster gebaut ist; sonst aber ist jede Thätigkeit eine ehrbare. Die Art indeß, wie Jean dazu kam, ist eine eigenthümliche, und ich will sie zu Nutz und Frommen erzählen.

Jean war der einzige Sohn des Wirthes zu den drei Königen in einer gewerbreichen Handelsstadt. Es ist sehr gebräuchlich, daß man in dieser Stadt Jean (Schahn) statt Johann sagt. Das Wirthshaus zu den drei Königen war wohl angesehen bei allen Fuhrleuten und den

Bauern, die an Markttagen zur Stadt fuhren. Der Vater war ein behäbiger, geſprächſamer Mann; er wußte ſeine Gäſte wohl zu unterhalten, ohne ſich dabei viel Mühe zu geben. Denn er machte das ganz einfach. Er ließ ſich von Allen, was ſie wollten, erzählen, und hörte nur ganz aufmerkſam zu. Das gefällt dann den meiſten Leuten ſehr wohl, und ſie ſagen von einem ſolchen Menſchen, er ſei gar unterhaltſam. Dabei war aber der Dreikönigwirth auch mit ſeinen Augen aufmerkſam, und wenn er ſah, daß ein Schoppen leer war, machte er ihn alsbald wieder voll. So hatte er eine ſehr gute Einnahme und war überaus beliebt. Die Mutter aber war eine gar geſcheite und lebhafte Frau, die für Alles Rath wußte. Nur in Einem Punkt war ſie nicht geſcheit und wußte ſie ſich ſelber nicht zu rathen, und das war ihr Jean.

Schon als kleiner Knabe war Jean gar muthwillig und machte allerlei Streiche. Die Mutter vertuſchte und verhehlte es, wo ſie konnte. Jean war ein aufgeweckter Knabe, und er ſollte nun etwas Beſſeres werden; wie die Leute eben immer das, was ſie nicht haben und nicht ſind, für beſſer anſehen. Jean ſollte ſtudiren, oder Kaufmann werden. Als er nun aber zum Jüngling herangewachſen war, zeigte ſich's, daß es mit dem Studiren nicht recht gehe, und Jean kam in die Lehre. Mittlerweile ſtarb der Dreikönigwirth, und als man ihm eine Leichenrede hielt, ließ er ſich Alles ganz ruhig erzählen, er hörte aber nicht mehr zu. Der Mutter that es nun leid, daß ſie ihren Jean nicht zur Wirthſchaft angehalten hatte. Der aber war nicht mehr

dafür zu brauchen, mit den Fuhrleuten und Bauern zu hantbieren. Er trug gelbe Glanzhandschuhe und betrachtete sich die Welt durch ein Augenglas, das er sehr künstlich mit der Augenbraue festhalten konnte. Jean ging nach Frankreich, kam nach einigen Jahren noch vornehmer zurück, und hatte nun gar keine Lust mehr, in ein Geschäft einzutreten. Mit lustigen Kameraden trieb er sich zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd in der Stadt und Umgegend herum und verführte allerlei lose Streiche. Er war ein schöner Bursche, und man nannte ihn nur den schönen Jean, was er sich gern gefallen ließ. Er kam in's Trinken, und vom Trinken in's Schuldenmachen. Seine Mutter wagte es kaum, ihm etwas zu versagen. Wenn sie ihn auszanken wollte, machte er sie lachen, denn er war nicht ohne Witz. In den Wirthshäusern, wenn die Schampanjerstöpsel knallten, sagte er oft: „Es hält lange an, bis man eines von den drei Königreichen verthan hat.“ Wenn er kein Geld mehr hatte, wußte einer seiner lustigen Kameraden immer schnell Rath. Er nahm ein Papier, kritzelte etwas darauf, und ging damit zur Frau Dreikönigwirthin. „Ist der Jean nicht da?“ fragte er dann. „Nein! Warum? Was ist?“ „Ich bin der Hüssje (Gerichtsbote). Der Jean hat einen Wechsel ausgestellt mit so und so viel. Ich soll das Geld erheben oder ihn in's Gefängniß führen.“ Da klagte und weinte die Mutter, bezahlte aber doch immer, auf solch ein einziges Papier oft drei viermal. Dann kam Jean oft Wochenlang nicht nach Hause, durchschwärmte die Nächte bei Becherklang und Liederschall und beim Erzählen von

allerlei luſtigen Schwänken. Oft blickte er halb mitleidig, halb vornehm lächelnd zu den Kellnern hinüber, die verſchlafen da und dort in der Ecke ſaßen und ſeines Winkes gewärtig waren; dieſe durften nicht miteinſtimmen in die luſtigen Lieder, nicht mitlachen und miterzählen bei übermüthigen Schwänken, ſondern mußten ſich immer aufmerkſam untergeben verhalten.

Als auch die Mutter ſtarb, zeigte ſich beim Verkauf der Wirthſchaft, daß Jean doch ſchon zwei von den drei Königreichen verthan hatte. Er packte nun das Geld zuſammen, und ging in ein Bad, ſpielte eine Zeitlang dort den vornehmen Herrn, und zwar in jeder Weiſe: denn er ſpielte auch am grünen Tiſch. Ehe er ſich's verſah, war bald Ebbe in ſeiner Kaſſe, eine Fluth von Schulden aber in der Rechnung des Wirthes. Was war nun zu thun? Jean wollte entfliehen, er konnte auch wohl laufen, aber den Daumen nicht rühren, denn er hatte keinen Heller Geld mehr. Er entdeckte ſich nun dem Wirthe. Dieſer hatte eine Nebenwirthſchaft auf einem entfernten Spazirwege, wohin die Badgäſte luſtwandelten.

Jean war gewandt, und wußte ſich recht wohl umzuthun und zu ſchicken. Er kam mit dem Wirthe überein, daß er als Kellner auf der Nebenwirthſchaft eintrete.

Er war einſt ein flotter und vornehmer Gaſt, auf deſſen Befehle die Wirthe und Kellner in knappen Kleidern einherſprangen und Kratzfüße machten; jetzt iſt er ſelber ein Kellner, und ſucht behend und aufmerkſam die Wünſche der Gäſte zu vollführen. Wenn in tiefer

Nacht Luſtige Zechbrüder beim Glaſe ſitzen, ſingen und jubiliren, lachen und ſcherzen, ſitzt er verſchlafen in einer Ecke, ihres Winkes gewärtig; er darf nicht mitlachen, nicht mitſingen und mitſcherzen, und oft entfährt ihm ein ſchwerer Seufzer.

Der wiedergefundene Schatz.

Wer iſt der glücklichſte Arme? Ein armer Student. Hat er auch keinen Heller in der Taſche, ſo hat er doch fröhlichen Muth im Herzen; die weite Welt liegt vor ihm offen, und ſeine Kameraden fragen nicht nach Rang und Stand und kennen keinen Unterſchied. Hat der Student Geld, iſt Alles flott, hat er keines, ſo braucht er keines. Frage nur Jeden, der einmal auf der Hochſchule geweſen iſt, und ſteht er auch jetzt in hohen Aemtern und Würden, er wird dir doch ſagen: „Meine Studentenzeit war die glücklichſte Zeit meines Lebens. Unbekümmert um die Zukunft habe ich genoſſen, was die Stunde mit ſich brachte, habe allerlei übermüthig tolle Streiche vollführt und habe den höchſten Genuß darin gefunden, meinen Durſt nach Kenntniſſen und auch andern Durſt zu löſchen.“

Es iſt aber doch ein ſchwer Stück Arbeit, ſo ganz ohne Geld zu ſtudiren, und es iſt gut, daß der leichte Sinn der Jugend darüber hinweg hilft, denn ſpäter wär's viel ſchwerer. Unter uns geſagt, das Hauptvergnügen von der Studentenzeit beſteht darin, daß man

jung ist; da hat man leichten Sinn und da ist's einem Jeden wohl, sei er was er will.

Zu Freiburg im Breisgau waren einmal zwei arme Studenten. Der Eine war von Adel und studirte die Rechte, der Andere, eines Schulmeisters Sohn, sollte Geistlicher werden. Sie wohnten neben einander hoch oben bei dem Taubenschlag, und hatten die schönsten Aussichten, sowohl in die Zukunft, als auch über die Dächer hinweg nach dem Schwarzwalde. Der Adelige genoß eine kleine Familienstiftung, die gerade so weit ausreichte, daß er nicht dabei zu verhungern brauchte. Wenn er sein vierteljähriges Geld bekam, versteckte er es überall hin, um nach und nach die Freude zu haben, es wieder zu finden, wenn er nichts mehr zu haben glaubte. Dabei hatte er noch einen Domänenwald, den er nie abholzte und für welchen er keinen Förster brauchte, nämlich seinen Bart, den er wild wachsen ließ. Der Geistliche aber war bartlos, gab ein paar Unterrichtsstunden und hatte den sogenannten Wandeltisch bei einigen mildthätigen Familien; er aß nämlich jeden Tag in einem andern Hause zu Mittag. Wenn die Leute auch noch so gutherzig sind, so ist das doch eine bittere Kost, und man weiß nicht recht, wie man sich dabei anstellen soll.

Am Sonntag gingen die beiden Kameraden oft hinaus auf einen Berg und brachten da den ganzen Tag zu, denn sie wollten sich Anfangs nicht sehen lassen, weil sie keine Sonntagskleider hatten. Sie waren aber doch immer froh und lustig, außer an jenem Sonntag, wo dem Geistlichen die ganze gutgenagelte

Sohle von ſeinen Schnürſtiefeln abging, und ſie dieſelbe mit Bindfaden wieder zuſammenhefteten. Es war ein mühſelig Stück Arbeit, beſonders, da ſie bei der Heimkehr mitten durch den Paradeplatz gehen mußten, wo gerade die Muſik ſpielte und ein großes Menſchengedränge war. Der Geiſtliche fürchtete jeden Augenblick, daß er ſeine Sohle verliere. Sie machten aber aus Allem einen Spaß.

Manchmal ſaßen ſie wohl auch zu Hauſe und waren traurig. Der Adelige vertrieb ſich die Grillen, indem er ſich auf's Bett ſetzte, ſeine Guitarre in den Schooß nahm, klimperte, pfiff und ſang. Der Geiſtliche ſpielte unterdeß auf ſeinem Zimmerchen auch ein Inſtrument, das Jeder von ſelber leicht lernt, er hat nämlich Trübſal geblaſen.

Eines Sonntags, es war ein heller Sommermittag, ſaßen die beiden Kameraden trübſelig bei einander, da ſagte der Geiſtliche: „Heut' müſſen wir Geld haben, heut wird der neue Biergarten im Jägerhaus eröffnet, da müſſen wir auch dabei ſein. Haſt du denn gar nichts mehr?“ „Nein, ich habe alle Winkelchen ausgeſtöbert, gar nichts.“ „Haſt du denn auch nichts zum Verpfänden oder Verkaufen?“ „Zwei Weſten. Jetzt iſt Sommer, da brauch' ich keine Weſte mehr.“ „Her damit.“ Sie wurden ſchnell in ein Papier gepackt und die Beiden machten ſich auf den Weg.

Es läutete eben aus der Kirche und die Glocken klangen ſo hell hinauf zum blauen Himmel und hinaus nach den ſonnerhellten Bergen und Fluren, während unſere Kameraden durch enge, feuchte Gaſſen wandelten,

um einen Trödler aufzufinden. Alles strömte hinaus vor das Thor. Alles strebte in's Freie, und nicht einmal ein Trödler war zu Hause zu finden.

Mit schweren Tritten kehren die beiden Freunde wieder heim, noch nie war ihnen ihre Armuth so drückend gewesen, wie heute. An ihrem Hause muß man drei Stufen auf lose hingelegten Steinen zur Thüre hinaufsteigen. Der Adelige steht oben und es ist, als ob er keine Hand regen könne, um die Thüre aufzumachen; der Geistliche steht unten. Er betrachtet die schön gewichsten, mit hohen Absätzen versehenen Stiefel seines Kameraden und denkt an seine gebrechlichen Schnürstiefel. „Victoria!" ruft er plötzlich, „ein Schatz!" Er greift in die Spalte zwischen dem Steine und zieht einen wirklichen Sechsbätzner heraus.

„Herr Gott!" rief der Adelige, „jetzt erinnere ich mich erst, daß ich den Schatz hier vergraben habe. Hat der sich aus dem Boden heraufgemacht? Siehst du, wie gut es ist, wenn man bei Zeiten einen Nothpfennig bei Seite schafft?"

Nun ging's hinaus in den Biergarten und sie waren fröhlich und guter Dinge, denn der Schoppen Bier kostete nur anderthalb Kreuzer. Sie lachten immerfort, wenn sie sich ansahen, und die Leute konnten gar nicht begreifen, warum die Beiden so lustig seien.

Jetzt hat der Geistliche eine gute Pfründe, hat guten Zehentwein und auch Ulmer Bier im Keller, aber noch nie, sagt er, habe ihm ein Trunk so gut geschmeckt, als jener von dem Sechsbätzner. —

Neuer deutſcher Briefſteller.

Daraus kannſt du nicht lernen, wie du an Den und Den zu ſchreiben haſt; im Gegentheil, das ſind lauter Briefe an dich, und du brauchſt ſie nicht zu beantworten, wenigſtens nicht auf dem Papier. Der Gevattersmann hat auch nichts lieber, als wenn er recht viel Briefe bekommt (verſteht ſich frei, oder deutſch geſprochen: franko), aber Antwort ſchreibt er nicht gern, wenn's nicht ſein muß. Du biſt alſo höflich eingeladen, in's Künftige auch ſolche Briefe hieher zu ſchicken.

Jetzt mach' dir's bequem, ſetz' dich hin, ſtopf' dir eine Pfeife, der Gevattersmann will's auch thun, und jetzt wollen wir leſen:

I. Brief eines preußiſchen Soldaten an ſeinen Vater.

Mainz, den 15. Juli 1844.

Es iſt wahr und gewiß, lieber Vater, das Soldatenleben ſtriegelt und putzt den Mann, und wer kein Soldat geweſen iſt, der iſt kein rechter Mann. Weil warum? fragt unſer Nachbar Martin; das will ich ſagen: wir haben einen grundgeſcheiten Kameraden in der Kompanie, einen Gefreiten, der iſt ganz mit mir einverſtanden, und der ſagt auch: jeder großjährige Mann im Staat iſt Bürger, das iſt ein ſchönes Wort, das iſt der ſchönſte Titel, den man haben kann. Ein Bürger ſteht mit Allem, was er hat, mit ſeinem ganzen Leben dafür ein und iſt Bürge, daß Ordnung und Recht im Staat iſt, und daß Niemand,

heiß' er Franzos oder Ruß', dem Staat 'was anhaben kann. Jeder Bürger soll mithelfen, die Gesetze machen, die über ihn regieren sollen. Jeder Bürger giebt seine Stimme dazu, wie man die Steuern umlegen soll, daß Keinem Unrecht geschieht, und daß eine ordentliche Haushaltung geführt wird. Ich weiß wohl, es kann nicht Jeder dabei sein, darum wählt man die Abgeordneten, die auf dem Landtag für die Andern sprechen und stimmen, aber in Gedanken ist Jeder dabei. Mitrathen kann nicht Jeder für sich selber, da reicht es schon hin, wenn er einen Mann für sich eingestellt hat, der seine Gedanken ausspricht; aber mitthaten muß Jeder, wenn's drauf und dran kommt. Er muß mit seinen eigenen Händen und Füßen dabei sein. Jeder muß helfen den Staat erhalten, durch Steuern und Soldatsein, dann erst ist er ein rechter Bürger. Vor Zeiten hat man Soldaten gehabt, die den Staat gar nichts angegangen sind; sie haben gerade Dem gedient, der sie am besten bezahlt hat. Jetzt ist das anders. Jetzt sind lauter Bürger Soldaten. Sie vertheidigen und schützen ihre eigene Sache, und darum muß auch jeder Soldat Bürger, und wieder jeder Bürger Soldat sein. Ich kann es keinem Andern übertragen, daß er meinen Vater und meine Mutter lieben, daß er ihnen beistehen und sie beschützen soll; wenn ich ihm auch noch so viel Geld gäbe, er kann's doch nicht recht von innen heraus, es ist eben seine Sache nicht. — Vor Zeiten haben die Soldaten gar nicht heirathen dürfen. Freilich, sie waren ja Knechte, die jede Minute sich haben todt schlagen lassen müssen, für was der Herr eben

gewollt hat. Jetzt ist das anders. Jetzt ist ein Krieg jedem Bürger seine eigene Sache. Wenn meine kurze Dienstzeit um ist, werde ich Landwehrmann bis in mein sechzigstes Jahr, und wenn ich, will's Gott, Frau und Kinder habe, und der Staat braucht mich, bin ich gerade ein besserer Soldat, weil ich mein eigen Haus und Hof vertheidige.

Ja, lieber Vater, ich denke jetzt viel über das Soldatenwesen nach. Es war mir immer, wie wenn mich Jemand an einem langen Seil angebunden hätte, bis ich zwanzig Jahr alt bin. Jetzt ist die Zeit da, jetzt bin ich hergezogen worden und der Staat sagt: nun bist du mein, vom Morgen bis Abend und immer. Da denk' ich denn eben darüber nach: was geht dich der Staat und was gehst du ihn an? Warum mußt du ihm dienen und was thut er denn dir? Und da sind mir nebstdem auch noch allerlei Gedanken aufgegangen.

Zweitens sagen wir auch noch, nämlich mein Kamerad und ich: als Soldaten tragen alle Bürgerssöhne gleiche Röcke und gleiche Kappen. Das ist gut, da lernen sie Alle mit einander, Hoch und Nieder, einsehen, daß sie im Staat gleich sind und gleich sein sollen. Darum lob' ich mir in dieser Hinsicht mein Preußen, da muß doch wenigstens ein Jeder Soldat sein; heiß' du wie du willst, und sei du wer du bist, bemberembembem! hinter drein mußt du. Dadurch ist alsdann kein Unterschied zwischen einem Bürger (oder wie man's in der Garnison heißt, einem Zivilisten) und einem Soldaten; sie sollen und müssen gut Freund

ſein, denn Jeder iſt Bürger und Soldat in Einer Perſon. — Ich habe jetzt auch erfahren: in den andern deutſchen Ländern, die nicht zu Preußen gehören, da iſt eine Lotterie, und da kommen alle Burſchen, die zwanzig Jahr alt ſind, gehen vor das Rad hin, und wer eine hohe Nummer heraus zieht, braucht nicht Soldat zu werden. Ich habe es faſt nicht glauben wollen, daß man das Soldaterchens ſchon vorher mit dem Spielen anfängt, aber es iſt doch wahr. Wer eine hohe Nummer gezogen hat, den heißen ſie frei. Das iſt mir eine ſchöne Freiheit! Man begeht eine Sünde an dem heiligen Wort, wenn man's in dieſem Fall gebraucht. — Wenn bei der Lotterie ein Reicher mit weichen Händen ein kleines Loos zieht, ſo kauft er ſich einen Mann, der für ihn exerziren, auf die Wach' ziehen, und wenn's Krieg giebt, ſich für ihn todt ſchießen laſſen muß. Ja, ſo heißt man's: er kauft ſich einen Mann. Der Staat ſollte ſolch einen Handel nicht anlegen, er ſollte ihn nicht einmal zugeben. Wenn Ich zu befehlen hätte, das dürfte mir nicht ſein. Jeder Bürger kann und muß ein Jahr lang exerziren lernen, das ſchadet keinem geſunden Menſchen 'was, hab' er ein Geſchäft welches er wolle. Ich weiß wohl, das gefällt vielen Leuten auf dem Lande und in der Stadt nicht, ſie dünken ſich 'was Beſſeres. Aber ehrlich bedacht, iſt und bleibt es eine weiſe Anordnung. Oder ſind die armen Burſchen dafür da, daß ſie ſich für die Reichen todt ſchießen laſſen? Der Staat darf das nicht zugeben. Ich ließe, wenn ich zu befehlen hätte, keinen geſunden Menſchen heirathen, der nicht Soldat geweſen iſt und noch bei der

Landwehr ſteht. Der ſchönſte Schmuck eines Mannes iſt: daß er mit den Waffen umzugehen weiß, und daß er im Nothfall ſein Land zu vertheidigen verſteht. Vor Allem müßte mir aber die Lotterie abgeſchafft werden. Man will's ja jetzt verbieten, daß man auf den Spielbanken um Geld ſpielt; aber um ſein Leben darf man ſpielen? Und iſt denn die Landesvertheidigung nicht eine heilige Sache? Soll man darum ſpielen?

Die Oeſterreicher müſſen vierzehn Jahre lang dienen. Lieber Gott! Das iſt eine halbe Ewigkeit, da kann man ja gar nicht hinausſehen, wann's endet. Mich dauern die armen Burſchen. Sie vergeſſen ja ganz, wie es in einer Familienſtube und am Herd bei der Mutter ausſieht, und wenn ſie heimkommen, was ſind ſie alsdann? Ich möcht' auch nur wiſſen, was ſie ſo lang lernen. Ich bin jetzt vier Monate da, und kann meine Sach' aus dem ff.

Es iſt mir lieb, lieber Vater, daß ich Euch Alles ſo ſchreiben darf, und daß ich's auch kann. Meine Kameraden auf der Stube haben ſich einen Briefſteller gekauft, und daraus ſchreiben ſie die Briefe ab. Iſt das nicht eine Schande? Für was hat Einem Gott ſeine eigenen fünf Finger und Augen und Hirn gegeben? Ich müßte mich ſchämen, aus einem fremden Buch abzuſchreiben. Wie kann ein Anderer wiſſen, was ich zu ſchreiben habe? Habe ich Recht oder nicht, lieber Vater? Da fällt mir ein: ſagen könnte ich doch nicht „lieber Vater," ich weiß nicht warum — aber ſchreiben kann ich's. Wenn man ſo weit getrennt iſt, geht Einem das Herz auf und man ſchämt ſich nicht. Wenn

ich die Schur habe, lese ich auch oft Bücher, schöne Räubergeschichten, und die Geschichte vom Kaiser Napoleon habe ich auch vom Feldwebel gelesen. Es war doch ein ganzer Mann, der Napoleon, aber recht ist ihm auch geschehen, ich meine, er hat's zu weit getrieben. Ich wollte, ich hätte ihn auch einmal gesehn. Nicht wahr, ihr habt ihn oft gesehen? Wir haben von dem Kaiser Napoleon doch etwas Gutes übrig behalten, und das ist unsere Landwehr. Mein Feldwebel sieht dem Napoleon ganz ähnlich, ich glaube, wenn's Krieg gäbe, der würde ein großer Mann, er könnte ein Marschall Soult werden.

Im Soldatenleben lernt sich der Mensch allein helfen. Ich koche und flicke und nähe und putze die Stube auf, wie ein Frauenzimmer. Es kommt mir oft ganz absonderlich vor: so ein großes Haus voll lauter Männer! Es ist gut, daß es nicht vierzehn Jahre währt.

Verzeiht mir, lieber Vater, daß ich auch davon schreibe, aber ich bin jetzt zwanzig Jahre vorbei, und ich meine: schon deßwegen sollte man Landwehr einführen, wo Alles, aber nur kurze Zeit, Soldat sein muß, denn es gehören viele und gute Grundsätze dazu, brav zu bleiben. Und, lieber Vater! es giebt grausam schreckliche Krankheiten, wovon man auf unserem Hofgut nichts weiß.

Am meisten Bedauern habe ich mit den Offizieren. Sie müssen ihr Leben lang exerziren. Das ist ein schlechtes Geschäft und muß kreuzlangweilig sein, und um nur etwas zu thun zu haben, müssen sie andere Leute plagen. Wir haben jetzt Abends Instruction.

Dabei geht's oft luſtig her, ſeitdem wir den alten Leutnant haben und nicht mehr den 18jährigen. Er will mich zum Burſchen haben. Was meint ihr dazu? Die Artillerie iſt doch das Schönſte. Ich möchte nur wiſſen, ob's wahr iſt, daß es keinen Krieg mehr giebt. Unſer Feldwebel ſagt's, aber in Marokko drinnen ſoll's doch bös ausſehen, und der Ruſſ' ruht auch nicht. Ich weiß nicht, die Ruſſen mag ich gar nicht. Es iſt ſchon ſo ein häßlicher Name: Ruſſ'! Ruſſ'! Man könnte Einem damit bang machen, wenn man nicht wüßte, was es zu bedeuten hat. Wir lernen auch ſingen: ich bin ein Preuße; auch das: ſie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein. Ich habe einmal gefragt, wer denn die Sie ſeien, und da habe ich gehört, es ſollen die Franzoſen gemeint ſein. Sie ſollen nur kommen! Nicht ſo viel als man in einem Auge leiden kann, ſollen ſie von dem prächtigen Rheinland haben. Wenn's nur wieder einmal Krieg gäbe! Es kommt mir immer vor, als ob die ganze Welt darauf warte wie auf das Nießen. Ich glaube, unſer Herrgott wird: Zur Geſundheit Deutſchland, ſagen. Aber mit den Franzoſen ſollten wir doch nicht zuerſt anfangen. Ich wüßte ſchon, wen man vor Allem beim Pelzkragen nehmen und heimſchicken ſollte ....

Ich muß doch auch noch etwas erzählen. Ich bin auch ſchon einmal geſtraft worden, weil ich kein Lateiniſch verſtehe. Iſt das nicht lächerlich? Es iſt aber doch wahr. Geſtern vor vierzehn Tagen ſtehe ich früh von vier bis ſechs Uhr, drüben in Kaſtell, an dem großen Thor, wo es zur Eiſenbahn hingeht, auf dem

Posten. Man sieht so früh wenig Leut', und nur die Marktweiber. Ich betrachte nun die Aufschrift, die über dem Thor steht: cura confoederationis conditum. Ist das nicht zum Närrischwerden? Was heißt das? Es muß doch eine Bedeutung haben. Ich vertiefe mich ganz in die Inschrift, und vergesse dabei, daß ich auf dem Posten stehe. Plötzlich spüre ich eine Hand auf meiner Schulter, der Hauptmann, der die Wachen visitirt, steht vor mir. Ich werde nun abgelöst und komme in Strafarrest. Es ist mir nun zwar Recht geschehen: was geht mich die Inschrift an, wenn ich auf dem Posten stehe? Aber ein verflixtes Ding bleibt es doch, daß man Einem so etwas vor die Nase hinschreibt, was man nicht versteht. Ich habe mich nun erkundigt, was die lateinischen Worte bedeuten; unser Doktor hat mir's gesagt, nämlich: durch den Bund erbaut. Der Bund, soll heißen der deutsche Bund, der, wie man mir gesagt hat, in Frankfurt wohnen soll, hat den Brückenkopf bauen lassen. Warum aber sagt man das lateinisch? Die deutsche Sprache ist ja ganz gut, und für uns Deutsche ist es ja, und wer es nicht versteht, soll deutsch lernen. Giebt man ja auch die Gesetze und Beschlüsse deutsch, oder nicht?

Am letzten Dienstag war ich auf Wache, draußen auf dem Hardenberg. Ich bin gerade von 12 bis 2 Uhr auf den Posten gekommen. Es war mir ganz eigen zu Muth, als ich so allein hoch oben auf dem Berge da stand. Es war eine stockdunkle Nacht, kein Stern am Himmel, und die ganze Welt war wie todt; nur dort neben zog sich der Rhein wie ein blasser Streif hin und

man hörte ſein Rauſchen, von dem man bei Tag gar keinen Laut vernimmt. Mir iſt es vorgekommen, als ob die ganze Welt ausgeſtorben und ich allein da oben übrig geblieben wäre — man kommt doch oft auf ſonderbare Gedanken, aber man kann nichts dafür — da höre ich jetzt das Feldgeſchrei, wodurch die Poſten einander wach erhalten. Ich habe doch den Zuruf ſchon oft und oft gehört, aber dießmal hat er mich ganz beſonders ergriffen. Zuerſt habe ich ihn aus weiter Ferne vernommen, als ob er aus einer tiefen Grube käme, aus der Auferſtehung, dann immer näher und näher und heller und heller: „Kamerad, biſt du noch da?“ bis es zuletzt an mich gekommen iſt, und ich habe den Ruf weiter geſchickt: „Bruder, biſt du noch da?“ Keiner ſieht den andern, Keiner verläßt ſeinen Poſten, aber man ruft einander den hellen ermunternden Gruß zu. Das iſt ſchön. Eine Kette von freundlichen Worten, Glied an Glied, ſchließt die deutſchen Brüder an einander, die weit aus einander ſtehen. Alle ſind wach und ſtehen da für das Vaterland. Und ich habe mir da ganz Deutſchland gedacht, und von einer Grenze bis zur andern ſtehen ſie da und rufen einander zu: „Bruder, biſt du noch da?“ Vater! lieber Vater! da iſt mir's warm um's Herz geworden, ich kann's nicht ſagen wie. Und ich habe mein Gewehr mit beiden Händen hoch hinauf gehoben und habe Gott gebeten, er ſoll mir's einmal für eine rechtſchaffene heilige Sache wieder in die Hand geben.

Die zwei Stunden ſind mir herumgegangen wie ein Augenblick, und ſo oft der Ruf an mich gekommen iſt,

habe ich ihn immer freudiger hinausgerufen. Dazwiſchen habe ich das Lied in mich hinein geſungen:

Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht.

Es iſt mir keines von den gelernten Liedern eingefallen. Wenn man ſo ein Lied auch nur leiſe vor ſich hinſingt, iſt es doch gerade als ob man mit einem guten Geiſt ſpräche.

Grüßet mir alle guten Freunde und Bekannte, beſonders auch unſern Vetter Johann und ſeine Tochter Anna Margaretha von Eurem getreuen

Lorenz.

II. Brief vom Vetter Andres.

Ja wohl weiß ich viel, lieber Vetter, aber wenn man ſo auf den Stutz gefragt wird, weiß man nichts und ſteht da wie ein ABC-Schütz. Freilich hab' ich viel erlebt, ein halb Dutzend von den heutigen jungen Burſchen hätte genug daran zu tragen. Aber wenn man ſagt: komm', jetzt erzähl' einmal — da ſtehen die Ochſen am Berg. Wenn du bei mir wäreſt, könnt' ich ſagen, fang' du an. Anfangen! ja, das ſind die faulen Eier. Da fällt mir dabei eben eine Geſchichte ein. Du haſt ja den reichen Kaufmann Kippel noch gekannt, der in Kriegszeiten reich geworden iſt. In ſo einem Krieg, wo Alles drunter und drüber zugeht, da können pfiffige Menſchen ſchon zu 'was kommen. Mein Kippel hat alſo die Lieferung für das große Spital in Regensburg, aber vom Liefern wird man

nicht reich, hingegen aber vom Nichtliefern. Mein Kippel hat mit dem Verpflegungscommiſſär gemuſchelt: der giebt ihm einen Empfangsſchein über Alles, was auf dem Papier ſteht, und der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat, hat das Geld dafür bezahlen müſſen. Mein Kippel kommt einmal wieder mit einem langen Zettel, und darauf ſteht: ſo und ſo viel tauſend Eier erhalten. Es hat aber damals faſt kein Huhn mehr ein Ei gelegt, ſie ſind alle verſcheucht worden von dem vielen Schießen und dem Untereinander. Da ſagt der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat: „Aber Herr Kippel, ich ſehe immer ſo viel Eier auf der Rechnung, wo kommen denn die hin? Die Kranken müſſen ja zuletzt ganze Eierſtöcke im Leib haben, wenn man dieſe alle verbraucht.“

„Ja,“ ſagt mein Kippel, „es ſind auch faule Eier darunter.“

„Ja das ſind eben die faulen Eier,“ ſagt der Oberrechner, oder wie man ihn geheißen hat, und lacht, was er vermag. Er hat aber hernach doch das Geld bezahlt, freilich nicht Alles, denn er hat auch einen Dotter haben wollen. Ja, damals hat Eines das Andere beluxt. Wenn ja Alles ordentlich zugegangen wäre, wäre es mit Deutſchland nicht ſo weit gekommen, wie es gekommen iſt.

Vorlängſt habe ich mit unſerm Amtmann darüber geſprochen, daß es eben doch zu viel Beamten in der Welt giebt. Du weißt, er iſt ein grundbraver Mann, man kann ſchon ein geſcheit Wort mit ihm reden. Da ſagt er: „Ja, lieber Andres, wenn Alle recht tüchtig

wären, bräucht' man weniger, aber es sind Viele nicht recht tauglich, und die sind doch einmal angestellt."

„Ja, das sind eben die faulen Eier," habe ich gesagt und habe ihm die Geschichte von meinem Kippel erzählt.

Ich denke jetzt viel und oft über die Beamten nach. Nicht blos weil mein Schwager auch einer ist, nein, im Allgemeinen.

Wer die Beamten scheel ansieht, weil sie Beamte sind, der ist ein Narr. Wahr ist's, es ist ein böses, böses Ding, daß heut' zu Tag keine Dunggrube mehr gegraben wird, ohne daß ein Beamter seine hochweise Nase hineinsteckt. Der Fehler hievon liegt aber auf einem andern Brett. Freilich giebt es Viele, die eine Freude am Commandiren haben. Es steckt in jedem Menschen ein kleiner Commandirteufel; man muß sich in Acht nehmen, daß er nicht eine lebenslängliche Anstellung im Rathhaus unterm Hut bekommt.

Wie gesagt, wenn auch manche Beamte aus bloßer Freude am Befehlen und Regieren nichts geschehen lassen wollen, was sie nicht angeordnet haben; wenn sie gerne jedes Huhn ausgreifen, ob's bald ein Ei legen will und ob's ein Recht hat, vorher zu gackern — die große Mehrzahl von Beamten meint's doch wirklich gut. Sie meinen, das müßte so sein, daß sie für Alles Vorsorge treffen, die Leute seien gar zu dumm, und wüßten sich nicht zu helfen, und daher sei es Pflicht der Vorgesetzten, die kleinen Kinder recht in Acht zu nehmen. Wenn ich es recht bei Licht betrachte, kann Mancher eigentlich nichts dafür, daß er diese Ansicht hat.

Bedenk' nur ſeinen Lebenslauf! Zuerſt kommt er in die Schule und lernt alle fremden Sprachen, und nachher auf die Univerſität, und da lernt er allerlei Rechte, und wenn er zwanzig Jahr alt iſt, kommt er gleich an's Regieren, und das treibt er ſein Leben lang. Tauſende von Menſchen, und darunter die meiſten, die zweimal und dreimal ſo alt ſind als er, ſind ihm untergeben. Freilich, Anfangs hat er auch noch manchen Vorgeſetzten, der ihn tüchtig hernimmt. Du weißt ja aber, wie es geht: wer als Lehrjung gehudelt worden iſt, der hudelt, wenn er Geſell geworden iſt, den neuen Lehrjungen gerade ſo und noch ärger. Wenn's zu machen wäre, ſollten nur erprobte, bejahrte Männer, die ſchon 'was mitgemacht haben, Beamte ſein. Das geht aber für jetzt nicht. Darum bleibe ich dabei: man muß es ſo einrichten, daß die Bürger möglichſt für ſich ſelber Alles in Ordnung halten, und daß nicht Alles von oben herunter befohlen zu werden braucht.

Das eben iſt der Fleck, wo die Grundſuppe umgerührt wird. Ich möchte immer ſagen: habt mich nur halb ſo lieb und laßt mich ein wenig für mich ſelber ſorgen. Ein altes Sprüchwort ſagt:

Glück und Geſang
Duldet keinen Zwang.

Es giebt nur Einen Menſchen auf der Welt, der mich und die Meinigen glücklich machen kann. Und weißt Du, wer das iſt? Ich ſelber? Was man ſich nicht erſchafft hat, gehört Einem nicht eigen.

Setz' mir einmal meinen Hut auf, daß er mir ganz

bequem paßt. Nicht wahr, du kannſt es nicht? Er preßt mich da und dort, er ſitzt nicht recht, ich muß ihn ſelber zurecht rücken, und ich brauch' nur ein bischen daran zu ſtoßen, ſo iſt es recht. Es giebt auch manche Eltern, die ihren Kindern immer befehlen und angeben, was ſie thun ſollen, ſtatt daß ſie ſie ein bischen ſelber machen laſſen. Die Eltern meinen's auch gut und brav, aber ſie thun nicht brav. Man muß ſo viel man kann, Jeden daran gewöhnen, für ſich ſelber da zu ſtehen.

Daß es aber oft ſo arg ſteht mit dem Bevormunden von Seiten der Angeſtellten, daran ſind hauptſächlich Wir ſchuld. Ja, zupf' dich nur an deiner Naſe, du biſt auch dabei; haſt ja deinen Peter wollen ſtudieren laſſen, weil er ein aufgeweckter Knabe war. Vor Zeiten hat man die invaliden Soldaten zu Schulmeiſtern gemacht, weil man geglaubt hat, dies Geſchäft könne ſchon Jeder verſehen. Jetzt machen oft die Eltern die geborenen Invaliden zu Handwerkern. Schind' ich mein' Naſ', ſchänd' ich mein Angeſicht, ſagen ſie in den Niederlanden. Verſtehſt du? Wer da meint, zum bürgerlichen Gewerbe braucht's keinen rechten Verſtand, ſetzt ſich ſelber damit herunter. Und nun gar jetzt, wo die Gewerbe ſo hoch ſteigen und Einer den Andern überholen will, da brauchts gerade die tüchtigſten Köpfe. Du ſiehſt wohl, zu welchem Loch ich hinaus will. Wenn die tüchtigen Köpfe und die vermögenden Leute nicht mehr ausreißen und in den Beamtenſtand hinüber wollen, dann ſteht die Bürgerſchaft feſt und tapfer da, und hat Leute genug, die neben ihrem Geſchäft noch

ein Aemtchen übernehmen können, ohne Beſoldung, und da giebt's weniger Steuer und weniger Beamte.

Wenn ich's recht ernſtlich bedenke, will mir's gar nicht in den Kopf hinein, warum alle Leute ſich ſo drücken und drängen, um in das Beamten- und Canzlei-Paradies hinein zu kommen. Es iſt weiter nichts als der Hochmuth, weil man's recht bequem haben will. Du kannſt Dir kaum denken, wie viel Beamte am goldenen Elend leiden. Es geht oft ſo hungrig bei ihnen her, daß es ein Jammer iſt. So im Gewöhnlichen ſieht man's nicht; wer aber ein bischen tiefer hinein ſchaut, der merkt's. Und dann: was iſt das für ein Leben, wo man gar nicht Herr über ſich iſt? Es wohnt hier ein alter Rechnungsrath, der jetzt penſionirt iſt; er kommt Abends auch in unſere Geſellſchaft. Der kann Dir nun nicht genug erzählen, wie wohl es ihm jetzt iſt. Sieben und vierzig Jahre lang war er an den Aktenriemen geſchnallt, und wenn er einmal einen Tag fort wollte, mußte er vierzehn Tage vorher eine Eingabe um Urlaub machen.

Wie geſagt, ſolch ein Herr, der über Andere zu befehlen hat, iſt am wenigſten ſein eigener Herr, und hat am wenigſten über ſich zu befehlen. Ich beneide ihn nicht um ſeine Herrlichkeit.

Weil ich gerade von Beamten rede. Haſt du denn auch ſchon gehört, daß man in unſerm Nachbarland Allen, von oben bis unten, Uniformen geben will, in denen ſie Tag und Nacht ſtecken ſollen? Ich mit meinem dummen Verſtand meine: das ſollt' man nicht thun. In den Amtsſtuben habe ich nichts dagegen, da iſt's

meinetwegen gut, wenn man den Amtmann gleich am Rock kennt; aber sonst, wozu soll's? Daß man die Beamten recht von den Bürgern scheidet? Das soll ja nicht sein. Die Beamten sind ja auch Bürger, nur eben solche, die Recht sprechen und das Geld verwalten u. s. w. Wenn es zu machen wäre, sollte man den Soldaten ihre Uniformen nehmen, damit sie auch in der Kleidung immer wie Bürger aussehen. Das geht aber nicht, und darüber läßt sich nichts sagen. Die Beamten selber aber, mein' ich, sollten dagegen Einsprache thun. Freilich, es wird Manche geben, die einen großen Krattel haben, weil sie eine besondere Uniform tragen; es giebt aber auch noch rechtschaffene Herzmenschen unter den Beamten, und an diesen wäre es dagegen zu sein.

Vom Kippel weiß ich auch noch eine Geschichte. Er war als ganz blutjunger Bursch als Bäckergeselle in Paris, gerade zur Revolutionszeit. Das war keine Kleinigkeit, so mitten d'rin, wo man nicht weiß, ob man seinen letzten Bissen Brod backt, und alle zehn Tage nur einen Sonntag. Kurzum, es war Alles unter einander. Mein Kippel geht einmal über die Straße, da begegnet ihm Einer, der fragt: „Bist du ein Republikaner oder Aristokrat?" „Republikaner," giebt er zur Antwort, und der Mann prügelt ihn tüchtig durch. Das war gut. Mein Kippel geht weiter und denkt: ein Andermal nimmst du dich besser in Acht. Da begegnet ihm wieder Einer und thut dieselbe Frage. „Ein Aristokrat," ruft Kippel, und nun bekommt er's noch einmal aus dem Salz. Er wehrt sich, wird aber

übermannt. Das war wieder gut. Als ihm nun wieder Einige begegnen und ihn ſo fragen, ruft er gleich: „Schlaget mich!“ Und da haben ſie ihn auch geſchlagen. Und das war wieder gut.

Man weiß nicht, zu was man es einmal brauchen kann, iſt die Redensart von meinem Nachbar Luzian, und ſo geht's auch mit dieſer Geſchichte. Beſinn' dich einmal darüber.

III. Antwort vom Vetter.

Herzgeliebter Vetter! Ich hab' mich über deine letzte Geſchichte beſonnen, und es iſt mir lieb, daß du die Nutzanwendung davon nicht ſelber abgeſchöpft haſt. Das kommt mir immer vor wie eine abgerahmte Milch, oder, wie es in Schwaben heißt, eine abgenommene Milch. Man hat dann den Rahm beſonders und die Milch beſonders; ich muß aber ſagen, es iſt mir viel lieber, man ſchüttelt Alles unter einander und ſchneidet gute feſte Brocken hinein, da iſt dann die ganze Milch ſüß, wenn man auch nicht ſagen kann, da und da iſt der Rahm. Verſtehſt Du mich? So meine ich auch, ſoll man die Nutzanwendung nicht auf ein beſonder Brod ſchmieren. — Jetzt von der Prügelgeſchichte. Da haſt du meine Hand. Ich bin ganz ſo geſinnt wie du, d. h. verſteh' mich recht, ich bin darin mit dir einig, daß Jeder den Muth einer Meinung haben muß, hüſt oder hott, oder wie man's bei den Landſtänden heißt: links oder rechts. Ein Menſch, der keine Meinung hat, der kann gar nie recht mein ſagen, wenn

er auch Millionen im Vermögen hat; das rechte fehlt ihm; und deßwegen heißt man's auch Meinung, und die wo mitten drin ſind, und nicht 'rüber und nicht 'nüber wollen, denen geht's wie jenem Eſel. Es iſt einmal ein Eſel geweſen, ein wirklicher, mit vier Füßen und langen Ohren und einer Kutte an, die iſt nicht ſchwarz und weiß, ſondern Beides unter einander gemengt, grau. Alſo hat der Eſel zwiſchen zwei Heubündeln geſtanden, von dem einen gerade ſo weit weg wie von dem andern, und da hat er ſich beſonnen, wo er zuerſt einbeißen ſoll. Beißſt du rechts, warum beißt du nicht links, es iſt ja dahin eben ſo weit; beißſt du links, warum beißt du nicht rechts, es iſt ja dahin Ein Weg? — Kurzum, mein Eſel beſinnt ſich hin und und her und her und hin, und iſt vor lauter Beſinnen, weil er ſich nicht hat entſchließen können, eben Hungers geſtorben.

Du wirſt jetzt eine vergnügte Priſe aus deiner großen Buxbaum-Doſe nehmen, wirſt deine ſchieligen Augen, mit denen du doch Alles grad ſiehſt, ein bischen zudrücken und wirſt lachen und ſagen: „Das iſt eine Fabel, die ich ſchon lange weiß.“ Ich weiß aber noch eine, die weißt Du vielleicht nicht, darum will ich ſie dir erzählen. Sie iſt von einem uralten Dichter in Reime gebracht. Als der Löwe einſt krank war und nicht mehr recht auf Beute ausgehen konnte, ließ er als König der Thiere ſeine Unterthanen zu ſich in's Schloß entbieten. Da kam der Bär, der ein Herzog, der Wolf, der ein Graf, und der Fuchs, der ein Baron war, und ſie zogen mit einander zu Hof. Im Schloſſe des Löwen

roch es nicht nach Biſam; im Gegentheil, ganz anders. Der Bär kam nun zuerſt hinein und König Löwe führt ihn überall umher und fragt ihn dann: „Wie gefällt dir's?" „In Wahrheit," ſagt der aufrichtige Bär, „es riecht verdammt ſchlecht." „So!" ruft der Löwe grimmig, „das wagſt du mir zu ſagen? Komm', ich will dir." Und er zerriß ihn in Stücke und fraß ihn auf. Der Wolf, der nun herein kommt und vom Schickſal des Bären gehört hatte, denkt: Du machſt's geſcheiter, und ſagt auf die Frage des Löwen: „Mein Leben lang habe ich nichts Angenehmeres gerochen." „So," ruft der Löwe, „Du glaubſt, man dürfe mich anlügen? Komm', ich will dir." Und er zerriß ihn in Stücke und fraß ihn auf. Jetzt endlich kommt der Herr von Fuchs, und auf die Frage des Löwen hält er ſich die Naſe zu und ſagt: „Verzeihen Königliche Majeſtät, ich habe den Schnupfen, ich rieche gar nichts." Und er ging wohlbehalten von dannen.

Geht es nicht auch jetzt noch ſo mit den verſchnupften ſchlauen Füchſen?

Ich habe unlängſt geleſen: in Eurer Gegend ſoll ein Mann ſitzen, der zum Tode verurtheilt iſt, es findet ſich aber Niemand, der ihn köpfen will. Das gefällt mir. Wir haben hier in unſerm Wahlbezirk eine Eingabe an die Landſtände um Abſchaffung der Todesſtrafe gemacht. Wenn man ſich darauf verlaſſen könnte, daß ſich Niemand mehr dazu hergäbe, die Todesſtrafe an einem Menſchen zu vollziehen, ſo brauchte man eigentlich kein Geſetz. Ich traue aber noch nicht ganz. Meine Seele im Leib iſt dagegen, daß man einen, der

einen Todtſchlag begangen hat, wieder umbringen ſoll. Ich weiß wohl, man kann mir Vieles einwenden und ich kann nichts darauf ſagen. Darum ſei ſo gut und ſchreibe mir Deine Gedanken, und wie die Geſchichte in eurer Gegend ſich verhält, und ſage auch dem Gevattersmann, daß er etwas darüber von ſich hören laſſen ſoll. Jetzt wünſche ich Dir wohl zu leben und verbleibe Dein getreuer Vetter.

Was für Bilder ſoll ich in meine Stube hängen?

Der Gevattersmann kommt einmal Morgens in das Wirthshaus. Es iſt ſonſt ſeine Art nicht, Morgens dahin zu gehen, denn er glaubt, wie die Blumen und Pflanzen erſt Abends, wenn's kühl wird, Thau zu trinken bekommen, ſo trinkt auch der Menſch am beſten Abends, zwar nicht Thau, aber doch Bier oder Wein.[1] Dießmal aber war's eine Ausnahme, denn der Gevattersmann hatte einen alten Bekannten, den Vetter Andres, zu beſuchen, der hier übernachtet hatte. Er ſitzt eben bei ſeiner Morgenſuppe. Ein anderer Mann ſitzt am Tiſche nebenan und hat eine Kraxe, wie die Hauſirer haben, neben ſich ſtehen. „Herr Wirth," ruft der Fremde, „was macht meine Zeche? Ich kann ſie zwar nicht bezahlen; aber Ihr nehmt mir Bilder dafür ab. Hier wählet Euch." Er breitete nun eine ganze

[1] Es giebt aber auch einen Morgenthau.
Anm. des Doktor Gſcheitle.

Maſſe Sachen auf dem Tiſch aus. „Was willſt du Dir wählen, Adlerwirth?“ fragte Andres. „Ich weiß ſelber nicht, ich mein', ein paar Heilige.“ „Hab' nichts dagegen, wenn ſie nur 'was nützten. Wenn man's aber lang in der Stube hat, merkt man nicht mehr drauf, was da hängt, und wenn's auch das Schönſte und Heiligſte iſt. Wie Mancher hat die heiligſten Männer ſtill an den Wänden hängen, und ſie ſehen ihn an mit ihren frommen, getreuen Augen, er aber flucht und ſchimpft und lügt doch, und hat keine Liebe und keine Geduld. Habe ich Recht oder nicht, Gevattersmann?“ „Wohl. Für die Kinder aber iſt es gut, wenn etwas Schönes und Hohes in leibhaftiger Geſtalt ſie umgiebt. Erwachſene, denkende Menſchen brauchen eigentlich keine äußeren Zeichen mehr. Das helle Kindesauge empfängt eine tiefe Nahrung von dem, was es als ſchön und erhaben erſchaut. Ich werde mein Leben lang nicht vergeſſen, welch' einen unnennbaren Eindruck die Bilder aus der Geſchichte Joſephs, den ſeine Brüder verkaufen, die in meiner Vaterſtube hingen, auf mich als kleinen Jungen machten. Niemand achtete mehr darauf, ich aber beſchaute oft lange die zwölf Bilder der Reihe nach, und habe geweint bei dem blutigen Hemde und mich herzinnig gefreut bei dem Purpurmantel Joſephs, da er ſeinen Vater mit dem weißen Barte küßte.“ „Was geht das mich an? Was willſt du damit ſagen?“ „Um der Kinder willen ſuche die rechten Bilder in Dein Haus zu ſchaffen. Du giebſt ihnen damit mehr, als alle Erzählungen vermögen.“ „Was ſoll der Napoleon koſten?“ fragte jetzt der Adlerwirth. „Laß den,“ ſagte

Andres heftig, „was geht der dich an? Er war ein großer Geist, aber eine kleine Seele. Er hat keine Achtung vor den Völkern gehabt, und hat sie bloß nach Gutdünken behandeln wollen. Freilich, für Eines bin ich ihm dankbar; er hat der Welt ein bischen gezeigt, daß nicht Alles so fest steht. Warum soll aber ein deutscher Mann den Napoleon in die Stube hängen? Er hat uns nur Schmach gebracht. Und haben wir sie auch wieder abgewaschen, wo stehen wir jetzt? Darum verkaufen Sie Ihre Napoleon in Frankreich. Warum schüttelst du den Kopf, Gevattersmann?" „Du bist ein bischen wild." „Soll ich nicht? Ich schäme mich, wenn ich in eine Stube komme, und der Napoleon hängt da." „Hier habe ich Etwas für Sie," sagte der Bilderhändler. „Hier haben Sie den deutschen Michel, wie er von allen Potentaten angezapft wird." „Zum Henker!" rief Andres voll Heftigkeit, „soll ich meine eigene Schande in's Zimmer hängen? Ich möchte vor Zorn weinen, wenn ich so Etwas sehe. Da meint Jeder, er sei's nicht, der da verspottet wird. Und wer ist's denn? Komm' Gevattersmann, wir wollen gehen." Wir gingen. Während drinnen der Adlerwirth dennoch einen Napoleon und seinen Fürsten und die Fürstin kaufte, sprachen wir viel darüber, was für Bilder in allen deutschen Häusern hängen sollten.

Jahrgang 1846.

Der Gevattersmann

kommt nun zum Zweitenmal. Man hat ihm da und dort die Thüren weit aufgemacht; er hat Freunde gefunden, wo er's faſt gar nicht vermuthet hätte. So geht's auf der Welt: man hat mehr gute Freunde, als man glaubt; man kennt ſie nur nicht immer.

Wenn man daran denkt, iſt es auch leichter zu verwinden, daß es ſo viele Feinde giebt, ſowohl unter denen, die oben ſtehen und die Gewalt in Handen haben als auch unter denen, die keine Gewalt und nur die Verleumdung zu Gebote ſtehen haben. Man hat dem Gevattersmann ganze deutſche Länder verwieſen. Auf der andern Seite hat man es darauf angelegt, ihm ſein Wiederkommen zu verleiden. Der Gevattersmann meint aber, man ſoll ſich durch keinerlei Gewaltthätigkeiten und Boshaftigkeiten davon abbringen laſſen, das zu thun und zu ſagen, was man für gut hält. Dahin möchten es ja die Gewaltmenſchen und die Neidlinge gern bringen, daß man ihnen das Feld räumte. Wer hierin nachgiebt, hat ſich ſelber aufgegeben.

Sei darauf gefaßt, in dem Beſten, was du willſt,

Hinderniſſe und Fallſtricke aller Art dir in den Weg gelegt zu ſehen. Laß dich aber dadurch nicht einſchüchtern und nicht ſcheu machen, zu thun und zu reden, wie es deine Pflicht iſt und dein Gewiſſen dir befiehlt. Laß dich aber auch nicht verbittern, daß du in Mißmuth dich von der Welt abwendeſt, alle Liebe aufgiebſt und Grimm und Zorn deine Seele einnehme und verwirre.

Das ſagt der Gevattersmann ſich ſelber und auch dir, lieber Leſer, und das gilt auch zugleich als Neujahrswunſch.

Die Kunſt, jeden Tag glücklich zu ſein.

Ja, wer die kennte! denkſt du. Freilich, der Gevattersmann verſteht ſie auch nicht ganz, aber etwas davon hat er doch in Erfahrung gebracht; probir's einmal, ob's hilft. Alſo: nimm dir jeden Morgen vor, heute Jemand zu erfreuen und, ſo viel du kannſt, glücklich zu machen. Geh' dann an deine Arbeit und thu' vor Allem deine Pflicht. Du wirſt froh und heiter dabei ſein, denn ein rechtſchaffener Gedanke macht froh. Suche ſodann deinen Vorſatz auszuführen, wo ſich dir Gelegenheit dazu bietet. Du wirſt nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu ſein, was du dem Andern ſchenkſt oder bereiteſt, thu' es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut ſein.

Doppelt glücklich aber wirst du sein, wenn dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefaßt hat wie du, und er sendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus oder Herz.

Das ist die schönste, geheime Verbindung der Menschen, wenn Jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem Andern zubringt, diesem so viel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt diese Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, das dem Allgemeinen, der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menschheit zu Gute kommt. Dieser Gedanke giebt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt und den Menschen mit sich und mit der Welt einig macht — durch die Liebe.

Kein Kopf und keine Wurzel.

Zur französischen Revolutionszeit — man meint oft, es sei schon ein paar Hundert Jahre her, so sieht's schon wieder aus, da und dort in der Welt — also vor einigen fünfzig Jahren hatten die Bewohner einer kleinen Stadt ebenfalls einen Freiheitsbaum aufgerichtet, und eine rothe sogenannte Jakobinermütze darauf gesteckt. Sie tanzten nun um den Baum herum und

waren gar luſtig und fröhlicher Dinge, denn Alles glaubte: jetzt könne es gar nicht mehr fehlen, jetzt müſſe Alles frei und glücklich ſein. Ein alter Mann, der herzu kam und um ſeine Meinung befragt wurde, ſagte kopfſchüttelnd: „Ich fürchte, ich fürchte, der Baum hat keine Wurzel und die Mütze keinen Kopf.“

Und ſo kam es auch. Denn nicht lange darauf war wieder Alles wie zuvor, und auf dem Platz, wo der Freiheitsbaum geſtanden hatte, war wieder der alte Trödelmarkt.

Das wäre gar Vielen bequem, wenn man ſo über Nacht, wie man die Hand umkehrt, frei werden könnte. Das geht aber nicht. Man muß die Seele von Innen ausputzen und ausfegen von alten Anſichten, die keinen Grund haben, und von allem niedrigen Knechtsſinn. Wenn der geſunde Boden gut geſäubert und umgegraben iſt, kann die Saat der Freiheit erſt recht fröhlich darin gedeihen, und kann nicht über Nacht weggeblaſen werden.

Nur derjenige Menſch iſt frei, der ſich ſeiner Würde als Menſch genau bewußt iſt, der es fühlt, daß er in ſich einen Adel trägt, der der höchſte iſt, und der daher ſtets darauf achtet, ſich in ſeiner Würde zu erhalten, vor ſich und Anderen ſich nichts zu vergeben. Nur der Menſch iſt frei, der ſich ſeine eigenen Gedanken im Kopfe ausbildet, Niemand etwas nachſpricht, was er nicht verſteht und ſelber einſieht; der die Geſetze kennt, die Gott in ſeine Bruſt geſchrieben hat, und ohne Menſchenfurcht ihnen gerecht zu werden ſtrebt. Nur der Bürger iſt frei, der ſeine Bedeutung in der

menſchlichen Geſellſchaft und im Staate genau erkennt, der ſeine Rechte und Pflichten genau weiß, und unabläſſig mitwirkt als ein lebendiges Glied der Staatsgeſellſchaft, damit er mithelfe, Recht und Gerechtigkeit aufzurichten und zu ſtützen.

Dazu kommt man aber nicht über Nacht; dazu muß man ſich ſtark, ſelbſtändig und unabhängig machen. Und wenn ein freier edler Geiſt in den Herzen Aller lebt, dann iſt das wahre Geſetz auch unabweislich da, und kann nicht ſo, mir nichts dir nichts, über den Haufen geworfen werden.

Vor Allem aber muß man darauf bedacht ſein, in dem Kampfe gegen Gewaltthätigkeit und Herrſchſucht ſtets die Liebe und Menſchenfreundlichkeit vor Augen zu halten, in deren Namen man den Feinden entgegen tritt. Die Liebe zu den Menſchen, die Achtung vor Jedem, weil er ein gottbegabtes freies Weſen iſt, dieſe müſſen Führer ſein. Wer die Menſchen haßt oder verachtet, kann nie etwas für ſie zu Stande bringen. Die Sittlichkeit, die Wahrheit, die Nüchternheit und Geradheit darf nie und nimmer Schleichwegen und Verderbniſſen Platz machen. Denn bekäme man auf dieſem Wege auch die Freiheit (was aber nicht der Fall iſt), ſo erginge es Einem leicht wie jenem Matroſen, der, als er nach langer Fahrt an's Land gekommen war, all' ſein Geld verſpielte. Zuletzt ließ er ſich noch die ſchönen langen Haare, die ihm auf der See gewachſen waren, platt abſchneiden, und ſpielte darum und gewann — einen Kamm.

Von neuen und alten Kleidern.

Wenn du ein neues Kleid vom Schneider bekommſt, ſo bringt er dir von dem, was die Hölle herausgegeben hat, noch ein paar gute Stücke zum Ausbeſſern und Flicken, wenn's einmal nöthig ſein könnte. So lang das Kleid noch neu iſt, könnteſt du nun die Flicken wohl finden und damit aushelfen, aber gerade wenn das Kleid alt iſt, da fehlen ſie dir und du ſuchſt ſie oft vergebens. Du haſt ſie verſchleudert, mußt nun entweder mit ungleichem fremdem Stoff den Riß zumachen, oder gar zerriſſen einhergehen.

Liegt darin nicht aber auch ein Gleichniß vom Menſchenleben? So lang wir noch jung ſind, hätten wir ſchon überflüſſig Zeug genug, um einen eingeriſſenen Schaden wieder gut zu machen; bis wir aber alt ſind und die überflüſſigen Flicken nöthig haben, ſind ſie gewöhnlich verloren und verſchleudert. Drum halte in der Jugend deine Kraft zuſammen; du kannſt ſie noch brauchen.

Ich habe aber noch ein Gleichniß von einem Kleide: du haſt einen alten Rock, du findeſt dich ganz wohl und gemächlich darin, er iſt ſchon jämmerlich abgetragen und es ſchickt ſich nicht mehr für dich, daß du damit in die Kirche oder auf's Rathhaus gehſt; du meinſt aber, es geht noch immer. Jetzt endlich legſt du ihn ab, und jetzt endlich ſiehſt du, wie du das eigentlich ſchon lange hätteſt thun ſollen. Du ſiehſt den Rock auf fremdem Leib und er ſcheint dir abſcheulich. Geht's

nicht auch mit manchen Vorurtheilen, mit manchen vertragenen veralteten Ansichten und Meinungen so? Denk' ein bischen darüber nach.

Der Wurstvisitator.

Der Doktor Gscheitle erzählt eine Geschichte; der Gevattersmann weiß so gut wie er selbst, daß sie nicht wahr ist, aber die Schelmerei zielt noch anders wohin, darum hören wir zu.

Ich war in der Fremde und es ging mir erbärmlich schlecht, heißt das, ich konnte gut marschiren, aber es waren überall in den Dörfern Häuser mit weit heraus gestreckten, sechseckigen Haken, und da blieb ich eben hängen, bis zuletzt nicht nur das Geld aus den Taschen heraus war, sondern auch die Kleider dahinter blieben mit sammt dem Felleisen. Da macht sich aber der flotte Bursche nichts daraus, und wenn man, wie ich jetzt, im Trockenen sitzt, ist's angenehm, von Seeabenteuern zu erzählen. Ich bin also einmal in einer Stadt und mein Magen war so lang wie ein Strumpf und die Magenwände haben sich auf einander gerieben, so wie hier meine zwei Hände, und nichts dazwischen. Nämlich, das ist mein Unglück, daß ich immer in mich hinein und in andere Menschen hineinsehen kann, wie wenn der Leib aufgeschnitten wäre. Ich sehe, wie die Gedärme in einander laufen und was sie jetzt treiben, und was die Nerven dazu sagen. Das sieht oft

erbärmlich aus. Aber wir Gelehrten müſſen gar viel ſehen, wo ein Anderer nichts merkt. Ich ſpür's jetzt gerade, wie die Haut von meinem Magen abgeht, und das thut weh. Da ſeh' ich einen Bauern, der ſein Holz verkauft hat und eben in einen Laden geht, um ſich eine Wurſt zu holen. Ich ſehe durch's Fenſter. Ach du lieber Gott! was ſind da für prächtige Sachen bei dem Wurſtler. Als König würde ich aus Geſundheitsrückſichten und im Intereſſe der Armen verbieten, daß irgend etwas Eßbares zum Verkaufe ausgeſtellt und ſo lockend und reizend aufgeputzt würde. Während ich das ſo denke, kommt mein Bäuerchen aus dem Laden und mein Magen — denn der Verſtand kommt ſehr oft aus dem Magen — giebt mir jetzt eine Kriegsliſt. Ich ſehe, wie ſich das Bäuerchen hinten an ſeinen Wagen lehnt, Brod auf das Brett legt und in die Wurſt hineinſchneidet. Sein Pferd ſteht neben ihm und frißt das Heu, das man ihm auf den Boden gelegt hat. Ich beneide das Pferd faſt um ſein Futter, es braucht doch nicht dafür zu ſorgen. Ich beneide aber noch mehr den Bauern. Raſch gehe ich auf ihn zu und ſage im Amtston: „Was hat Er für dieſe Wurſt bezahlt?“ „Einen Batzen,“ bekomme ich zur Antwort. „Schändlicher Betrug! Gut, daß ich den Metzger einmal habe,“ rufe ich; „ich muß die Wurſt arretiren. Das iſt eine von hoher Commiſſion abgeſchätzte Groſchenwurſt, weil zu wenig Griebe und zu wenig Pfeffer darin iſt. Komm' Er mit auf das Rathhaus.“ Ich nehme nun die Wurſt, mein Bauer folgt mir. Am Rathhauſe ſage ich: „Wart' Er einſtweilen hier.“ Ich

gehe nun die Treppe hinauf und komme nach einer Viertelstunde wieder. Mein Bauer wartet noch immer, Messer und Brod in der Hand. „Wie geht's?“ fragt er, „wo ist meine Wurst?“ „Ja,“ sag' ich, „guter Freund, das geht nicht so schnell. Die Wurst liegt bei den Akten, und morgen muß Er um 10 Uhr wieder zur Stadt und vor Amt, um Zeugniß abzulegen.“ „Ach Gott!“ ruft der Bauer, „meine Wurst bei den Akten! Und morgen muß ich ja Hafer einthun.“

Gegen ein gutes Trinkgeld übernehme ich nun die Sache, und mein Bäuerchen kaufte sich eine andere Wurst, fuhr schnell heim, und that sie, wie ich glaube, nicht eher heraus, als bis er an seinem eigenen Tische war.

So habe ich eine Wurst und noch Geld bekommen, weil ich auf die Dummheit und Faulheit spekulirte, und wer darauf spekulirt, geht nie fehl.

Die Posaune des Gerichts.

Gar wunderbar und seltsam werden oft die Verhältnisse des Menschenlebens verknüpft. Da sind Knoten und Maschen, die keine Menschenhand, und sei sie noch so kunstgeübt, knüpfen kann; da sind Verwicklungen, die der pfiffigste Verstand nicht lösen kann. Freilich geht Alles dabei natürlich her, und das eben ist das Wunder, daß Alles gewöhnlich ist und doch Außerordentliches daraus hervorgeht. Wie zeigt sich das wieder an dieser Geschichte!

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmonds eine schreckliche That verübt. Ein Mann kniete auf einem Andern, der leblos da lag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes, die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesang, als der Knieende den Dahingestreckten aussuchte und Alles, was er fand, zu sich steckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn hinabtragen an den Strom, der fernher rauschte, um ihn dort zu versenken. Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der todten Last. Der Mond war herausgetreten und warf sein sanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzergreifenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weisung des Liedes: „Denkst du daran!“ Der Widerhall in Thal und Feld gab es zurück, und es war, als ob die Berge und die Bäume sängen: „Denkst du daran!“ Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. — Endlich, am Strom blieb er stehen und lauschte hin, Alles war still und nur die Wellen flossen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner That nicht vertilgt hatte und sich von sonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab, der Schweiß rann ihm von der Stirn; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher

Nachtvogel fuhr flatternd auf, wenn er ſo durch's Dickicht drang, aber nirgends fand er das Geſuchte. Er hielt an, um ſich zurecht zu finden, um ſich die Gegend genau zu vergegenwärtigen, aber kaum daß er drei Schritte gegangen, war er in der Irre; Alles flimmerte vor ſeinen Augen und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verſtellten. Der Morgen brach endlich an: die Vögel ſchwangen ſich auf und ſangen ihre hellen Lieder, vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitſchen knallen. Der Mörder machte ſich eiligſt davon. — —

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorf gebracht, in deſſen Gemarkung ſie lag. An der rechten Schläfe trug der entſeelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem ſcharfen Stein. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entſeelten erſehen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch oben auf dem Hügel liegt, an deſſen Fuß die in Felſen gehauene Landſtraße vorüberzieht, ſollte nun andern Tages der todte Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menſchen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen, Jeder wollte ſeine Unſchuld, ſeine Trauer und ſeine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte ſich der Zug den Berg hinan. Der Geiſtliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerſt redete er den Entſeelten an und ſprach:

„Auf dem Wege biſt du gefallen. Wer weiß wohin dein Herz ſich ſehnte, welches Herz dir entgegen

ſchlug. Möge der, der Alles kennt und Alles heilt, Ruhe und Friede in die Seelen der Deinigen ſenden. Unbekannt biſt du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß woher du kamſt, wohin du gingſt, aber Er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinanſteigen laſſen, die unſer Auge nie mißt. Zu welcher Kirche du gehörteſt, welche Sprache du redeteſt — wer mag den ſtummen Mund fragen? Du ſtehſt jetzt vor Ihm, der über allen Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu faſſen vermögen. Erhebet mit mir eure Hände," fuhr der Geiſtliche zu den Verſammelten fort, und Alle hoben die Hände empor; dann ſprach er wieder: „Wir erheben unſere Hände empor zu dir, o Allwiſſender! Sie ſind rein von Blutſchuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir, wir ſind rein von dieſer That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weileſt, der du deinen Bruder in Waldesnacht erſchlugſt; das Schwert ſchwebt unſichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerſchmettern. Kehr' um, ſo lange es noch Zeit iſt. Häufe nicht Frevel auf Frevel, denn einſt, wenn ſie ertönt, die Poſaune des Gerichts ...."

Da, plötzlich hörte man von der Straße herauf das Poſthorn erſchallen. Das Lied erklang: „Denkſt du daran!" Alles ſchwieg und hielt den Athem an. Aus der Mitte der Verſammelten ſtürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!"

Nachdem man ihn aufgehoben, geſtand er reumüthig ſeine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn,

bei dem er diente, verspielt habe, wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe, wie die Töne des Posthorns ihn verwirrt, wie er seine Hand brennen gefühlt habe, da er sie zum Himmel erhob, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständniß abpreßten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinabbewegt; mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten Viele heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden.

Garantirt.

Der Kronenwirth zu Seckenheim in der badischen Pfalz machte sehr oft einen Handel mit einem sogenannten Roßtäuscher. Dieser war zufällig ein Jude. Ich sage zufällig, denn die jüdische Religion hat nichts mit dem Roßhandel und vorweg nichts mit dem Roßtäuschen zu schaffen. Der Roßtäuscher, obgleich ein Pfiffikus, wurde doch auch oft angeführt; er machte es dann wie die Kinder beim Ohrfeigenspiel, und sagte zu sich: gieb's weiter. Der Kronenwirth wurde nun auch oft angeführt. Bald bekam er einen Kopper, bald ein Pferd, das nicht einspännig ging, bald einen Lederfresser, der, wie du wohl weißt, immer am Leder knuppert. Einstmalen kam der Roßtäuscher wieder und sagte: „Kronenwirth, brauchst du keinen Gaul?“

Dem Kronenwirth war es nun bequem, daß ihm die Pferde ſo vor's Haus gebracht wurden und daß er weiter keine Mühe damit hatte. Er ſagt daher:

„Freilich brauche ich einen, aber Alterchen, ich laß mich nicht mehr hinter's Licht führen; du mußt mir, wenn wir handelseins werden, ſchriftlich für das Koppen, Einſpänniglaufen und Lederfreſſen garantiren."

„Weiter nichts? Auch gut," war die Antwort, und ſie werden handelseins und das Schriftliche wurde aufgeſetzt.

Andern Tages kommt der Kronenwirth zu dem Roßtäuſcher und ſagt: „Kannſt deinen Gaul wieder holen, er koppt."

„Das iſt ja recht," ſagt der Roßtäuſcher, „ich hab' dir ja für das Koppen garantirt."

Jetzt gehen dem Kronenwirth die Augen auf, und er reitet zu einem Rechtsanwalt, bekommt aber den Beſcheid, daß da nicht zu helfen ſei, denn da ſteht Schwarz auf Weiß: „Für das Koppen, Einſpänniglaufen und Lederfreſſen wird garantirt," ſtatt daß es heißen ſollte: „Gegen das Koppen u. ſ. w." Der Kronenwirth erhält nun den guten Rath, künftig vorſichtig zu ſein. Was hilft aber der Herr von Künftig? der Meiſter Jetzt gilt. Betrübt und fluchend geht der Kronenwirth zu einem Bierbrauer. Der Bierbrauer hat mit ſeinem einfachen Verſtand das rechte Loch gefunden, wo die Geſchichte hinaus muß. Das Schriftliche in Händen haltend fragt der Bierbrauer: „Koppt dein Gaul?" „Freilich." „Geht er einſpännig?" „Ja." „Frißt er Leder?" „Nein, das thut er nicht." „Halt!

Jetzt muß er ihn wieder nehmen; er hat auch dafür garantirt."

Und so geschah es auch. Der Roßtäuscher mußte den Gaul wieder nehmen, weil er — kein Leder fraß.

Der Seiler von Fürfeld.

Wenn der alte Held Alexander von Macedonien weit hinten in Persien eine gewaltige Schlacht gewann, sagte er immer: „Was werden zu Hause meine Nachbarsleute, die Athener, dazu sagen? Und wenn ich nach Haus komme, zeige ich ihnen Alles, was ich erobert habe, daß sie sich vor Verwunderung auf den Kopf stellen!"

Das oder doch wenigstens ungefähr so sagte Alexander vor mehr als zweitausend Jahren, und wenn dem Seiler von Fürfeld in der weiten Welt draußen etwas Außerordentliches passirte, dachte er immer: „Was werden sie daheim in Fürfeld (es ist das ein kleines Dorf und steht auf keiner Landkarte), was werden sie wohl dazu sagen? Was werden sie denken, wenn ich einmal heimkomme mit Kutsch' und Pferd?"

Er ist heimgekommen mit Kutsch' und Pferd, hat aber nicht mehr gehört, was die Fürfelder dazu sagten.

An der langen Kirchhofmauer zu Fürfeld hatte der Seilermeister seine Werkstätte, und es ging dabei, wie es das Geschäft mit sich bringt, ihm und seinem Lehrjungen immer hinderlich. Der Lehrjunge, er hieß Franz, war schon frühe ein absonderlicher Kopf,

der sich oft an die Kirchhofmauer stieß, d. h. in Gedanken. Er konnte nicht begreifen, warum man die Todten in eine Mauer einschließe; eine lebendige Hecke wäre viel schöner gewesen. Dann blickte Franz oft hinüber nach dem Plätzchen, wo sein Vater und seine Mutter lagen. Es war gut, daß er sich am Seile halten und rückwärts gehen konnte, denn Thränen verdunkelten sein Auge und seine Kniee zitterten. Dort lagen alle seine Lieben, er hatte keine Geschwister und keine Verwandten. Wie das aber so geht! Wenn man tagtäglich etwas sieht, merkt man nichts mehr davon und das Gefühl stumpft sich ab. So sah Franz auch bald nicht mehr auf die Mauer und sah nicht mehr nach den Gräbern hinüber.

Viele tausend Menschen sehen nichts mehr von den Verkehrtheiten und Traurigkeiten auf ihren Wegen, weil sie daran gewöhnt sind, und sie leben gedankenlos fort.

Die Zeit der Wanderung kam. Franz hatte leichtes Gepäck, aber auch viel leichten Muth. Als er an dem Kirchhof vorüberzog und den schmalen ausgetretenen Fußpfad sah, den er tausend- und aber tausendmal gemessen hatte, da dachte er mit schwerem Herzen daran, was für neue unbetretene Pfade er jetzt zu wandern habe. Noch ein Blick hinüber nach jener heiligen Stätte und fort ging's mit lustigem Lied.

Franz war ein frommes, vertrauendes Gemüth, und war dabei streng katholisch erzogen. Er wanderte nun vorerst nach den südlichen Ländern, wo seine Religion die allgemeinste war und auch herrschte. Er fand nur selten Arbeit. Da nahm er sich endlich vor, nach

Italien zu wandern; er wußte ſelber nicht recht warum, aber ein wandernder Handwerksburſche macht keinen Umweg, wenn er auch noch ſo ſehr fehl geht. Er findet auch hier wenig Arbeit, denn man hat inländiſche Stricke genug und braucht keine fremden und auch hier laufen die ärgſten Spitzbuben ungehangen umher. Franz geht auf Neapel zu. Dort will er lernen, große Schiffstaue machen. Darnach trägt er groß Verlangen. Unterwegs aber muß er mit Trauer ſehen, daß ſeine Stiefel nicht mehr Stich halten wollen, ſondern nach allen Seiten hin ausreißen. Er nimmt nun die Fußbekleidung in die Hand und marſchirt barfuß weiter. Eines Tages, als ihn die Füße gewaltig brennen, legt er ſich am Saume eines Waldes nieder, um zu ſchlafen; vorher betet er noch vor einem nahen Bildſtock zu Gott, er möge ihm doch beiſtehen und ihm vor Allem ein Paar gute Stiefeln beſcheeren.

Ein Dutzend ſchwarzbärtiger Kerle, den Hut tief in die Stirn gedrückt, kommt aus dem Walde; ſie ſehen den ſchlafenden Geſellen, lachen und murmeln unter einander: „An dem iſt nichts zu holen, der hat faſt keine Stiefel mehr.“ Ein muthwilliger junger Fingerlang ſchleicht indeß heran und wirft aus Spaß die Stiefel des Seilers in eine tiefe Schlucht hinab, wohin vielleicht noch nie ein Stiefel gekommen iſt. Darauf ſchreiten ſie fürbaß und harren in einer Schlucht des ſchwerbepackten Reiſewagens, der eben herankommt. Mit Piſtolen, Dolchen und langen Meſſern zwingen ſie die Reiſenden auszuſteigen und ſich Alles nehmen zu laſſen. Der Poſtillon ſcheint mit im Einverſtändniß zu

ſein, Alles geht ſo ſchnell und ruhig her, als ob es eine friedliche Theilung wäre. Zuletzt geht noch der junge Bandit auf einen langen hagern Mann, dem Anſehen nach ein Engländer, zu und ſagt: „Herunter mit den Stiefeln.“ Erſt nach der Drohung, daß ihm die Füße abgeſchnitten würden, willfahrte der lange Engländer. Nun eilt der Bandit auf unſern ſchlafenden Franz zu, ſtellt ihm die ſchönen Stiefel hin, und nach einer Weile iſt Alles ſtill, wie wenn weit und breit kein Menſch geweſen wäre. Als Franz erwacht, reibt er wiederholt die Augen, da er die ſchönen Stiefel ſieht; er zieht ſie aber ruhig an, ſie ſind ihm wie angegoſſen und er ſagt: „Die hat mir unſer Herrgott durch einen Engel hinſtellen laſſen.“ Was würden ſie daheim in Fürfeld dazu ſagen, war dann der zweite Gedanke unſeres Franz. War er früher froh und zuverſichtlich, ſo war er's jetzt doppelt; denn er glaubte ſteif und feſt, er dürfe nur beten und ſchlafen, und es würde ihm Alles beſcheert. Das ging aber nicht immer ſo glücklich, und er mußte in Neapel mit leerem Magen herumlaufen und in den offenen Säulengängen auf den Steinen ſchlafen. So hatte er ſich eines Abends, als es zu dämmern begann, ein gutes Plätzchen ausgeſucht. Nicht weit von ihm hatte ſich ein ſchwarzbärtiger Mann niedergelaſſen und ſuchte Franz für „ſein freies Leben in den Bergen,“ wie er die Räuberei nannte, zu werben. Franz wollte aber nicht mitthun, legte die Beine über einander und betrachtete die vom Himmel geſchenkten Stiefel; das waren Wunderwerke, ſie ſchienen für die Ewigkeit gearbeitet. Der Bandit

behauptete, er habe Franz die Stiefel geſchenkt, dieſer aber lachte ihn aus und ſchalt ihn einen Ungläubigen. Schon mehrmals war ein Mann vorübergeſchlichen und hatte Franz und ſeinen Kameraden genau betrachtet. Jetzt kam er wieder, in Begleitung von einem halben Dutzend Häſcher. Ohne viel Federleſen wurden Franz und ſein Kamerad feſtgenommen und ward ihnen frei Loſchie angewieſen. „Was werden ſie in Fürfeld dazu ſagen,“ dachte Franz wieder, und jetzt war er froh, daß man dort nicht Alles von ſeinen Schickſalen erfuhr, ſo gern er das auch vormals gewünſcht hatte. Mit gutem Gewiſſen in der Bruſt ſchlief Franz ruhig ein. Wie erſtaunte er aber andern Morgens, als er im Verhör vernahm, daß er wegen ſeiner Stiefel, die er geraubt habe, angeklagt ſei. Franz behauptete nachdrücklich, er habe darum gebetet und habe ſie direct vom Himmel bekommen. Da nahm der Engländer — denn niemand Anders als dieſer hatte die Beiden verhaften laſſen — ein Meſſer, ſchnitt die Doppelſohlen an den Stiefeln entzwei, zog eine Menge Banknoten, die viele tauſend Gulden zu bedeuten hatten, heraus und ſagte: „Dieſe habe ich darin verborgen, um mich vor den Räubern zu ſichern.“ Jetzt gingen Franz die Augen auf, und er dachte daran, was ihm der Bandit geſtern geſagt hatte. Er zitterte wie Espenlaub und der Richter ſah das für ein Zeichen der Schuld an. Franz aber überlegte, ob er den Banditen verrathen dürfe. Er ſah faſt keinen andern Ausweg. Da kam der Gefängnißwärter und brachte einen Ring, den der Bandit aus ſeinem Fenſter geworfen hatte. Der

Engländer erkannte ihn als sein Eigenthum, und nun war die Schuld des Andern gewiß. Der Bandit gestand auch, da er überführt war, die Geschichte mit den Stiefeln ein, und Franz konnte frei und barfuß davon ziehen. Jetzt dachte er wieder an's Arbeiten und ging nach dem Strande. Dort traf er auch den Engländer, der sich in ein Gespräch mit Franz einließ und Wohlgefallen an ihm zu finden schien. Der Engländer war ein höherer Offizier der Flotte und versprach Franz zu seinem Glück zu verhelfen, wenn er tüchtig arbeiten könne.

Nun lernte Franz alle Seilerarbeit auf den Schiffen machen, und als der Engländer zurück reiste, nahm er ihn mit.

Durch Fleiß und Geschicklichkeit ward Franz in England mit der Zeit ein angesehener Mann, der Hunderte von Seilern beschäftigte. Oft, wenn er so sein Wesen übersah, dachte er: „Was würden sie in Fürfeld dazu sagen," und er nahm sich vor, wenn er hunderttausend Gulden hätte, zurück zu kehren. Wie das aber so geht, als er die Hunderttausend hatte, wollte er nur noch dieß und jenes Geschäft machen, und so wurde er ein alter Mann mit grauen Haaren, der an sein Testament dachte.

Wie erstaunten eines Tages die Fürfelder, als ein schwarzer Wagen mit schwarz behangenen Pferden und in Trauer gekleidete Bedienten in das Dorf kam, und die Leiche des Franz brachte, der hier neben seinen Eltern ruhen wollte. Er hatte all sein Vermögen der Gemeinde vermacht, mit der Bedingung: daß man die

Kirchhofmauer in eine Hecke verwandle, was man auch gern that.

Könnte er nur jetzt hören, was ſie daheim in Fürfeld dazu ſagen, und wie ſie ihn loben und preiſen, weil er ihrer nie vergeſſen hat.

Doppelt genäht hält feſt.

Der Hagenmaier iſt ein einfacher Bauer, aber das will viel heißen, mehr als man glaubt; unter dem groben dreieckigen Filzhut iſt ein feiner Kopf mit geradem Verſtand. Das hat er wieder bei der letzten Landſtandswahl gezeigt. Am Wahltage zieht er ſeine ſchönſten Sonntagskleider an und geht nach der Stadt. Es iſt ein Grundſatz Hagenmaiers, daß man bei Volksverſammlungen, und namentlich bei Ausübung der Wahlrechte, ſeine beſten Kleider anlegen ſolle; erſtlich, weil das zu einer feierlichen Handlung gehört, und zweitens, weil man ſich ſelber dadurch ehrt und achtet. Auch macht ſich der Hagenmaier früh auf den Weg, denn er denkt bei ſolchen Dingen: eine Stunde zu früh iſt beſſer als eine Minute zu ſpät. Der Hagenmaier trinkt in der Stadt vorher noch einen Schoppen in der Sonne, ſowohl zur Herzſtärkung für ſich, als auch für die anderen Wahlmänner, die er da trifft und mit denen er zuſammenhalten und gemeinſchaftlich auf's Amthaus gehen will. Er trifft aber auch noch einen unerwarteten Gaſt, nämlich den Schreiber Schilling.

Er sitzt oben am Tisch und spricht ein Langes und Breites: wie unschicklich es sei, daß der Gutsbesitzer Werner sich in öffentlichen Blättern um die Abgeordnetenstelle beworben, und dabei seinen freisinnigen Katechismus wie ein Schulbub aufgesagt habe. „Es ist gar keine Schamhaftigkeit, gar keine Zurückhaltung mehr da. Wie kann man sich nur persönlich und öffentlich so preisgeben? Das schickt sich nicht für einen Mann.“ So schloß der Schreiber Schilling seine wohlgesetzte Rede.

Der Hagenmaier wollte eben sein Glas zum Munde führen, er setzte es aber ab und fragte:

„Herr Schilling! Würden Sie die Stelle eines Secretärs bei der Kreisregierung annehmen, wenn sie frei wäre?“

„Welche Frage! Mit zehn Händen,“ war die Antwort.

„Und würden Sie sich darum bewerben? Eine Eingabe machen, oder gar selber hinreisen und bei den Herren anklopfen und Bücklinge machen?“

Der Herr Schilling stutzte und schwieg, der Hagenmaier aber fuhr fort: „Ja, so ist's, wenn's euch dient, da seid ihr bei der Hand und sagt: man soll bescheiden und zurückhaltend sein, man soll warten wie ein Mädchen, bis der Freier kommt und sagt: willst mich? Ich frage aber Jeden mit gesundem Verstand: ist es nicht viel ehrenvoller, sich um eine Stelle zu bewerben, die außer den geringen Taggeldern Nichts einträgt, keine Besoldung, keine Pension, keinen Wittwengehalt, nichts — als um eine Stelle bei der man das Alles bekommt? Es ist kein Leckerbissen, heutigen Tages

Volksabgeordneter zu ſein: Monate lang von Haus und Hof, von Frau und Kind weg ſein, alle Tage fünf, ſechs Stunden in die öffentlichen Sitzungen, dann wieder in die Abtheilungsſitzung, auch zwei, drei Stunden, und dann die Berichte durchleſen, Anträge aufſetzen und dann in der Sitzung ſich ärgern, daß einem die Galle überlauft, am Ende einen Beſchluß zu Stande bringen, der von da und dort doch wieder umgeſtoßen oder verſchnipfelt wird, und bei alle dem doch bei der Hand bleiben. — Ich ſag's noch einmal: es iſt kein Leckerbiſſen, heutigen Tages Volksabgeordneter zu ſein. Wir müſſen den Männern danken, die die Stelle übernehmen und nichts wollen als das allgemeine Beſte, nichts für ſich, kein höher Aemtchen, gar nichts. Und um eine ſolche Stelle ſoll man ſich nicht öffentlich bewerben dürfen? Aber um andere Stellen, da ſchickt ſich's; nicht wahr, Herr Schilling? Der Herr Schilling und die mit ihm ſind, möchten gern in die Suppe ſpeien, damit ſie nur allein davon eſſen können. Der Werner hat rechtſchaffen gehandelt, daß er öffentlich geſagt hat, was er will und was man ſoll. Meine Stimme hat er. —"

„Und meine auch," riefen faſt alle Anweſenden wie aus Einem Munde. Der Herr Schilling ſchwieg und die Wahlmänner gingen bald nach dem Amthauſe. — Dort war noch ein härterer Kampf zu beſtehen, weil es ein feinerer war.

Der Herr Wahlcommiſſär ſagte, bevor die Wahlhandlung begann: „Meine Herren!" — es that Vielen bis in den kleinen Zehen hinab wohl, daß er ſo ſagte;

er merkte das und wiederholte daher nochmals —: „Meine Herren! Ich will durchaus keinen Einfluß auf Ihre Wahl ausüben. Sie wählen als freie Männer, nach ihrem Gewissen und Pflichtgefühl. Ich will durchaus nichts gegen Herrn Werner sagen. Er ist als achtungswerther Mann bekannt, man weiß nichts gegen ihn; er versteht die Landwirthschaft und sein Hauswesen ganz gut in Ordnung zu halten. Ob er die Staatsangelegenheiten eben so versteht, ob er da die nöthigen Kenntnisse hat, die man nicht hinter'm Wirthstisch holen kann; ob er wissenschaftlich gebildeten, studirten Männern gegenüber die Gabe der Rede hat; ob er die Bedürfnisse seines Wahlbezirks, Alles, was wir nöthig haben, gehörig vorbringen, vertheidigen und durchfechten kann.... Meine Herren! Ich weiß das nicht, und Sie können es auch nicht wissen, denn so etwas zeigt erst die Erfahrung. Es fragt sich, ob man gut thut, auf's Gerathewohl dabei zu verfahren, einen Mann zu wählen, der sich vielleicht in die Hände eines Advokaten geben muß. Meine Herren! Sie wissen selber, was Sie zu thun haben, und ich spreche bloß, um Ihnen diese wichtige Sache nochmals an's Herz zu legen. Ich will durchaus keinen Einfluß auf Ihre Wahl üben.

„Herr Regierungsrath Müller, der ebenfalls von vielen Seiten in Vorschlag gebracht wurde, der sich aber nicht öffentlich aufgedrängt hat, ist mir persönlich unbekannt, und ich habe keinen Grund, sein Interesse zu verfechten. Hochgeschätzt und geehrt von allen Seiten, möchte er unserem Wahlbezirk zum Ruhm und zur Ehre dienen. Der so nöthige Straßenbau durch das

N. Thal nach N. wird in ihm einen warmen Vertheidiger haben, und sein Einfluß mag wohl dazu helfen, uns diese Straße — die schon längst hätte gebaut sein müssen, wenn unser Bezirk nicht stiefmütterlich behandelt würde — zu verschaffen. Ich halte es für Pflicht, ohne Einfluß auf Ihre Wahl üben zu wollen, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Vor Allem versichere ich Sie nach den gewissenhaftesten Berichten, daß der Herr Regierungsrath Müller durchaus ein Mann des Volkes ist. Er ist selber der Sohn eines Bauern, die Volksrechte sind ihm theuer und heilig und er steht für sie ein. Wählen Sie nun nach Ihrem Pflichtgefühl." So redete der Wahlcommissär. Manche sahen stutzig auf. Da trat der Hagenmaier vor und sagte:

„Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, Herr Commissär!" — Alles schaute auf ihn. — „Der Regierungsrath Müller ist ein Mann des Volkes, das ist gut; deßwegen wählen wir jetzt gerade den Werner, das ist ein freisinniger, unabhängiger Bürgersmann, dann haben wir's doppelt. Drüben auf Seite der Regierung ist der Regierungsrath, der ist für's Volk, für uns, den brauchen wir nicht zu wählen, den haben wir ohnedieß, er ist ja angestellt; jetzt nehmen wir hüben den Werner, dann haben wir's doppelt, und doppelt genäht hält fest."

Und so geschah es auch. Werner wurde gewählt und bewährte sich als edler, tüchtiger Mann, der mit einfachen Worten immer den Nagel auf den Kopf trifft. Die Straße durch das N. Thal ist allerdings noch nicht gebaut, aber die Leute lernten einsehen, daß die Staats-

gelder vor Allem zu allgemeinen Zwecken da sind und nicht bloß zum Nutzen Eines Bezirks. Sie behelfen sich, so gut es geht.

Vom Gewerbfleiße.

In einer Stadt am Rhein geht die allgemeine Redensart: „Des Datzen Pump hat das beste Wasser," und nun lauft Alles hin mit Krügen, Flaschen und Kübeln und pumpt und pumpt, und das Wasser ist in der That hell und frisch, und wenn man's trinkt, ist es, als ob man erquickenden Thau in allen Gliedern spüre. Weil nun Alles an der Pumpe sein Wasser holt, so ist nie abgestandenes darin, der Quell sprudelt immer frisch herbei — weil man's für das beste hält, ist und wird es das beste.

So geht es auch mit manchen Erwerbszweigen. Wenn die Leute einmal Vertrauen dazu haben, so findet Alles schnell Absatz, und der Meister hat dadurch Gelegenheit, immer Neues und noch Besseres zu Markt zu fördern.

Mit manchen Gewerben will es in unserem deutschen Vaterland nicht recht fort; besonders wollen große Einrichtungen, Fabriken, nicht immer recht gedeihen. Warum? daran ist nicht bloß Schuld, daß uns Engländer und Franzosen mit Dingen den Markt überführen, die wir selber eben so gut haben und machen können, daß wir nicht, wie man es nennt, Schutzzölle

genug haben; ſondern daran biſt auch du ſelber ſchuld. Du kaufſt viel lieber ein Raſirmeſſer, ein Nadelbüchschen oder eine Senſe, weil das, wie der Kaufmann verſichert, „geſtern aus Paris — aus London angekommen iſt.“ Dächteſt du dabei weiter, ſo würdeſt du ſagen: „Ich will aber Deutſches.“ Das käme dann dir und deinem Bruder zu gute. Es giebt genug unbeſchäftigte Hände und leere Magen in Deutſchland, die dadurch etwas zum Verarbeiten bekämen. Das iſt ein Hauptſtück, worüber ſich viel ſagen ließe.

Eine nicht gehaltene Rede.

Das iſt kein Verſprechen, das einer nicht gehalten hat, wie's leider ſchon oft geſchehen iſt, trotz feierlicher öffentlicher Verſicherung — es iſt weiter nichts als eine öffentliche Rede, die Einem im Munde ſtecken geblieben iſt, was folgenden Hergang hatte.

Kaum war die Eiſenbahn von N. nach N. fertig, als auch ein großes Wirthshaus (oder wie man's alberner Weiſe jetzt heißt: Hotel), deßgleichen man in der ganzen Gegend noch nie geſehen, neben dem Anhalt entſtanden war. Es war eigentlich mehr ein großer Saal als ein Gaſthof; denn heutigen Tages, wo die Leute wieder heimrutſchen oder nach den großen Städten fahren, braucht man ſelten viele Zimmer zum Beherbergen. Zur Einweihung ſeines Wirthshauſes veranſtaltete der Beſitzer ein großes, beſtelltes Mahl, bei

welchem sich alle sogenannten Honoratioren einfanden. Gegen zweihundert Gedecke waren bestellt. Es war ein großartiger Anblick, als man in den säulengetragenen kirchenhohen Saal eintrat. Von der Gallerie rauschte die Musik, von den Wänden erglänzte das Marmorgetäfel um die goldumrahmten lebensgroßen Spiegel, und hell flimmerten die reichen, vielfach geschliffenen, gläsernen Kronleuchter, die von der Decke herabhingen. Klang und Glanz überall. Alles war voll Jubel und Entzücken. Man saß endlich bei Tisch, und trotz des Wirrwarrs ließ man sich wohl schmecken, was man habhaft werden konnte. Als dem Magen Genüge gethan war, erhob man sich um Trinksprüche auszubringen. Wenn diese recht ausgebracht werden, können sie sich oft zu freien Gebeten gestalten. Denn, wo die Menschen, heiter oder ernst, zu dem Geiste aufschauen, der alles Leben schafft und hält, erheben sie sich zur andächtigen Gottesverehrung; wenn sie diese auch nicht immer in den gewohnten Formen aussprechen, sondern frei, wie es gerade ihr Gefühl ihnen eingiebt.

Zuerst erhob sich nun ein Mann, der am obern Ende des Tisches saß, mit dunkelrothem Antlitz und einem hellrothen Band im Knopfloch. Er brachte ein Hoch dem Fürsten.

Nach einer Weile erhob sich ein anderer Mann, klingelte und brachte dem Baumeister ein Hoch! Dann ein Dritter dem Wirth. Alle riefen gern mit, denn es gebührte den Gefeierten.

Nun war auch ein Freund des Gevattersmanns bei dem Festessen, und in ihm regten sich Gedanken, die

er kundgeben wollte. Er machte ſich vorher im Kopf einen Entwurf davon und ungefähr ſo:

„Ein ſchönes Werk, ja ich möchte ſagen, ein heiliges iſt vollendet. Denn Alles, was die zerſtreuten Kinder der großen Menſchenfamilie in Friede zuſammen führt, iſt ein heiliges Thun. Tauſend und aber tauſend Hände regten ſich draußen in Wald und Feld, ſchaufelten die Erde auf und legten den eiſernen Steg. Das iſt die Grundlage zu einer neuen Weltordnung, deren Ergebniſſe wir noch nicht abſehen können. Die verſchiedenen Stämme Eines Volkes werden ſich dadurch leichter kennen, verſtehen und liebend aneinander ſchließen lernen. Manches Vorurtheil wird mit dem Rauche dahin verfliegen. Die verſchiedenen Völker werden ſich immer näher rücken und in Frieden einander achten. Wer weiß, zu welchem Ziele der Weltgeiſt auf dieſen eiſernen Bahnen ſchreitet. Aber ſchon jetzt genießen wir eine Frucht des Zuſammenhalts, eine Vereinigung der Kräfte zum Genuß der Schönheit. Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Tempels. Eines Tempels? fragen Sie, meine Zuhörer. Ja, wo die Freude ſich niederläßt, wo der Bruder dem Bruder in's Auge ſchaut, wo ein Wort des Verſtändniſſes von den Lippen ſtrömt, wo die Menſchen ſich erquicken und einander friedlich die Hände reichen: da iſt ein Tempel. Ein neues Leben thut ſich auf in unſerem Thale.

Drüben gleiten ſtill die Schiffe,
Auf des Stromes ew'gem Lauf,
Und mit wiehernd ſchrillem Pfiffe
Jauchzt das Dampfroß hier herauf;

Schnaubet Wolken in die Lüfte,
Stampft die funken-sprüh'nde Schien',
Rollt durch Feld und Felsgeklüfte
Sehnſuchtsſchnell die Brüder hin.

Ja, ſchnell wie der Gedanke der Sehnſucht rollen die Wagen dahin, und dieſe Fahrt iſt zugleich ein kleines Abbild des ganzen Menſchenlebens. Mancher ſitzt beſtändig im Zugwind und es wird ihm nie recht behaglich; Mancher ſitzt mit dem Rücken, ſtumm gegen Diejenigen gekehrt, deren Blicke ihn freundlich ſuchen; manches Wort der Verſtändigung wird vom Geraſſel übertäubt. Mancher ſitzt vom Lärm verdumpft und kann ſeine Lebensgeiſter nicht ſammeln. Mancher hat ſein Beſtes und Nothwendigſtes vergeſſen, aber er kann nicht mehr umkehren, er wird unaufhaltſam vom Zuge fortgeriſſen; der Einzelne gilt hier nichts mehr, er muß ſich fügen in die große Bewegung. Und am Ende — findet Mancher erſt am Ziel ſeinen Freund und Genoſſen, mit dem er unbewußt den gleichen Weg gemacht hat. Iſt das nicht ein Abbild des Lebens? Geht es nicht auch auf unſerer Lebenslaufbahn ſo? . . . Hier aber, in dieſen Hallen ſollen ſie traulich bei einander ſitzen und den raſchen Weg ſegnen, der ſie aus weiter Ferne zuſammen führte.

Hallen ſind aufgerichtet und Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Palaſtes. Eines Palaſtes? fragen Sie, meine Zuhörer. Wird ein Fürſt hier einziehen in ſeiner Majeſtät? Ja, ein Fürſt wird einziehen mit ewiger Majeſtät: das iſt das Volk. Vor Zeiten war alle Pracht und aller Glanz, alles ſchöne Erzeugniß

der Kunſt nur einzelnen Bevorzugten zum Gebrauche hingegeben; das Volk durfte kaum einen Blick hineinwagen. Das große majeſtätiſche Wort unſerer Zeit aber heißt Vereinigung, heißt Einheit. Jetzt erhalten wir ſolche Paläſte — und es wird deren immer mehr zu gemeinnützigen Zwecken geben — die dem ganzen Volk zum Genuß ſeines Daſeins erbaut ſind. Und ſind wir auch nur vorüberziehende Gäſte in dieſen Räumen: wir ſind ja Alle nur vorüberziehende Gäſte in dieſen Erdenräumen. Und dürfen wir uns nur eine kurze Spanne Zeit dem Glauben hingeben, dieß ſei unſer Eigenthum — wir erquicken uns ja auch an der Schönheit und Größe der Natur, ohne ſie buchſtäblich unſer Eigen nennen zu müſſen. Noch andere und immer mehr Gebilde der Größe und Schönheit werden auferſtehen, die keinem Einzelnen, ſondern Allen angehören, zum heitern Genuß. Die großen Völker des Alterthums: die Griechen, die Römer, hatten in ihren guten Zeiten kleine Wohnungen zum Privatgebrauche; noch heute aber bewundern wir die prachtvollen Bauten, die ſie der Gemeinſamkeit geweiht. „Das Schöne, das Große, vor Allem für die Geſammtheit, für das Allgemeine!“ Das ſei der Wahlſpruch der neuen Zeit. Grüßen wir darum dieſen Geiſt, der jetzt, wenn auch vereinzelt, und ohne daß er's recht weiß, Prachtgebäude für das Volk zu errichten beginnt. Möge er auf heiterem, friedlichem Wege zu ſeinem Ziele gelangen. Der Geiſt der edlen Gemeinſamkeit lebe hoch!“

So hatte ſich der Freund des Gevattersmanns ſeine Rede ausgedacht. Kaum aber war er mit dieſem

Ausdenken fertig, da brachte ein luſtiger Kumpan der Köchin, als der Heldin des Tages, ein Hoch. Sie mußte erſcheinen, in Schürze und Haube, und wurde mit Halloh begrüßt. Nun ging es an ein unaufhörliches Hochrufen. Die Leute ſprachen ſo leiſe, daß man nicht hörte, was ſie meinten, und doch ſchrie Alles ins Blaue hinein: Hoch! Hoch und abermals Hoch!

Fragſt du nun: warum hat dein Freund die Rede nicht doch gehalten? Vielleicht hätte er der Sache eine beſſere Wendung gegeben? Das hat der Gevattersmann auch geſagt. Der Freund aber war ärgerlich, daß wir Deutſchen nicht beiſammen ſein können, ohne alsbald in nichtigen Lärm überzugehen; daß die Leute ſich's gefallen ließen, wie ein luſtiger Bruder ſie zu Narren machte, und dann fürchtete der Freund, kaum angehört oder ausgelacht zu werden. Er ſieht aber jetzt ein, daß man ſich vor dieſer Gefahr nicht ſcheuen darf, wenn man etwas Rechtes an den Mann bringen will. Darum hat er auch die Rede hergegeben, daß ſie gedruckt werde; und es wird ihn freuen, wenn man ein gutes Korn darin findet.

Von kleinen und großen Kindern.

„Komm' zu mir her, ich will dir aufhelfen," ſagte ein ſpottſüchtiger Knabe zu ſeinem Schulkameraden, der niedergefallen war und ſeine Schiefertafel zerbrochen hatte. Er aber blieb ruhig ſtehen, und ließ den Andern ſich in ſeiner Noth abarbeiten.

Geht es nicht auch sonst im Leben bei erwachsenen Menschen so? Ist es nicht oft, als ob man einem Gefallenen oder Hülflosen zuriefe: komm her, ich will dir aufhelfen — statt, daß man ihm rasch beispringt?

* * *

In Mainz und anderen mittelrheinischen Städten gehen im Frühling Knaben durch die Straßen, bieten Waldmeister zum Verkauf und rufen: „Kafe Sie ah Maikräuter!“ Andere Knaben, die das hören, rufen es ihnen lange nach, gleichfalls dahin wandelnd. Es thut dem Menschen gar wohl, einmal aus voller Brust einen Ruf in die Welt hinein erschallen zu lassen, und sei es auch nur, um das Einerlei des stummen Dahinschleichens zu unterbrechen. — Wenn nun die nachspottenden Knaben so riefen, kamen oft Leute aus den Häusern und wollten das Angebotene wirklich kaufen. Die Kinder aber standen verblüfft da oder nahmen Reißaus.

Es geht auch in der großen Welt so. Manche hören den Ruf der Zeit: von Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande, zu Recht und Vernunft u. s. w., und sie freuen sich auch, mit rufen zu können und lassen ihre Stimme laut erschallen. Wenn dann die Leute kommen und wollen sich aneignen, was sie als gut und nothwendig ausbieten — haben sie oft nichts, sie haben bloß den Ruf eines Andern nachgeäfft. Drum, wer seine Stimme laut erheben will, muß etwas vorbringen, was er wirklich hat, was er kennt und einsieht, und darf nicht bloß kindisch in den Tag hinein rumoren.

* * *

„Es ſitzt Einer hinten oben!“ rufen die Kinder dem Kutſcher zu, der durch das Dorf fährt, wenn ſich einer aus ihrer Mitte als blinder Paſſaſchier auf den hintern Tritt des Wagens geſetzt hat. Thun ſie das aus Gerechtigkeitsliebe? Selten; meiſtens aus Neid — ſie möchten gern ſelber da oben ſitzen und ſich fortrollen laſſen — oft auch aus Muthwillen und Schadenfreude; ſie wollen gern ſehen, wie die Peitſche des Kutſchers herüberlangt und den Aufdringling verjagt, daß er zu Boden fällt.

Gar Viele ſchreien aus ähnlichem Neid und ähnlichem Muthwillen, wenn ſich Einer auf den Staatswagen geſetzt hat und ſich von ihm fortrollen läßt, dem Regierungskutſcher zu: „Es ſitzt Einer hinten oben!“

Nur Diejenigen aber meinen es wirklich gut, die ſelber nicht als blinde Paſſagiere hinauf wollen, und die da wollen, daß dem Staatswagen nicht mehr aufgeladen werde, als er zu ziehen Willens iſt.

Wach' in's Gewehr!

Wurde ein Soldat beim Unterricht gefragt: „Warum rufſt du — man hat in dieſem Lande das vertrauliche Du — warum rufſt du die Wache in's Gewehr, wenn ein großer geſchloſſener Zug von vielen Menſchen vorüber zieht?“ Der Soldat erwiderte; „Es könnt' ja auch ein Stabsoffizier in Civilkleidern darunter ſein.“ Der unterrichtende Offizier lächelte und erklärte: „Eine große

Menſchenmaſſe hat immer Anſpruch auf Achtung und Ehrenbezeigung. Wenn Einer allein auch ſchwach und unbedeutend iſt und nicht viel gilt, ſo ſind ſie doch ſtark und bedeutend und gelten viel, wenn deren Viele bei einander ſind."

Du, Ihr, Sie.

Das ſind drei verſchiedene Arten, wie die Menſchen einander anreden, und im Grunde genommen, iſt es lächerlich; denn bei Lichte betrachtet iſt ein Menſch nicht mehr als der andere. Aber ſo geht's nun einmal. In den kleinſten Dingen, wo wir's kaum mehr merken, ſteckt ein Stück alt hergebrachten Unſinns oder auch Sklaverei. Das läßt ſich nicht ſo ſchnell ändern, aber gut mag's ſein, wenn man einſtweilen darüber nachdenkt. Wir müſſen uns ja überhaupt vor der Hand meiſt damit begnügen, uns das Rechte auszudenken, und wenn Alle das Rechte ausgedacht haben, dann wird's auch bald da ſein.

Alſo: das Natürlichſte wäre, daß Jeder den Andern mit Du anredet; ſagt man ja auch zu dem Vater unſer Aller, zu Gott, ganz einfach Du. Die Menſchen aber, die ſperren ſich gar gern von einander ab, und ſei's auch nur mit Redensarten. Bei den alten Völkern, bei den Juden, Griechen und Römern ſagte Alles Du zu einander. Heutigen Tages aber würden Viele glauben, alle menſchliche Ordnung müßte über den Haufen

fallen, wenn das bei uns so wäre; und doch ist es nur Gewohnheit, weiter nichts.

Bei uns Deutschen ist das Du noch am häufigsten. Engländer und Franzosen gebrauchen es nur äußerst selten. In Spanien sagen alle Granden d. h. Adelige, frischweg Du zu einander, gerade, wie jeder regierende Fürst einen andern Fürsten als Vetter anredet; sie sind aber auch meist verwandt mit einander.

In Deutschland haben wir eine besondere Feierlichkeit, wenn zwei Menschen anfangen, sich zu duzen; sie ist hauptsächlich auf Universitäten gebräuchlich. Da stoßen zwei Jünglinge, die Brüderschaft schließen, ihre Gläser gegenseitig an, kreuzen die Arme, trinken so die Gläser aus bis auf den Grund, küssen sich und sagen fortan Du.

Das steht im Allgemeinen fest: Jeder hat das Recht, so zu erwidern, wie er angeredet wird. Wie du mir, so ich dir, tritt vor Allem hiebei in Kraft. Wer mit Du angesprochen wird, antwortet mit Du. Das ist recht und billig. — Man sage nicht, das sei eine kleine unbedeutende Sache. Nein, so geringfügig die Sache auch sei, Jeder muß in allen Dingen das Recht behaupten, das ihm zusteht. Und es giebt ein Gefühl der Gleichheit, ein Gefühl seiner Menschenwürde, wenn Einer vom Andern so angeredet werden muß, wie er erwidert. Wer sich nicht als Knecht verdungen hat, so daß er sich von seinem Herrn was gefallen lassen will, der halte auch hierin streng auf sein Recht. Das ist auch eine Zierde des öffentlichen Gerichtsverfahrens, daß der Richter den Angeklagten manierlich anredet. Man

hat selbst bei dem Verbrecher kein Recht, ihn noch eine weitere Strafe — durch die barsche Anrede — treffen zu lassen, sondern nur die Strafe, die im Gesetz steht.

Es ist allerdings ein Vorzug von uns Deutschen, daß das Du bei uns noch gebräuchlicher ist, es ist herzlicher, inniger; da es aber nicht allgemein ist, so dient es wieder nur dazu, um aberwitzige Unterschiede zu machen. Eine weniger herzliche Anredeweise, die aber bei Hoch und Nieder gleich ist, wäre besser. Man redet oft den Einen mit Sie und den Andern frischweg mit Du an, weil der Eine einen guten und der Andere einen schlechten Rock an hat. Ist das nicht schmählich? In Frankreich, wo das Du nicht gebräuchlich ist, werden alle Soldaten von den Offizieren mit Sie angeredet. Haben darum die französischen Soldaten weniger Gehorsam, oder wie man's nennt: Subordination? — Und warum soll ein Bürger als Soldat anders angesprochen werden als sonst im Leben? Ich weiß wohl, es giebt viele Untergebene, die es wünschen, mit dem traulichen Du angerufen zu werden. Gegen den freien Willen läßt sich nichts sagen, aber ohne daß er ausgesprochen ist, darf man ihn nicht voraussetzen.

Dagegen giebt es auch Menschen, die überaus höflich sind, wo es gar nicht hingehört. Es kommt ein Mann etwas zu spät in die Kirche und er fragt seinen Nachbar: „Welches Lied wird gesungen?" „Sie sind ein Mensch," ist die Antwort. Der Verspätete blättert hin und her und kann das Lied nicht finden. Der Nachbar nimmt ihm nun das Gesangbuch aus der Hand und sagt: „Unter dem D müssen Sie suchen." Er

zeigt ihm nun das Lied und es heißt: „Du biſt ein Menſch“ u. ſ. w.

Man gebraucht ſehr häufig andere Redeweiſen als Du, um einen Zaun um ſich zu ziehen, damit der Andere Einem nicht zu nahe komme, ſowohl im Beweiſen von Zutraulichkeiten, als auch bei heftigen feindſeligen Auftritten. Man kann in der Regel nicht ſo grob, ſo heftig auf Einen losfahren, wenn man Ihr oder Sie zu ihm ſagt. Das ſetzt doch meiſt eine Scheidewand feſt.

Das „Ihr“ iſt ſelten mehr gebräuchlich, außer auf Dörfern und in Stadtfamilien, die noch an alter Sitte hängen. Es iſt lächerlich, daß man einen einzigen Menſchen anredet, als ob er ein ganzes Dutzend wäre. Man ſagt vielleicht gern Ihr zu dicken Menſchen, weil man mehre daraus machen könnte; oder auch zu ſolchen älteren Leuten, die ſchon vielerlei durchgemacht und verſchiedene Perſonen vorgeſtellt haben; ſei es, daß ſie in manchen Stellungen ſich als gut bewährt haben, oder auch als ſchlimm. Es giebt in der That Menſchen, die ſchon ein dutzenderlei Perſonen geweſen, freiſinnig und knechtiſch, ſittlich und liederlich u. ſ. w., da kann man gut Ihr ſagen.

Dagegen wird es auch noch meiſt als Zeichen der Hochachtung gebraucht, und in vielen Dörfern ſagen ſogar die Kinder zu Vater und Mutter — Ihr, und in manchen Städten — Sie. Bei den Franzoſen und Engländern ſagt Alles Ihr zu einander, denn Wu und Ju (vous und you) heißt Ihr. Wir Deutſchen überſetzen es blos mit Sie.

Wenn einmal eine ehrerbietige Redensart gebraucht werden ſoll, ſo wäre das Ihr viel geſcheiter als das abgeſchmackte Sie. Da redet man einen einzigen Menſchen an, als ob es viele wären, die gar nicht zugegen ſind. Iſt das nicht die Krone aller Lächerlichkeit?

Wir Deutſchen haben aber noch eine ſchöne Redensart, die kein anderes gebildetes Volk hat; ich meine das Er. Da will der ſogenannte Höherſtehende den niederer Geſtellten nicht einmal mit einem Worte berühren, er will ſich gar nicht mit ihm abgeben, er ſpricht zu ihm wie durch einen Dritten: und das nennen viele Leute Bildung.

Der Kindesmord.

Eine bare Geſchichte.

Es ſitzen drei Freunde in ſtiller Nacht bei der hell brennenden Lampe. Draußen wirbelt der Schnee, aber in den Herzen der Männer lodert ein ſtilles Feuer.

Sie haben vom Vaterland geſprochen, von ſeinen Schmerzen und Hoffnungen; die Gläſer ſtehen unberührt vor ihnen, auf ihren Angeſichtern liegt der Gram und ſtumm ſitzen ſie einander gegenüber.

„Wißt Ihr was?“ ſagte der Jüngſte, der es liebte, von tiefer Betrübniß in Scherz überzuſpringen. „Wißt Ihr was? Wir wollen uns dran machen, eine Preisfrage zu beantworten. Der Verein gegen Thierquälerei

hat die Preisaufgabe gestellt: ein Mittel zu finden, wodurch man die Hunde von gewissen Thieren, Flöhe genannt, befreien könne, ohne die Flöhe ihrer Lebensberechtigung zu berauben, d. h. ohne sie zu tödten? — Was meint Ihr dazu? Ich schlage einen Verein zur Auswanderung der Flöhe vor: man fängt sie alle, bindet sie in einen Sack, und es ist nur noch die Frage: ob wir sie nach den Donaumündungen, oder nach Amerika schicken, um dort eine Kolonie anzulegen."

„An diesen Vereinen gegen Thierquälerei!" sagte der Andere, ein Mann mit grau gemischtem Barte, „da haben wir wieder ein Beispiel, wie die Niederträchtigkeit und Heuchelei so vieler Menschen es wagt, sich und Anderen was vorzugaukeln, sich den Schein des Guten beizulegen. Menschen, die sich demüthig bücken, wenn die Rechte des Volkes zertreten werden, weiche Butterseelen, die vor jedem Sonnenblick hoher Gnade zerfließen möchten, die die Achsel zucken über Jeden, der durch Wort und That für das einsteht, was er für Recht hält — solche Menschen laufen einem Wagen nach, auf dem Schlachtkälber liegen, und erforschen genau, ob die Kälber auch menschenfreundlich gebunden sind; ja, sie rufen am Ende die hohe Polizei, die Beschützerin aller Menschenfreundlichkeit und Güte, zu Hülfe! Was sollen uns jetzt die Thierquälervereine? Ein wohlerzogener, freier Mensch wird nichts bedrücken, was ihm untergeben ist; er wird einsehen, daß jedes Wesen auf der Welt sein Recht hat, das man ihm nicht durch Gewalt verkümmern darf; er wird also auch kein Thier muthwillig quälen und bedrücken. — Aber das

iſt es eben. Man ſpielt den Menſchen eine Kinderraſſel in die Hand, um ſie vergeſſen zu machen, daß ſie noch 'was Anderes zu fordern das Recht haben."

„Ich wüßte auch noch ſo ein Anderes," ſagte der Dritte, der ein Arzt war. „Die ganze heutige gebildete Welt ſtützt ſich auf einen geregelten Menſchenmord."

„Meinſt du die Todesſtrafe?"

„Nein, oder doch: man wird bei der Geburt zum Tod verurtheilt. Ihr wißt, ich bin hier ſeit fünf Jahren an der Gebäranſtalt angeſtellt. Tauſende von unglücklichen Geſchöpfen ſehen hier der ſchweren Stunde entgegen, da ſie einem neuen armſeligen Weſen das Leben geben. Die meiſten Mütter werden dann als Säugammen in die Häuſer der Reichen gezogen; ſie geben ihr eigenes Kind einer ſogenannten Ziehfrau, und bezahlen wöchentlich einige Groſchen dafür. Es ſind verwilderte und leichtſinnige Geſchöpfe unter den Müttern, denen es lieb iſt, wenn ihr Kind bald ſtirbt; denn von zehn ſogenannten Ziehkindern ſtirbt die Hälfte in den erſten vier Wochen."

„Iſt das wahr?"

„Ich habe vielleicht noch die geringſte Zahl angenommen. Die Ziehmütter, meiſt alte, hartherzige Frauen, haben oft fünf, ſechs und mehr ſolcher Kinder in Pflege. In der erſten Zeit kochen ſie ihnen wohl beſonders, dann aber müſſen ſie miteſſen, was der ärmliche Tiſch bringt. Der junge Magen kann das nicht annehmen und verdauen, die Kinder ſchreien und ſchreien erbärmlich, ſie nehmen nichts mehr zu ſich, zehren zum Gerippe ab und nach wenigen Tagen ſind ſie — Hungers geſtorben."

„Entſetzlich!“

„In einer nordiſchen Hauptſtadt, wo reich begabte Anſtalten zur Bekehrung der Hottentotten ſind, wo die zarten Frauen gar fleißig Hoſen ſtricken, um die ſchamloſen Wilden zu bekleiden — in dieſer Stadt ward vor wenigen Jahren eine peinliche Unterſuchung gegen einen alten Unteroffizier geführt, der im Verein mit ſeiner Frau ein ähnliches Geſchäft betrieb. Der gute Schnurrbart kommandirte die Kinder, wenn ſie ſchrien, ganz ordonnanzmäßig; die unverſtändigen Rekruten hatten aber keinen Appell, und er machte ſich ſelber zum Kriegsgericht und diktirte eine Prügelſuppe, dann machte er ſich ſelber zum Korporal und prügelte die Kinder, bis ſie ſtill waren. Sie waren bald ganz ſtill. Der gute Schnurrbart hatte nicht mehr gethan, als was täglich geſchieht; er hatte die Kinder getödtet, ſtatt daß man ſie ſterben macht. Wozu ſollen auch die gemeinen Racker leben? Etwa um den Vornehmen zwiſchen die Füße zu rennen, wenn ſie ſpaziren gehen wollen?“

„Du biſt fürchterlich mit deinem kalten Spott,“ bemerkte der Jüngere dem Arzt, „du biſt ſtumpf geworden gegen dieſes himmelſchreiende Elend.“

„Ich berichte nur, was geſchehen iſt und geſchieht. Ich könnte dir aber eine Geſchichte erzählen, die den ganzen Jammer und die Rache eines verirrten geraden Gemüthes darſtellt. Habt ihr Muth, ſie zu hören?“

„Muth? Erzähle! Erzähle! Nichts darf zu grauſenhaft ſein, wenn es die Wahrheit zu Tage fördert.“

„Nun wohlan. Es ſind jetzt drei Jahre her, es war eine Nacht wie heute, ein Schneegeſtöber, das faſt

den Athem benahm; man konnte ſich in den gasbeleuchteten Straßen der Stadt kaum zurecht finden. Ich war zu dem reichen Kaufmann F. geladen. Der Mann lebte glücklich, was man ſo nennt. Er hatte eine jener Partie-Heirathen geſchloſſen, die ſich in Stadt und Land tauſendfältig finden, und die einſt eine Frau zu der Aeußerung brachte: „wenn du nicht mein Mann wäreſt, gingeſt du mich ja gar nichts an.“ Kurzum, der Mann war glücklich, und jetzt doppelt, denn ſeine Frau trug eine frohe Hoffnung unter dem Herzen. Als ich in den runden Saal trat, wurde eben der Thee herumgereicht. Nur die beiderſeitigen Schwiegereltern und eine Schweſter der Frau waren zugegen. Die ganze Zimmerreihe des Hauſes war geöffnet, geheizt und erleuchtet. Die junge Frau ſollte ſich Bewegung machen, und ſie ging nun ab und zu durch die Zimmer. Man hörte keinen Tritt auf den weichen doppelten Fußteppichen. Ich ſetzte mich zur Geſellſchaft. Die Mütter nähten an Kinderzeug von weichem Linnen, die Schweſter häckelte eine Decke von geſchmeidiger Wolle; in der Ecke ſtand eine Wiege, von grünſeidenem Vorhang überdeckt. So oft die Frau, den Befehlen der Mutter gemäß, ſich in den anſtoßenden Zimmern bewegte, ſprach man von der ſchweren Stunde, welcher Alle mit Entzücken und Bangen entgegen harrten. Sinn und Herz Aller war damit beſchäftigt, den kleinen Weltbürger weich und warm zu betten. Mir wurde beſonders aufgetragen, für eine gute und geſunde Amme zu ſorgen. Die Schweſter, eine kluge und edle junge Frau von ſtarkem Geiſte, wenn auch von ſchwächlichem Körper, ſagte: „Ich konnte

mich nie dazu entschließen, eine Amme zu nehmen. Ich hätte gewünscht, daß Adele es auch nicht thäte. Es empört mich immer, wenn ich sehe, wie man diese Ammen hätschelt und verdirbt: sie werden wie Königinnen behandelt, dürfen nichts Unangenehmes erfahren und müssen immer das Beste haben, und was soll später aus ihnen werden? Und welchen Einfluß muß das auf die anderen weiblichen Dienstboten haben? Sie, die sich von Vergehen rein halten, müssen den Gefallenen und Leichtsinnigen unterthänig sein, müssen allen Launen und Anmaßungen derselben nachgeben. Das ist sittenverderbend und empörend." Die Frau wurde etwas barsch von der Mutter zurechtgewiesen und eine Schwärmerin genannt. Ich hatte noch das Vorurtheil des Mannes zu widerlegen, der den allgemeinen Irrthum vorbrachte: eine Frau bleibe länger schön, wenn sie ihre Kinder nicht selbst säuge. Ich zeigte ihm das Falsche und Naturwidrige dieser Ansicht.

Die junge Frau war hinzugetreten; um sie nicht aufzuregen, mußte von anderen Dingen gesprochen werden. Man sang, man erzählte lustige Geschichten, um sie heiter zu stimmen. Das schöne junge Weib, das still dasaß, sein selbst vergessen und nur der Zukunft gedenkend, glich einer Heiligen. Denn eine Frau, die ein zweites Leben unter dem Herzen trägt, ist eine Heilige; selbst die Rohesten und Wildesten begegnen ihr mit Ehrfurcht.

Ich schied spät in der Nacht aus dem Hause. Auf der teppichbelegten Treppe dachte ich, wie glücklich dieses kommende Geschöpf sei; wie viel liebende Arme, wie

viel freudig glänzende Augen ſich ihm zuneigen. Auf der Straße warf mich das Schneegeſtöber faſt nieder, denn ich war ſo in Gedanken dahin gegangen. Mit Schnee und Wind kämpfend, war ich endlich an meiner Wohnung in der Gebäranſtalt angekommen. Als ich die ſteinernen Stufen hinanſteigen will, da erhebt ſich Etwas mir zu Füßen. Mir ſtehen alle Haare zu Berge. „Was iſt da?“ rufe ich. „Ach Gott!“ erwidert es, „um Gotteswillen erbarmen Sie ſich meiner.“ „Wer ſind Sie?“ „Elend! Elend!“ erwidert es mit kläglicher Stimme. „Ich muß ſterben, ich und mein Kind.“ — Ich ſehe nun beim Schein der Lampe ein Mädchen, deſſen Kopf mit einem großen, rothen Tuch umwunden iſt; ſie wiſcht ſich den Schnee aus dem Geſicht. Ich klingle ſchnell. Die Arme umfaßt meine Kniee und ruft ſchluchzend: „Ach Gott! wir ſollen nicht ſterben. Ich komme heute ſechs Stunden her von G. Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Sie haben mit Fingern auf mich gedeutet. Hier im Wirthshauſe haben ſie mich ausgelacht und wollten mir keine Herberge geben; ein roher Burſche wollte mich mißhandeln, und ich ging fort. Ich habe nicht mehr gewagt, an einem andern Wirthshaus anzuklopfen, und da habe ich hier gewartet, bis unſer Herrgott einen guten Menſchen ſchickt.“

So ſprach das Mädchen unter Weinen und vom Froſte geſchüttelt, bis endlich der Hausmeiſter öffnete. Ich ließ eine Wärterin wecken, die Fremde in's Bett bringen, verordnete alles Erforderliche, und nach einer Stunde lag ſie in feſtem Schlaf; nur bisweilen zuckte ihr Körper krampfhaft auf.

Ich konnte lange nicht einſchlafen. Mich quälte ein Gedanke, den ich nicht zu faſſen vermochte: was hegte wohl der Weltgeiſt in ſich. Er, der mit einem einzigen Blicke die in Wohlleben und Liebe eingehüllte Mutter dort, und die auf den ſchneebedeckten Stufen Hingeſtreckte hier — Beide mit Einem Blick überſchaute? .... Ich konnte den Ausweg nicht finden und beruhigte mich endlich in dem zuverſichtlichen Glauben, daß der ſcheinbaren Verwirrung eine tiefe Ordnung zu Grunde liegt, die ſich erſt herausarbeiten muß; daß der höhere Geiſt, der Alles regiert, ſeine verborgenen Wege wandelt.

Ich ſollte ſchaudernd das Ziel ſehen.

Am andern Morgen fand ich die Fremde gekräftigt und faſt ganz hergeſtellt. Auch mich hatte jene Weichmüthigkeit verlaſſen, die mich geſtern Abend ſo beklommen gemacht. Ich trat in das Zimmer der Fremden. Ich wußte ſchon im Voraus, welche klägliche Geſchichte, mit Seufzern eingefaßt, ich hören würde. Ich bin ſchon zu oft betrogen und getäuſcht worden, um nicht ſtreng auf der Hut zu ſein. Das iſt der Jammer, daß Lüge und Betrug uns oft gegen die Wahrheit verſchloſſen und blind machen. Und doch ſollte es Grundſatz aller Menſchenfreunde ſein: lieber gegen zehn Unwürdige edelmüthig zu handeln, als einem einzigen Braven die verdiente Liebe und Güte zu entziehen. Dem iſt aber nicht ſo, und es iſt nur gut, daß wir oft minder klug ſind, als wir ſein möchten; daß das unverdorbene Herz mit den weiſen Mahnungen des Kopfes oft davon läuft.

Ich traf die Fremde heiter und wohlgemuth, ſie dankte mir mit aufrichtigen Worten. Sie war — nach

ihrer Aussage — die Tochter eines begüterten Bauern, der durch schlechte Wirthschaft und öftern Wechsel des Wohnorts in Armuth versunken war. Sie hatte noch bessere Zeiten im elterlichen Hause gesehen. Vater und Mutter sind todt und das Mädchen — sie hieß Christiane — diente seit drei Jahren als Magd bei dem Postmeister zu G. Hier gerieth sie zu Fall mit einem Knechte. Sie weinte bitterlich als sie dieß sprach, dann aber trocknete sie ihre Thränen und ihr Auge glänzte hell, als sie von ihrem Bräutigam — so nannte sie ihn stets — erzählte. Sie schilderte ihn als einen kernbraven und arbeitsamen Menschen, sie konnte seines Lobes nicht satt werden. Er wollte sie heirathen, aber da sie Beide ganz ohne Vermögen waren und nichts als arbeitsame Hände hatten, erhielten sie nirgends die Bürgerannahme. Sie sprach von den Nächten, die sie einsam durchgeweint, und wie ihre Mutter im Grabe keine Ruhe finden könne, weil ihre Tochter vom Wege des Rechten abgegangen sei. Sie erzählte, wie ihr Bräutigam sich ein Leid anthun wollte, aus Kummer über das Vergehen. Dann aber sagte sie wieder: „Unser Herrgott will mich strafen für meine Sünden. Ich will gern Alles über mich nehmen, wenn nur das arme, unschuldige Geschöpf uns erhalten wird. Ich will gern arbeiten, bis mir das Blut unter den Nägeln hervor läuft, und ich und mein Bräutigam werden in einigen Jahren schon so viel verdienen, daß wir nach Amerika auswandern können."

Ich gestehe, diese Geschichte rührte mich wenig; ich habe deren schon so viele, halb aus Wahrheit, halb aus

Lüge geſchmiedet, erfahren. Als aber nach wenigen Tagen der Bräutigam eintraf, ein ſchmucker Burſch mit trotzigem Geſicht, der aber jetzt ſo zerknirſcht war wie ein Verbrecher, als er mir mit zitternder Hand einige Groſchen geben wollte, und in der Furcht vor Beleidigung ſagte, ich könne dafür Chriſtianen einige ſchmackhaftere Suppen kochen laſſen: da gewann ich eine beſſere Anſicht von dem Verhältniß dieſer beiden Leute. Der Burſche gefiel mir beſonders wohl. Es war einer jener Menſchen, die nicht zu danken gewohnt ſind, denen die demüthigen Worte ſchwer vom Munde gehen, weil ſie lieber nur das empfangen, was ſie mit Recht fordern können. Ich geſtehe, ich liebe ſolche Naturen. Es iſt ſo viel Bettelhaftigkeit und Kriecherei in der Welt, daß es mir wohl thut, ſelbſtändigere Naturen zu ſehen, die Freundlichkeit und Güte frei hinnehmen, wie wenn ſie ſagen wollten: wenn ich in den Fall komme, dir was zu erzeigen, ſoll's gerade ſo gern geſchehen.

Am zehnten Tage nach ihrer Ankunft genas Chriſtiane eines kräftigen Knaben. Die Freude, die ſie beim Anblick des Kindes hatte, iſt unbeſchreiblich. In dieſer Minute wich alle Trauer und alles Ungemach von ihr: ſie war ganz eine glückliche Mutter. Und als ſie ſagte, das Kind ſei dem Vater wie aus dem Geſichte geſchnitten, da war ihr Angeſicht ſtrahlend von Glanz übergoſſen.

Acht Tage ſpäter gebar die Frau des Kaufmanns F. gleichfalls einen Sohn. Ich ſchlug nun Chriſtianen vor, dort als Amme einzutreten, da ſie ein ſchön Stück Geld verdienen würde. Sie ſah mich mit aufgeriſſenen

Augen an, drückte ihr Kind an sich, und große Thränen standen ihr in den Augen. Sie holte schnell Athem und konnte nicht sprechen, endlich sagte sie: „Ich kann nichts darüber sagen, mein Bräutigam kommt heute zur Taufe.“ Das Kind wurde getauft, ich sollte zu Gevatter stehen, hatte aber keine Zeit, und aufrichtig gestanden, auch keine rechte Lust. Ich wäre Allerwelts-Gevatter, wenn ich alle Anerbietungen annehmen wollte. Zum Danke für mich erhielt indeß der Knabe meinen Namen: Anton. Der Bräutigam wollte das Kind mit auf ein Dorf nehmen, um es dort zu versorgen, ich rieth ihm auch dazu; aber Christiane machte zur Bedingung, daß, wenn sie als Amme eintrete, ihr Kind in ihrer Nähe bleiben müsse. Es ward einer bekannten Ziehfrau übergeben. Noch denselben Abend brachte ich Christiane in das Haus des F. Sie zuckte zusammen, als sie das fremde Kind an ihre Brust legen sollte. Das gab sich aber bald, und Christiane wohnte wie eine Fürstin in einem gleichmäßig durchheizten Gemache. Mit dem Kräftigsten und Nahrhaftesten wurde sie gesättigt und getränkt, Alles war ihr zu Diensten, und das Kind des F. — es erhielt den Namen Hermann — gedieh von Stunde zu Stunde. Christiane sah jetzt ganz hellfarbig und zart aus, sie sang und scherzte den ganzen Tag und hatte nicht Liebkosungen genug für das Kind. Wir mußten oft über ihre Ausgelassenheit lachen. Es ist wunderlich, wie erfinderisch die Leidenschaft in Liebes- wie in Scheltworten ist. Da ist nichts zu widersinnig, was man nicht vorbringt. Wenn Christiane sich in Liebesworten gegen Hermann erschöpft zu

haben ſchien, fand ſie immer noch Neues und ſie ſagte, die Zähne übereinander beißend: „O du . . . du . . . goldene Linſenſupp', du . . . du . . . zuckrige Ofengabel u. dgl.“ — Glaubet nicht, Chriſtiane wollte den Schmerzensſchrei in ihrem Innern übertäuben; es iſt ein geheimer Zug der Natur, daß eine Amme das Kind wahrhaft lieb gewinnt. Mir wurde Lobſpruch und Dank für die Beiſchaffung der guten Amme. Ich erhielt den Dank eines Sklavenhändlers! —

Der Winter ſchlug ſchnell in den Frühling um. Chriſtiane durfte mit dem Kind in der Mittagsſtunde nach dem ſonnigen Paradeplatz geben. Der Kaufmann F. hatte ihr einen neuen, ſchönen Anzug nach ihrer Bauerntracht fertigen laſſen. Chriſtiane wäre lieber in Stadtkleidern, in fremder Hülle ausgegangen; aber man liebt es, der Welt zu zeigen, daß man eine kräftige Amme vom Lande habe, und ſo mußte ſie die ſchönen Kleider anlegen. Sie trug das Kind, das in weiche, ſeidene Kiſſen eingehüllt und mit einer leichten Decke zugedeckt war, und hielt behutſam noch einen Sonnenſchirm, um die allzu eindringlichen Sonnenſtrahlen abzubalten. Die junge Frau ſah zum Fenſter hinaus. Ich begegnete Chriſtianen, als ſie eben auf die Straße trat. Sie ſah ſich ſcheu um und ſagte mir: ſie käme ſich wie verkauft und ausgewechſelt vor, als ob ſie eine fremde Perſon wäre, es ſei ihr ſo bang zu Muthe; ſie ſolle auf dem Paradeplatz den von der Börſe heimkehrenden Vater mit dem Kinde im Freien überraſchen.

Auf dem Paradeplatze waren noch mehre Genoſſinnen, meiſt leichtſinnige Geſchöpfe, die dem aufziehenden

Militär mehr Aufmerksamkeit widmeten, als den Kindern auf ihren Armen. Christiane wurde nun gefragt, ob ihr Prinz schon Adje gesagt habe. Eine fieberhafte Angst überfiel sie jetzt. Sie hatte ihr Kind erst Einmal gesehen, seitdem sie es verlassen. Am Tage, als der reiche Taufschmaus gefeiert wurde, brachte es die alte Ziehfrau und erhielt reiche Geschenke an Essen und Trinken. Christiane benahm sich damals ihrem Kinde gegenüber fast ganz fremd; ein sonderbares Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt, ihr Herz war wie verlarvt. Jetzt überrieselte sie ein eiskalter Schauer. Sie rannte durch feuchte, enge Straßen, hin zu ihrem Kinde. Sie fand es schreiend, allein in der Kammer, eine halb geschälte gesottene Kartoffel lag auf seinem Bettchen; es war abgemagert und sah gelblich aus. Als sie jetzt den kleinen Hermann ansah, da — so erzählte später die Ziehfrau — war es, wie wenn sie ihn mit ihren Blicken tödten wollte. In diesem Blicke lag: sieh, dort ist der Räuber, der dir deine Mutter, deine Nahrung, dein Leben raubt. Sie sank an der Wiege nieder und schluchzte laut; die beiden Kinder schrieen mit. Dann erhob sie sich wieder, faßte ihr Kind, herzte und küßte es; sie reichte ihm die Brust, aber es trank nicht; sie hob es scherzend über dem Kopf empor, und es schlug ihr wie spielend in's Gesicht. Sie zankte nun mit der Ziehfrau, und schnell überkam sie wieder die Angst, sie mußte nach Hause — und fort eilte sie mit dem weich eingehüllten Hermann. Zu Hause mußte sie einen tüchtigen Zank aushalten, so weit man eben gehen wollte, um dem Säugling nicht dadurch zu

ſchaden. Alles war in höchſter Beſtürzung geweſen. Der Vater war von der Börſe nach Hauſe gekommen, man hatte das Kind nirgends gefunden. Chriſtiane wollte nicht ſagen, wo ſie geweſen war und gab vor, ſie habe ſich verirrt gehabt. Es ward nun beſchloſſen, ſie dürfe nie mehr allein ausgehen. Der kleine Hermann ſchrie und winſelte den ganzen Tag. Ohne meinen Willen ward ich der Verräther, wo Chriſtiane geweſen war. Die Erſchütterung, die ſie erfahren, hatte ihre Wirkung auf den Säugling geäußert. Man ſprach davon, Chriſtiane plötzlich aus dem Hauſe zu jagen; ich vermittelte und verſprach, ein wachſames Auge auf ihr Kind zu haben. Ich hatte ſolches bereits; aber was kann das hier helfen?

Chriſtiane war wieder ruhig und heiter wie zuvor. Am dritten Abende nach dieſem Vorfalle war F. mit ſeiner Gattin bei den Eltern. Alles im Hauſe war ruhig. Chriſtiane ſang eines jener wehmüthigen Volkslieder, an denen wir Deutſchen am reichſten ſind. Im Nebenzimmer arbeitete das Kammermädchen. Plötzlich eilte Chriſtiane an's Fenſter und riß es haſtig auf. Das Kammermädchen fragte durch die Thüre, was ſie mache, ſie ſolle ſchnell ſchließen, es käme ja Abendluft herein. Chriſtiane erwiderte: ob ſie nichts gehört habe, es ſey ihr immer, wie wenn Jemand unten auf der Straße ihren Namen rufe. Das Kammermädchen ſagte: es höre nichts, das ſei Einbildung. — Aber Chriſtiane ließ es nicht ruhen; ſie ſprang im Zimmer umher, wie ein Wild im Käfig. Sie blieb ſtehen und horchte nach dem Fenſter; Alles war ſtill, und doch hörte ſie jetzt

wieder etwas. Sie öffnete die Thüre und ging hinaus. Draußen zog ſie die Schuhe aus, und ſchlich leiſe die Treppe hinab. Die Hausthüre war verſchloſſen. Chriſtiane öffnete ein Fenſter auf dem Flur und wollte hinaus, es war vergittert. Sie ſchlich nach dem Bedientenzimmer, es war glücklicherweiſe leer, das Fenſter unvergittert, und ſchnell war ſie auf der Straße. Kaum daß ihre Füße den Boden berührten, jagte ſie dahin durch die Straßen. Der Nachtwächter, an dem ſie vorbeihuſchte, erſchrack heftig; unhörbar war ſie gekommen und verſchwunden. Fort eilte ſie und gelangte endlich zu dem Hauſe, wo ihr Kind war. Das Haus war offen, die Frau war ſo eben zu einer Nachbarin gegangen. Chriſtiane fand ihr Kind ruhig im Bette, es ſchrie nicht mehr, es ſtöhnte nur. Der Mond ſtand hell am Himmel und ſah auf die Mutter nieder, die thränenlos ſich über ihr Kind beugte. Die Ziehfrau kam mit Licht herbei. Chriſtiane ſtieß einen Schrei aus, der durch Mark und Bein ſchütterte, als ſie ihr Kind ſah; ſie raufte ſich die Haare, dann aber ward ſie ruhig, legte das Kind an ihre Bruſt und — o Seligkeit! es ſchlug die Augen auf, langte mit dem Händchen nach dem Munde der Mutter und trank. Behutſam legte ſie es nieder und küßte die Decke, unter der es ſchlief, wenigſtens die Augen geſchloſſen hatte.

Ich war auf meinem Rundgang eben an das Haus gekommen, und als ich drinn laut ſprechen hörte, trat ich ein. Chriſtiane eilte mir entgegen und rief jubelnd: „Mein Kind lebt! Mein Kind lebt!“ — Ich aber ſah den Tod, der jede Minute dieſe Augen auf ewig

ſchließen konnte. Ich wollte Chriſtianen bewegen, nach Hauſe zu gehen, ſie aber war ſtolz oder in Gedanken verloren und hörte kaum auf mich. Sie ſang ein Wiegenlied und wiegte das Kind fort und fort. Ich fühlte nach dem Pulſe, er ſtand ſtill . . . Sie wiegte ein todtes Kind. Ich ſuchte nun Chriſtiane mit Gewalt zum Heimgehen zu bewegen, ich hoffte, es ihr noch verbergen zu können. Sie aber faßte nochmals nach ihrem Kinde und ich ſah, wie eine Ohnmacht ihr durch den Körper rieſelte; lautlos ſank ſie auf die Wiege nieder. Als wir ſie wieder zum Leben gebracht hatten, lächelte ſie und ſagte: „Ja, es hat Adje geſagt, mein Antonchen, aber es hat doch von mir getrunken, ja, ja.“ Sie wendete ſich hin und her und ſchüttelte mit dem Kopfe, wie wenn ſie nach allen Seiten hin grüßen wolle. Ich hatte noch viel zu thun und befahl, daß Chriſtiane hier bleibe, ich würde ſie abholen. So durfte ſie nicht in's Haus des F. zurück. Chriſtiane ließ mich ruhig gehen, als ich aber fort war, überredete ſie die Ziehfrau, ſie zu begleiten. Still wie ein Lamm ging ſie dahin auf der Straße.

Als ſie am Hauſe Fs. ankam, fuhr eben der Wagen durch das Hofthor. Chriſtiane ſagte: „Laß mich jetzt hinein!“ Und huſch war ſie drinn. Sie ſchlich leiſe in die Kinderſtube, riß den kleinen Hermann aus dem Schlafe, küßte und herzte ihn und ſang ihm vor:

Schlaf mein Kindchen ſchlaf,
Dein Vater hüt't die Schaf',
Dein' Mutter —

Da öffnete ſich die Thüre, die Mutter trat herein. „Was macht denn mein Kind?“ fragte ſie.

„Dein Kind!“ rief Chriſtiane wildraſend. „Weg, weg! dein Kind, mein Kind, ja, dein Kind, der Mörder meines Kindes!“ Sie ſtierte wild vor ſich hin. „Mörder, Mörder!“ ſchrie ſie, und warf das Kind auf den Boden. Es ſtöhnte nur noch Einmal auf — es war todt.

Ich trat eben in das Zimmer. Das Kind lag mit zerſchmettertem Kopf am Boden, die Mutter ohnmächtig neben ihm; Chriſtiane lief ſingend in der Stube umher. Ich war erſtarrt.

Noch dieſelbe Nacht wurde Chriſtiane in das Irrenhaus gebracht, es war ihr, wie man ſagt, die Milch in den Kopf geſtiegen. Nach vielen Wochen grauſenhafter Raſerei iſt ſie geſtorben.

Die Ehe Fs. iſt kinderlos geblieben; er iſt von hier weggezogen.

* * *

So erzählte der Arzt.

Entſetzlich! riefen die beiden Freunde nach einer Pauſe, und der jüngere fuhr fort: „Das iſt eine ſchreckliche Rache an einem einzelnen Unſchuldigen für die Schuld von Tauſenden. Es iſt jämmerlich, wie wir mitten unter den ſchmählichſten Zuſtänden uns ein Glück zuſammenleimen, ſo elend. — Hier muß geholfen werden.“

„Chriſtiane,“ ſchloß der Arzt, „war die letzte Amme, die ich beſorgte. Ich habe durch meine Anſichten die Hälfte meiner Kunden verloren. Vor Allem muß

dadurch geholfen werden, daß man die Mädchen gesünder erzieht, damit sie Mütter im vollen Sinne des Wortes sein können. Mögen sie auch weniger auf dem Klavier zu klimpern verstehen, nur gesunde Menschen erneuen die Welt. Wo man aber nothgedrungen eine Amme nehmen muß, sollten sich die Eltern verpflichten, über das Leben des Ammenkindes durch tägliche Fürsorge zu wachen, oder besser, das Ammenkind gleichfalls in's Haus nehmen. Ein Verein von Männern und Frauen, der sich hiezu verbände, wäre nicht außer der Zeit."

„Gewiß, auf diesem Wege muß die Heilung versucht werden," sagte der Graubart. „Es hat wohl seine Schwierigkeiten. Vorerst ist nöthig, der Welt zu zeigen, wie sie inmitten von Mord und Sünde und Schlechtigkeit lebt. Sieht man das ein, so ist die Abhülfe nicht fern, wo sie auch sei."

Wer will hier anfangen zu helfen?

Neuer deutscher Briefsteller.

Es sind dem Gevattersmann auf seine Aufforderung einige Briefe zugeschickt worden, um sie weiter zu geben, d. h. gedruckt. Er sagt dafür seinen schönen Dank, kann aber nicht mehr thun, so gern er auch möchte. Manche meinen, Spaß machen sei die Hauptsache. Gewiß, so aus dem Herzen lachen, das ist eine schöne Sache, und

der Gevattersmann wünscht Jedem, daß er es recht oft können möge. Aber, wie gesagt, es soll's Jeder können, und nicht bloß Diejenigen, die da wissen, auf wen in ihrem Dorf oder in ihrer Stadt solch eine Geschichte gemünzt ist. Ueberhaupt möchten gern Manche Den und Jenen in den Kalender bringen. Der Gevattersmann ist nicht so zahm, daß er nur in's Allgemeine und Blaue hineinredet, daß Keiner sich getroffen glaubt. Nein, man muß, wenn's geht, Den und Jenen beim Schopf nehmen und ihn da drucken. Man spricht wohl davon, man solle die Personen aus dem Spiel lassen und nur von dem reden, was geschieht, von den Thaten; aber von wem geschehen denn die Thaten? Das sind immer wieder Menschen mit zwei Beinen, und darum kann man sie nicht aus dem Spiel lassen. Man darf sie aber nur so weit herbeiziehen, als zur Sache nöthig ist, und nicht mehr. Da ist aber ein Zetermordjo, wenn man nur irgend Einen anfassen will, der zu einer gewissen Klasse gehört, die zusammengewachsen ist wie ein Rattenkönig. Und wenn's der Kleinste ist, er findet Beschützer genug, und man wird gehudelt und gesudelt von oben herab, und muß noch froh sein, wenn's erlaubt wird, daß man eine Antwort geben darf. Der Gevattersmann kann ein Stückchen davon erzählen.[1]

[1] Aus vielen Quälereien von damals sei nur erwähnt, daß z. B. wegen der Geschichte Seite 20 in vielen Regierungsblättern viel Aufhebens gemacht wurde, ohne daß gestattet war, in denselben Blättern darauf zu erwidern.

(Anm. vom Jahr 1855.)

Sonderbar ist, daß Manche dem Gevattersmann Klagen über Ungerechtigkeiten im Gemeindehaushalt u. dgl. eingeschickt, und doch dabei ihren eigenen Namen verschwiegen haben. Was soll man damit machen? Darf man etwas weiter verbreiten, ohne dafür einen Bürgen zu haben, ohne von der Wahrheit überzeugt zu sein? Die größten Feinde der Freiheit und Wahrheit sind diejenigen, die das edelste Werkzeug derselben, die Presse dadurch entwürdigen und verunreinigen, daß sie Dinge damit verbreiten, von deren Wahrheit sie nicht vollkommen überzeugt sind, oder für die sie nicht verlässige Bürgen haben. Wer anders verfährt, und giebt er sich auch noch so sehr den Anschein, für die Freiheit wirken zu wollen, der handelt schlecht; denn er untergräbt das Vertrauen in das öffentliche Wort.

Darum wird der Gevattersmann nie von etwas Gebrauch machen, das ihm ohne Namen anvertraut wurde.

Der brave Volksschullehrer, der die Noth seines Standes klagte, möge bedenken, daß er sich durchaus in allgemeinen Klagen und Ausrufungen gehalten hat. Damit macht man heutigen Tages den Menschen ihre Ungerechtigkeit nicht mehr anschaulich; man muß ihnen zeigen, wie's im Leben steht, muß ihnen etwas Bestimmtes vorlegen; dann können sie nicht mehr sagen: das sind allgemeine Redensarten. Gewiß ist das Unrecht himmelschreiend, das man vieler Orten an den Volksschullehrern begeht, indem man immer höhere Anforderungen an sie stellt und sie dabei darben läßt, ja sogar ihnen Mittel und Wege abschneidet, ihre Noth

und die mögliche Art der Abhülfe kund zu geben. Die neuen Staaten müssen immer mehr einsehen lernen, daß den Volksschullehrern die edelsten Güter der Völker zur Wahrung und Bildung anvertraut sind, daß sie den Geist kräftigen sollen, damit der Geist regiere — daß ihre Stellung sonach die entsprechende sein muß. Das wird aber, wie gesagt, nur durch einfache Darstellung der Dinge klar gemacht. Darum wäre es gut, wenn der brave Schulmeister oder ein Anderer, der sich dazu geeignet glaubt, bündig und klar sein Leben von seiner Kindheit an bis heute schilderte. Das wird Manchem die Augen öffnen. Das treffliche Buch „Leiden und Freuden eines Schulmeisters von Jeremias Gotthelf," das in Bern erschienen ist, könnte dabei als Muster dienen; nur müßte es kürzer sein. Der Gevattersmann wird's gern abdrucken, wenn's ihm gestattet wird.

Schließlich muß noch bemerkt werden, daß dießmal leider kein Brief vom Vetter Andres kommt. Er hatte sich vorgenommen, über einen wichtigen Gegenstand zu schreiben, nämlich über die religiöse oder vielmehr unreligiöse Feindschaft unter uns Deutschen, die wieder aufzukommen droht. Wir Deutschen — meinte er — seien schon zerstückelt genug. Erst in der letzten Zeit haben wir wieder einsehen gelernt, daß wir fest zusammen halten müssen, wenn wir etwas sein wollen, sowohl für uns als für die Welt. Jeder solle seinen Ueberzeugungen gemäß leben, und was jetzt die Gemüther bewegt, dem kann nicht durch einen Zuruf Halt geboten werden. Immer aber sollen wir den Gedanken

vor Augen haben, daß wir Alle Kinder Eines Gottes und Eines Vaterlandes sind, und einander friedlich halten. Sind ja nicht alle Kinder Einer Familie gleicher Sinnesart, und doch sollen und müssen sie sich lieben, wie es ihnen Gott befohlen und in's Herz geschrieben hat. — So wollte der Vetter Andres ausführlich darthun, es ist aber unterblieben; und jetzt kann einstweilen Jeder ausführlich darüber nachdenken.

Lesen wir nun, was der schwäbische Bruder Berliner schreibt:

Brief eines schwäbischen Bäckergesellen aus Berlin.

Berlin, den 15. April 1845.

Wie wirst du aufschauen, lieber Bruder, wenn du da oben liesest: Berlin u. s. w. Ist der Blitzkerl nach Berlin! sagst du. Jetzt kommt er gewiß als ausgewechselter Silberjroschen wieder heim, und will einen halben Kreuzer mehr gelten als ein landläufiger Groschen. — Gelt, ich kenn' dich wie meine Hosentasche? Ich weiß wohl, daß du die Preußen und vorweg die Berliner nicht magst: es ist lauter luftig Zeug, wie die Berliner Pfannkuchen. Nicht wahr, so denkst du? Und so hab' ich auch gedacht und hab' gerad so viel Grund dazu gehabt, wie du, nämlich — keinen. Ich hab' gemeint, das müßt' so sein, weil die Red' so geht. Denkst du noch an unsern Nachbar Jörg? Der hat immer gesagt: selber essen macht fett; und so sag' ich auch, selber einsehen macht gescheit. Aergert's dich nicht auch, wenn man sagt: die Schwaben seien dumm?

Kommet nur zu uns, sagst du dann, wir wollen euch schon was aufzurathen geben. Ebenso können auch die Berliner sagen: wenn ihr uns für Hungerleider und Windbeutel haltet, kommet nur zu uns, wir wollen euch schon beweisen, daß wir auch nicht von Luft leben, und daß wir das Herz auch am rechten Fleck haben. Nein, lieber Bruder, ich hab' hier so tüchtige Herzmenschen kennen gelernt, so kernig und so brav, wie nur irgendwo. Die Beamten und die Offiziere, die machen ja nicht das ganze Volk aus, und es gibt auch unter ihnen recht einfache, herzliche Menschen. Und ist denn ein Deutscher ein anderer, weil er unter einer andern Regierung steht? Freilich sind die Menschen hier oben anders als bei uns, aber ich sag' immer: ländlich sittlich, und Deutsche sind sie, und im Grund sind sie doch wie wir, wenn's auch obenhin anders aussieht. Es grämt mich, wenn ich dran denke, daß wir Deutsche so schadenfroh gegen einander sind, und Einer dem Andern 'was aufmutzen möcht'. Freilich sind die Leute hier nicht so offenherzig wie bei uns, es giebt eben verschiedene Menschen; und wenn ich den Teig auch noch so gleich wiege und ihn noch so gleich forme, es kommt doch nicht ein Brod aus dem Backofen, das dem andern ganz gleich ist. Von Fulda an aufwärts trifft du auf den ärmlichsten Bauernhöfen Vorhänge an den Fenstern, wenn's auch nur ein Lumpen ist, damit man nicht 'neingucken kann; und die Blumen, die sie in Scherben haben, stehen nicht vor dem Fenster auf einem Brett, daß sich Jeder daran erfreuen kann, sondern innen auf dem Sims. Und so ist's auch bei

den Menſchen. Dafür ſind ſie aber auch hier oben viel häuslicher und eingezogener als bei uns; die Leute leben viel mehr daheim bei ihrer Familie, liegen nicht ſo viel in den Wirthshäuſern. Es iſt wunderſelten, daß ein Ehemann in ein Wirthshaus geht, oder ſonſt an einen Vergnügensort, allein ohne die Seinigen. In Norddeutſchland ſagt man zu einem Kind: „ſei artig!“ Bei uns daheim ſagt man: „ſei brav!“ und um Frankfurt herum ſagen ſie: „ſei geſchickt!“ Aber man meint doch da wie dort das Gleiche mit. Die Preußen ſind viel höflicher, aber auch viel ſteifer als die Leut' bei uns. Ich mein', das Letzte kommt davon her, weil ſie Alle exerzirt ſind. Eins verdrießt mich oft: der Unteroffiziers-Stolz, der Schnurrbarts-Hochmuth, oder wie ſoll ich's doch heißen? — der in Vielen ſteckt und ſogar oft in den Beſten, die ich gefunden hab'. Aber bedenk' nur, daß hier Alles, von oben bis unten, Soldat iſt, und daß die Preußen bis jetzt ſich hauptſächlich als Soldaten hervorgethan haben und groß geworden ſind. Ich hab' ein halb Jahr in Frankfurt am Main gearbeitet und hab' dort Leute gefunden, ganz arme Teufel, die darauf ſtolz ſind und damit prahlen, daß Der und Der ſo und ſo viel Millionen Gulden hat. So geht's auch hier. Es giebt viel Leut', die einen Krattel haben, weil die Herren ſo mächtig und ſo groß ſind. — Das muß ich ſagen: ich verzeih's Jedem, wenn er ſich 'was drauf einbildet, daß er zu einem großen und mächtigen Staat gehört, der in der Welt was zu bedeuten und auch ein Wort mit zu reden hat. Das merkt man erſt recht, wenn man in die Fremde

kommt. Es iſt gerad, wie wenn man zu einer angeſehenen, weitläufigen Familie gehört; das giebt Einem mehr Muth und man kann ſich in Freud und Leid mehr drauf verlaſſen, als wenn man zu einer kleinen Familie gehört, von der man drei Stunden davon nichts mehr weiß. Aber ich ſag' wieder: es iſt recht ſchön, wenn man zu einer großen Familie gehört, aber man muß auch ſelber für ſich etwas darin bedeuten. Es iſt recht ſchön, wenn man zu einem großen Staat gehört; das allein macht's aber nicht aus: es kommt drauf an, was der Bürger darin zu bedeuten und zu ſagen hat. Du wirſt vielleicht denken: der Anton bleibt ſein Leben lang draußen in der Welt, der iſt bei uns nicht mehr recht daheim. — Da haſt du nicht den Alten auf dem Neſt gefangen. Nein, Bruderherz! Ich bin jetzt viel in der Welt herumgekommen, aber ich möcht' nirgend anderswo leben als im Schwabenland. Man iſt nirgends beſſer aufgehoben als daheim, wo man Einen von Jugend auf kennt, wo man ſich nicht ſo viel zu erklären hat: ſo und ſo mein' ich's, und ihr müſſet mich nicht falſch verſtehen. Ich war an manchem Ort, wo mir's gefallen hat, und wo ſich auch Gelegenheit gegeben hätt', zu bleiben, und da bin ich oft herumgelaufen und das Herz im Leib hat mir gezittert, und ich hab' mich gefragt: möchteſt du da dein Leben verbringen? Und da hab' ich's geſpürt, wie wenn es mir einen Stich gäb', der mir durch Mark und Bein fährt, und ich hab' ſchrecklich Heimweh bekommen. Und ich hab' mir dann geſagt: nein, komm' was da woll', heim gehſt du wieder; hier draußen biſt du doch immer fremd

und ſie verſtehen dich doch nicht recht. Wenn ich das geſagt hab', da war mir's ſo wohl, daß ich hätt' laut aufjauchzen mögen, und es war mir, wie wenn ich daheim auf dem Berg ſtünd', und die Luft hat ſo gut geſchmeckt und die Glocken haben ſo ſchön geläutet, und die Kameraden haben ſo ſchön geſungen:

„Drunten im Unterland,
„Da iſt es ſchön"

und ich bin ſo luſtig geweſen, daß ich den ganzen Mittag hab' nichts mehr eſſen können, und ich hab' mich hingelegt und hab' geſchlafen bis es Zeit war zum Mehleinthun. Nein, Bruderherz! zu dir komm' ich wieder und bei euch bleib' ich. Du wirſt vielleicht jetzt wieder ſagen: der Anton iſt noch immer der weichmüthig Burſch. Thu das nicht Bruder, mach's nicht auch ſo wie Die hier, die keinen Gedanken vorbeifliegen laſſen, dem ſie nicht ein paar Federn ausrupfen. Wenn man das weiß, ſo ſchnürt's Einem die Kehle zu, daß man gar nicht mehr reden mag. Ich bin nur ſo, wenn ich mit dir red'. Ich könnt' mich auch hinſtellen wie ein Eiſenfreſſer, ich will aber nicht. Das Leben iſt ſo kurz, es iſt nicht der Mühe werth, daß man lügt und ſich für einen Andern ausgiebt als man iſt. Und dann hab' ich's ſchon gezeigt, daß ich Kuraſche hab', ſo gut wie Einer, und mich vor dem Teufel nicht fürchte. Du weißt ja aber, daß es mich aus dem Polen fortgetrieben hat, weil ich Heimweh nach Deutſchland gehabt, und jetzt iſt mir's oft ſo arg, wenn ich mein', ich wär' noch nicht in Deutſchland, weil ich noch nicht

in Schwaben bin. Das iſt aber Larifari. Hier iſt Alles grunddeutſch. Ja, Manche meinen, Preußen ſei ganz Deutſchland und die anderen Länder ſeien bloß die Scharrot, ſo was an der Backmulde hängen geblieben iſt, und aus dem Teig hat man verhutzeltes Brod zuſammen gebacken. Es giebt aber auch viele tüchtige Menſchen, die das Rechte einſehen, daß Preußen ohne das andere Deutſchland, und dieſes ohne Preußen nichts Ganzes iſt. Drum iſt mir's lieb, daß ich nach Berlin gekommen bin. Wir Schwaben haben auch Einbildung genug; wir meinen: die wo hochdeutſch reden, ſeien nicht ſo getreu; das iſt aber nicht wahr. Das ſchöne Sprechen und die Redensarten aus den Büchern, die ſie haben, das ſchadet ja nichts. Auffallend war mir, daß man hier ſtatt nein — „ich danke" ſagt. Unlängſt hab' ich auch gehört, wie Einer den Andern fragt: „Waren Sie geſtern im Theater?" Die Antwort war: „Entſchuldigen Sie, nein." Nun möcht' ich nur wiſſen, was daran zu entſchuldigen iſt? Ueberhaupt gebrauchen ſie hier die Redensarten: erlauben Sie, entſchuldigen Sie u. ſ. w. all' Finger lang. Uns Schwaben halten ſie hier für gutmüthig, aber nicht für beſonders geſcheit. Sie werden ſich ſchon beſſer beſinnen, wenn's drauf und dran kommt. Es kommt auch viel davon her, weil wir nicht ſo hurleburle mit der Sprache fort können. Ich bin doch ſchon viel in der Welt herum gekommen, ich hab's gar nicht mehr gewußt, daß ich ſo arg ſchwäbiſch ſpreche; hier hör' ich's all Ritt, daß ich noch tüchtig ſchwäbeln muß. Es ärgert mich aber, wenn ſie mich immer ſo beſchreien. Sag' ich etwas, ſo heißt's gleich:

„Ach wie hübsch ist das Schwäbische, wie eigenthümlich drücken Sie sich aus.“ — Donner! Laßt doch das. Was liegt an dem, wie man es sagt? es kommt darauf an, was man vorbringt. Was liegt an der Schüssel? Die Hauptsach ist, was drin ist. Letzten Sonntag war ich auf der Herberg und war so lustig wie ein Vogel im Hanfsamen. Ich weiß nicht warum, aber es war mir so wohl, wie wenn ich was Rechtschaffenes gethan, oder wie wenn ich morgen ein großes Glück zu erwarten hätt'. Ich hab' nun gesungen und bin gesprungen, daß sie Alle still gewesen sind und haben mir zugesehen und zugehört. Da kommt ein Kamerad — er ist aus Prenzlau, hier in der Nähe — auf mich zu und sagt: „Händle, du bist ein ganzer Junge. Bitte, sag' 'mal, sind alle Schwaben so wie du?“ — Das war doch gut gemeint von dem Prenzlauer, aber ich kann dir nicht sagen, wie mich's erzürnt hat. Beim Blitz! Ich bin ein Kerl für mich, und was ich Gutes und Schlimmes an mir hab', das hab' bloß ich und niemand Anders zu verantworten. Ich will nicht, daß man einen Einzigen, der Einem in den Wurf kommt, für den Musterknopf hält und glaubt, die wo noch im Päckle sind, seien nach derselben Form gemodelt, accurat Einer wie der Andere. Nein, bei den Menschen muß Jeder besonders angesehen werden. Ich muß dir nämlich sagen, woher ich so auf den Gedanken versessen bin. Ich war Sonntags vorher in einem Kaffeehaus und hab' ein Glas Bier getrunken. Da kommen zwei Leutnants, es waren keine blutjungen Bürschchen, denen könnt' man's noch vergeben, es waren gesetzte Männer, wenigstens

ſo Anfang der Dreißig. Sie fordern eine Cigarre und eine Taſſe Kaffee, haben dir aber dabei ein Geſchrei und einen Lärm verführt, ein ganzes Regiment Ruſſen kann's nicht ärger machen. Und bis der Kellner Feuer gebracht hat, und wie ſie hernach Billiard ſpielen, haben ſie dir randalirt und ein Weſens gemacht, als ob ſie allein auf der Welt wären; in zwei, drei Zimmern hat man ſein eigen Wort nicht gehört. Ein ſchöner alter Mann mit weißen Haaren, der neben mir ſitzt, legt die Zeitung auf den Schooß und ſieht ſich mißmuthig um. Ich ſag' ſo vor mich hin: „Das ſollt' man nicht dulden.“ Der Mann beginnt nun ein Geſpräch, erzählt, daß er auch in Schwaben geweſen ſei und fragt dann: „Haben Sie nicht gedacht, dieſe Flauſenmacher hier, das ſind echte Norddeutſche?“ Ich ſag': „Ehrlich geſtanden, ja.“ Er fährt nun fort: „Sehen Sie, wie ungerecht Sie urtheilen. Ich weiß wohl, wenn dieſe Leute ſich in Stuttgart oder Augsburg ſo benehmen, wird ſie Jeder norddeutſche Flauſenmacher nennen. Das iſt ungerecht. Verdrießt es Sie nicht auch, wenn Sie einen ungeſchickten Streich machen und man ſagt: ſo ſind die ungeſchickten Schwaben? Dieſe Leute hier gehören nicht zur Mehrzahl, nicht zu den Beſſeren; die Gediegenen ſind immer die Stilleren, die ſich nicht vordrängen, ſondern beſcheiden und ruhig ſind. Laſſen Sie ſich das zur Warnung dienen, guter Freund; beurtheilen Sie die Menſchen nicht in Bauſch und Bogen, ſondern Jeden für ſich. Dadurch wird man frei von Vorurtheilen. Allerdings iſt das ſchwer, aber es muß doch ſein. Was nun aber dieſe Offiziere hier betrifft, ſo iſt das traurig, wie ſehr

ſie in Allem begünſtigt werden, und ſich dadurch vor jedem Bürger etwas herausnehmen. So lange es nicht dahin kommt, daß die Offiziere außerhalb des Dienſtes in Bürgerkleidern erſcheinen müſſen, ſo lange wird der Uebelſtand fortdauern. In Oeſterreich z. B. erſcheinen die Offiziere in Geſellſchaften meiſt in Civilkleidern, und man hört dort nichts von ihren Anmaßungen, von ihrer Sucht, immer obenauf ſein zu wollen. Laſſen Sie ſich's überhaupt aber zur Warnung dienen, keine Vorurtheile gegen uns Norddeutſche mit nach Schwaben zurück zu nehmen." — Der Mann ging fort und ich hörte vom Kellner, daß er Arzt und Jude ſei. Freilich, weil er ein Jud' iſt, muß ihm beſonders daran gelegen ſein, daß man die Menſchen nicht beurtheilt wie eine Heerd' Schafe, ſondern Jeden für ſich. Und er hat Recht. Siehſt du, deßwegen hat mich's verdroſſen, daß der Prenzlauer aus mir einen Muſterſchwaben hat machen wollen. Es ſind wenig Schwaben hier, ich weiß nicht warum. Bei uns geht Alles mehr der Donau nach, Wien zu. Und doch müſſen wir die Augen auch jetzt hier herauf wenden, denn es ſummt und ſurrt hier Alles durch einander, wie in einem Bienenſtock, der ſtoßen will. Wir wollen ſehen, was daraus wird. Geſcheit ſind ſie hier wie der Tag, und ſchnell bei der Hand, aber ſie haben nicht lang Freud' an einer einzigen Sach'. Das iſt traurig. Wunderlich iſt auch: die Berliner haben keine rechte Freud' an ſich ſelber. Wenn ſie draußen ſind, geht Nichts über Berlin, und daheim ſpotten ſie allzeit über ſich. So ſind die Menſchen! Das iſt aber Nichts; man muß zuerſt auf ſich

ſelber 'was halten. Es ſind hier aber auch gar viele Leute aus allen Gegenden, die noch nicht recht eingewachſen ſind. Am beſten komme ich mit den Weſtphälingern, Rheinländern und Schleſiern aus. Da iſt ein Kleiner, ich heiß' ihn nur das Männle, das iſt ein Herzmenſch. Alles, was er ſagt, ſchmeckt ſo nahrhaft, wie gutes Kernenbrod. Da iſt ein Rheinländer, der war lang in Tyrol und ſingt prächtig und iſt ein Hauptkerl, und die Schleſier ſingen auch faſt ſo wie wir. Und der Mecklenburger, der kann ſo von Grund der Seele lachen, daß man's ihm gleich anmerkt: das iſt ein guter Menſch. Ich hab' ſchon oft wahr gefunden: wie Einer lacht, davon läßt ſich viel abnehmen. Sonſt lachen die Leute hier nicht viel, beſonders hab' ich's nie bei denen geſehen, die auf der Straße arbeiten, Holz hacken u. dergl. Da hörſt du keinen Spaß; ſie necken ſich auch, aber ganz anders wie bei uns. Hier ſind ſie auf den Witz verſeſſen, und man hört viel erzählen, von hohen Herren wie von Anderen; das iſt alles pfiffig, aber lachen braucht man nicht dabei. Der Schnaps! der Schnaps! Bruder, das iſt ein Elend. Man ſpottet oft darüber, daß in Bayern ſich die Regierung ſo viel mit dem Bier beſchäftigt; das iſt gar nicht lächerlich, im Gegentheil, man braucht nicht immer an ſogenannte hohe Dinge zu denken. Es iſt eine ſchöne Pflicht, von Staatswegen darauf bedacht zu ſein, daß die Armen billige und geſunde Nahrung bekommen. Das wär' ein Kapitel, darüber ließe ſich viel ſagen. Oder ſind wir Bäcker allein der Aufſicht werth? Der Menſch muß auch was zu trinken haben, und darum

ſollte man nicht ruhen, bis man was ausfindig gemacht hätt', das dem Schnaps den Garaus macht. — Ich bin ihm beſonders auch deßwegen feind, weil man dabei nicht ſingen kann. Du hörſt hier wunderſelten einen Geſang. Die Wirthshäuſer ſind hier aber auch meiſt in den Kellern. Da iſt Einem ſchon ganz eigen zu Muth, wenn man ſo unter den Boden hinunterſteigt; ich hab' immer friſch Athem geholt, wenn ich wieder herauf war, es iſt nicht recht fröhlich da unten. Eine große Freiheit iſt hier, die wir bei uns nicht haben und die den Wirthen bei uns auch wohlgefallen möcht': es iſt hier gar keine Polizeiſtunde, wo in den Wirthshäuſern abgeboten wird. Da ſitzen aber die Menſchen ſo ſtill bei einander, wie wenn das Trinken ein Geſchäft wäre. Sie freuen ſich hier überhaupt nicht ſo behaglich an einem guten Biſſen und an einem guten Trunk, wie wir; das halten Viele für zu gemein, zu niedrig. Es braucht ja nichts Ausgeſpitztes zu ſein, was man hat, wenn man nur vergnügt dabei iſt — ſo mein' aber Ich. Man genießt bei uns das Leben viel mehr als hier, wir machen uns fröhlicher damit. Wenn's auch noch ſchlimm ausſieht in der Welt, man kann doch nicht immer den Kopf hängen; wenn die Zeit kommt, kann man ſchon den Kopf hängen laſſen. — Kann aber ſein, die Leut' ſind hier innerlich vergnügt; was hab' ich aber da davon? Wenn man bei einander iſt, muß man mit einander vergnügt ſein, und Jeder muß hergeben, was er hat. Das iſt aber nicht wahr, wenn man bei uns meint, ſie hätten hier nichts zu beißen und zu ſchleißen; man ißt hier auch tüchtig, wenn man

was hat. Sie kochen aber Alles ſo ſüß, daß ich mich noch immer nicht recht daran gewöhnen kann. Denk' nur, ſie machen hier auch Suppen, von was meinſt du? Von Weißbier. Ich kann's nicht eſſen, es ſchmeckt wie Lakritz. Ländlich ſittlich, das gilt auch vom Eſſen, Gewohnheit thut Alles; aber Bierſuppe, die bring' ich nicht hinab und pures Weißbier auch nicht. Das wird in langen Gläſern aufgetragen und iſt faſt lauter Schaum. Ich will aber was Feſtes haben, was thu' ich mit dem Schaumwitz? — Jetzt genug von Eſſen und Trinken, ſonſt meinſt du, das ſei mein ewig Dichten und Trachten; aber man verſteht die Menſchen beſſer, wenn man weiß, was ſie gewöhnlich eſſen. Wenn Einer ſechs Stück Kuchen verſpeist hat, iſt er noch juſt wie vorher; wenn aber Einer ein tüchtig Stück Fleiſch und einen Schoppen Wein im Leib hat, iſt er ein anderer Kerl.

Es iſt eine ſonderbare Sache mit unſerm Handwerk. Wenn andere Leute wachen, ſchlafen wir, und umgekehrt. Wenn ich ſo des Nachmittags ausgeſchlafen hab' und an der Thüre ſtehe oder in der Stadt herumlaufe, da iſt mir's, wie wenn ich die Welt mit neuen, mit ganz anderen Augen anſähe, als andere Menſchen. Die ſind jetzt ſchon bald müd, und ich bin erſt friſch aufgeſtanden. Da komm' ich mir oft ganz fremd vor in dieſer Welt, wo die Leut' leben, wie wenn Alles am rechten Fleck wär'. Ich möcht' das Berlin oft an einen andern Platz tragen, wo auch Berge ſind und ein ſchönes Waſſer: das macht die Menſchen friſcher. Aber ſolche Gedanken ſind jetzt für die Katz. Es iſt nun einmal da, und wir müſſen uns daran ge öhne

es für die erste Stadt von Deutschland anzusehen; es wird's gewiß. Nachher werden die Berliner auch mehr Respect vor sich selber kriegen, ich mein' den rechten, und etwas aus sich machen. —

Die Tafeln an den Häusern machen mir viel zu schaffen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie viel hundert ja vielleicht tausend Hofmacher hier sind; ich meine Hofkleider-, Hofschuh-, Bürsten-, Reitpeitschenmacher u. s. w. Wo so eine Tafel ist, da ist das vergoldete preußische Wappen dabei mit den zwei wilden Männern. Ich hab' mir sagen lassen: hier hat jeder Prinz und jede Prinzessin das Recht, Einen zum Hof zu machen. Ich denk' aber und weiß das aus Erfahrung von den zwei Hofbäckern, bei denen ich in Arbeit gestanden hab': wenn so Einer einen Hoftitel hat, zählt er sich schon nicht mehr recht zum Bürgerstand; er meint, er müsse jetzt durch die Bank Alles vertheidigen und prächtig finden, was vom Hof ausgeht. So Einer, der eine Hofreitpeitsche macht, meint, er sei ein Stück von der Regierung. Ich will nicht sagen, daß das bei Allen so ist, aber doch bei Vielen. Ueberhaupt fehlt mir's hier an Bürgersleuten; sie sind gewiß auch tüchtig da, aber man merkt's nicht so. Freilich macht das schon viel aus, daß Alles nach der Mode geht. Es ist hier ein grausamer Staat in Kleidern. Du siehst hier fast kein Bürgersmädchen ohne Hut, wo man die netten, runden Köpfchen so von allen Seiten sehen kann; Alles trägt Hut und Schleier, sogar viele Dienstmädchen, wenn sie Sonntags ausgehen. Ich weiß wohl, wir leben in der Zeit der Gleichheit, wenigstens was Kleider

anbetrifft; man ſchmiert's nicht Jedem auf's Brod, wer man iſt, und daß man ſich durch Kleider unterſcheidet, iſt noch von alten Zeiten her, die nichts mehr gelten. Ich mein' aber, wir Bürgersleute ſollten ſolider ſein und den Kleiderſtaat nicht ſo mitmachen. Hab' ich Recht oder nicht? Der Tapezier, der bei uns im Haus wohnt, der trägt die abgelegten Redensarten von vornehmen und gelehrten Leuten und aus den Zeitungen. Anfangs, wie ich ihn kennen lernte, hab' ich einen grauſamen Reſpect vor ihm gehabt; ich hab' gemeint, das iſt ein Profeſſor und hab' mich für ſchrecklich dumm im Vergleich mit ihm gehalten. Nachher aber hab' ich geſehen, daß er die Redensarten bald ausgeſpielt hat, und dann war's Matthäi am letzten. Nein, man muß, wenn's geht, ſich die Kleider auf den Leib anmeſſen laſſen, und ſo geht's auch mit den Redensarten. Man muß nur die nehmen, die man grundmäßig verſteht, und die Einem eigen ſind. — Viel Spaß macht mir auch der kleine Bub von dem Tapezier, der lernt jetzt ſprechen und kann nur die drei Worte: Papa, Mama, Schandarm. Du glaubſt kaum, was die Schandarmen hier für eine Rolle ſpielen. Es ſind meiſt ſchöne Männer mit ſtolzen Geſichtern, und ſind ſchön gekleidet, viel beſſer als die Leut', die ſie einfangen. Die Fiaker, die ſie hier Droſchken heißen, machen einen Höllenlärm auf der Straße. Durch die Droſchken ſind auch die Eckenſteher überfahren worden, d. h. es giebt keine mehr. Ich hätt' gar zu gern ſo einen Nante einmal kennen gelernt. — Man ſieht hier viel Leut' auf der Straß, die haben ein ſchwarz und weißes Blech an ihrem Hut,

gerad neben die Hutschnur geheftet. Ich hab' Anfangs gemeint, das seien Polizeileut'; es ist aber nicht so, sie tragen die preußische Kokarde. Das zeigt an, daß sie noch keine Zuchthausstrafe gehabt haben, denn wer die gehabt hat, darf sie nicht mehr tragen. Nun möcht' ich wissen, was dabei zu berühmen ist? Bei uns hat ein Zuchthäusler kein landständisches Wahlrecht mehr, und — es giebt Länder, wo man das von Geburt an nicht hat.

Es müßte herrlich aussehen, wenn alle Deutschen aus den verschiedenen Ländern Kokarden am Hut stecken hätten, da wär' Jeder ein lebendiger Grenzpfahl.

Sonntags hört man hier fast gar keine Glocken läuten, wahrscheinlich weil keine Berge da sind und es nicht widerhallt. Das thut mir leid. Ich bin erst zweimal in der Kirche gewesen; ich muß in die unrechte gekommen sein. Nein, wenn der Mensch von Natur ein so verteufeltes Geschöpf ist, wie der Pfarrer gesagt hat, da möcht' ich lieber ein Hund und kein Mensch sein. — Denk' nur einmal Bruder, des Sonntags stricken hier die Weiber ganz öffentlich; bei Kroll oder wohin sie sonst zur Musik gehen, sitzen sie da und stricken. Ich bin gewiß kein Frömmler, aber des Sonntags könnt' man das bleiben lassen, und dann halt' ich nichts auf die Weiber, die vor aller Welt so fleißig thun, gerad wie sie in Sachsen beim Spazirengehen stricken. — Sie streiten sich jetzt hier, ob man an öffentlichen Vergnügungsorten den Hut aufbehalten oder 'runterthun soll. Ich mein', das sollte gar keine Frage sein, daß es Jeder halten kann wie er will.

Es geben hier aber auch noch wichtigere Dinge vor. Du wirst in den Zeitungen gelesen haben, man spricht davon, daß der König jeden Tag eine Verfassung geben will, wie sein Vater heilig versprochen hat. Bruderherz! Ich habe die besten Menschen gesehen, denen die Augen glänzen, wenn sie davon sprechen. Ich könnt' dir viel davon erzählen, ich weiß aber nicht, ob's geht. Ich hab' mich aber in die Seel' hinein geschämt, wie mich mein Westphälinger gefragt hat, ob unsere Verfassung eine freie sei, und was wir für Rechte haben. Ich hab' sagen müssen, ich weiß es nicht, und da hab' ich mich recht geschämt. Ich hab' mir sie aber im Buchladen bestellt, und wenn ich heim komm', sollst du mich darin beschlagen finden wie im Katechismus.

Ich hab' den König auch schon oft gesehen, er geht immer in Militärkleidern.

Mein Meister ist ein braver, grundgescheiter Mann und kennt nichts von Stolz. Ich weiß nicht, woher es kommt, hier werden die Bäcker gar nicht so dick wie bei uns. Wenn du meinen Meister auf der Straße siehst, hältst du ihn für einen vornehmen Mann, heißt das, er ist ein vornehmer Mann, weil er ein tüchtiger Bürger ist, das ist ja das Vornehmste: aber ich mein', du hält'st ihn für einen Mann mit einem Titel. Den hat er auch aufzuweisen, denn er ist vom Vorstand beim Gesellenverein. Das ist gut, daß ich darauf zu reden komm'. Es freut mich in der ganzen Seel', wenn ich an den Gesellenverein denke. Da lernt man Menschen kennen. Bruder! Ich sag' weiter nichts als: man lernt Menschen kennen, und das ist genug; das ist das

Höchſte und Beſte. Wenn ich dir's nur recht vorſtellen könnte, wie ſchön und gut das im Geſellenverein iſt. 400—500 Mitglieder, Geſellen, Meiſter und auch gelehrte Leut' haben ſich da zuſammengethan, um einander brüderlich das Leben ſchön und gut zu machen. Man bezahlt monatlich neun Kreuzer, und dafür hat man Holz und Licht frei und die Bücher und die Zeitung. In einem großen Saal trifft man da jeden Abend nach acht Uhr ſeine Leute, beſonders aber am Montag und Donnerſtag. Da werden zuerſt Vorträge gehalten über alles Nützliche und Schöne, nachdem ein paar Lieder geſungen ſind, und dann kann man ſich über Alles offen befragen bei den gelehrten Leuten, und was ſie nicht wiſſen, das ſteht in den Büchern gedruckt. Dann ſetzt man ſich zuſammen und trinkt ein Glas Bier, ſingt noch eins oder beſpricht ſich zutraulich. Ich werde mein Lebtag nicht vergeſſen, welche durch und durch vergnügte Stunden ich da verbracht habe und was für echte Menſchen ich da kennen lernte.

Ich will dir das Nächſtemal noch mehr davon ſchreiben und auch noch über andere Sachen.

Leb' wohl. Dein getreuer Bruder

Anton Händle.

Jahrgang 1847.

Der Gevattersmann

iſt nun zum Drittenmal da. Er iſt ſeit ſeinem erſten Ausfluge viel herum gekommen in deutſchen Landen, oder beſſer in Einem Wort: in Deutſchland; er hat verſchiedene Quellen verkoſtet, den Frankfurter Aepfelwein, das Lichtenhainer Bier in Jena, die Leipziger Goſe und das Berliner Weißbier, die ſogenannte kühle Blonde, iſt zwar Keines davon ſein Leibtrunk geworden, aber den Einheimiſchen mundet es gar wohl, und das iſt die Hauptſache. Die Menſchen, vor Allem aber die deutſchen Menſchen, ſind überall gleich; ſie vertreiben ſich die Zeit ſo gut es geht mit Eſſen und Trinken und Sprechen, und wenn wieder eine andere Zeit kommt, werden ſie ſie auch vertreiben, falls ſie nicht ſelber vertrieben werden. Das muß man aber ſagen, gute Deutſche giebt's überall, und ſie laſſen die Hoffnung nicht fahren, daß es einmal ein wirkliches Deutſchland geben wird, und daß die guten Wünſche für das Vaterland nicht immer blos verbotene gute Wünſche ſein werden. Wenn man bedenkt, wie viel Männer da und dort in allen Ecken und Enden des Vaterlandes ſitzen und kummern

und ſorgen und das Herz iſt ihnen ſchwer, und Viele müſſen wegſterben von dieſer Erde und haben nie geſehen, wonach ihr Herz verlangt: ein freies und einiges Deutſchland — wenn man das Alles bedenkt, könnte es Einem recht betrübt und weich zu Muthe werden. Aber der Gevattersmann ruft ſich und allen ſeinen Freunden zu: Hellauf! Der alte Gott lebt noch! Es muß bald die Zeit kommen, wo diejenigen, die ihr Herzblut für ihre Mitmenſchen, für das Vaterland, ſeine Ehre und Freiheit — was Eins iſt — hingeben möchten, nicht mehr gehetzt und verfolgt und für Schreier und Landſtreicher angeſehen werden. Es muß die Zeit kommen, wo diejenigen, die ſich nicht freuen können ihrer Ruhe, ihrer Speiſe, der ſie umgebenden Wärme, indem ſie derer gedenken, die jetzt ruhelos frieren und hungern — die Zeit muß kommen, wo die Menſchenfreunde mit aller Macht zum Wohle ihrer leidenden Brüder wirken können.

So lange man müßig dem Elend und der Knechtſchaft zuſchaut, iſt keine Liebe in den Menſchen, ſo viel man auch davon predigen und ſingen mag. Die Zeit der thätigen Liebe naht.

Dieſe Zeit kommt aber nicht von ſelber wie das neue Jahr, wir müſſen ſie holen, und das geſchieht vor Allem dadurch, daß wir Herz und Auge weit aufmachen für die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes und unſerer Mitmenſchen und tapfer wirken.

Der Gevattersmann iſt auch unter manches fremde Dach getreten und er dankt ſeinem Schöpfer, daß er ſo gewachſen iſt, daß er ſich nirgends zu bücken hat. Da,

unter Menſchen, von deren Daſein man früher nichts gewußt, die in ſogenannten hohen und niederen Stellungen ſich bewegen, da iſt dem Gevattersmann oft warm um's Herz geworden und er hat auf manchen Seelengrund geſchaut und erfahren, welch ein Heiligthum noch in allen Herzen ruht, und wie es nur der befreienden Kraft bedürfte, die ſich ſelbſt zuſammennimmt und erhebt, um die Menſchheit zu einer edeln und heiligen Genoſſenſchaft zu machen.

Der Gevattersmann hat ſeine Feinde, ſo gut oder vielmehr ſo ſchlimm wie Einer, aber er bleibt doch dabei und läßt ſich gern für die Ueberzeugung auslachen: die Menſchen ſind gut! Die Schlechten und Boshaften ſind nur verblendet und ſchwach, haben ſich ſelber verloren oder ſich nie beſeſſen; denn Zahlloſe ſterben dahin und ſind eigentlich nie geweſen, was ſie ſind.

Die Feinde will der Gevattersmann noch für ſich behalten; die vielen wirklich guten Menſchen möchte er aber einander zu Freunden ſchenken, möchte ihnen zurufen: Was ſeid ihr ſo einſam? Was rennt ihr aneinander vorbei wie verſchloſſene Kutſchen? Da, da habt ihr euch! ... Aber das geht nicht. Eines jedoch muß der Gevattersmann ſeinen Landsleuten von Haus zu Haus verkünden: im nördlichen Deutſchland da wohnen eure Brüder und ihr wiſt oft nicht, wie ſehr ſie an euch hangen. Laßt's euch nicht irren, weil ſie hochdeutſch reden; ſie können's nun einmal nicht anders.

Der Gevattersmann hat viel Freundlichkeit erfahren, blos weil er ein Süddeutſcher iſt; er hat das ſtill hingenommen, aber in dem Gedanken, daß er nur ein

Bote sei, der diese Bruderliebe nicht für sich behalten, sondern seinen Landsleuten abgeben müsse. Das soll hiemit geschehen sein. Der brave Mann in Bodesweier bei Kehl ist schön gegrüßt von seinem Kameraden in Wackersleben, sie sind die besten Freunde; es fehlt nur der kleine Umstand, daß sie einander nicht kennen und bis jetzt nichts von einander gewußt haben.

Deutschland ist bald mit eisernen Wegen verbunden. Wer weiß, wie Mancher noch eine Stimme hören wird, die ihm wie eine alte bekannte klingt. Wer weiß, wie Mancher noch ein Auge schauen wird, das ihn längst mit freundlichem Blick zu suchen schien?

Hellauf! Es taget! So möchte der Gevattersmann um Mitternacht zu Neujahr ausrufen. Ist auch noch Dunkel ringsum, die Sonne beginnt allbereits ihren neuen Lauf. Die Sonne der wahren Religion steigt auf. Die verschlafenen Eulen krächzen: die Religion ginge zu Grunde! Da ist aber gerade das Gegentheil davon wahr. Der alte Schlendrian verschwindet, da man das Heiligste gedankenlos betrieb oder gar vergaß; ein frischer, freier Muth erwacht: die Kraft der Ueberzeugung. Niemand soll von seinem Glauben abwendig gemacht werden, aber Jeder soll ihn mit innerster Ueberzeugung bekennen, sonst ist er ein fauler Knecht vor Gott und den Menschen.

Mit Gott siegt die deutsche Redlichkeit und Wahrhaftigkeit. Der alte Gott lebt noch, er lebt neu auf in den Herzen und wird sie kräftigen und segnen!

Die goldene Repetiruhr.

Ich war bald fünfzehn Jahre alt — so erzählt Meister Hämmerlein eine Geschichte aus seinem Leben — ich war zu meinem Oheim in die Lehre gethan und wünschte weiter Nichts, als eine solide, pünktlich gehende Sackuhr, wie solche die Gehülfen auch hatten. Das meinte ich, sei erst recht das Zeichen der Großjährigkeit, wenn man selber sagen könne, wieviel es an der Zeit sei. Auch meine ich noch jetzt: man soll in dem Lebensalter, wo der Ernst des Daseins beginnt, Jeden lehren, genau auf die Zeit Acht zu haben; denn die Zeit ist das kostbarste Gut, wenn man rechtschaffen damit Haus hält. Eine Uhr in der Tasche kann viel dazu beitragen, an Pünktlichkeit und sorgsame Benützung der Zeit zu gewöhnen.

Es nahten die Weihnachtstage. Ich war schon alt genug, um zu wissen, daß der heilige Christ nicht im buchstäblichen Sinne genommen durch die Luft dahergeflogen kommt und allerlei Geschenke bringt; sondern daß der heilige Christ die innige Liebe, der gute Geist in den Herzen der Angehörigen ist, die still und heimlich darauf denken, einander zu erfreuen und zu beglücken. Wie selig geht da Jedes umher, lauscht dem Andern seine verborgenen Wünsche ab, kann sich fast nicht halten, das Geheimniß zu bewahren und ist doch wieder voll Freude, im Stillen zu wirken und zu schaffen für das Andere. Wo das ist, kann man wohl sagen: der heilige Christ schwebt in der Luft des Hauses.

Ich wünſchte mir nichts ſehnlicher, als daß mir zu Weihnachten eine Uhr beſcheert würde, ließ das aber keine Menſchenſeele merken; nicht einmal meiner immer ſeelenfrohen Schweſter Minna ſagte ich ein Wort davon. Wenn aber nur von einer Uhr die Rede war, zitterte ich vor Angſt und wenn man zufällig fragte: wie viel Uhr iſt? war ich ganz böſe. Das muß mich verrathen haben, denn hört, wie mir's ergangen iſt.

Eines Mittags, als ich in die Stube trete und ſchon in der Thür ſtehe, höre ich, wie mein Vater der Mutter zuruft: „Frau, thu' ſchnell Adams goldene Repetiruhr weg!" Er wickelt nun ſchnell etwas in ein Papier und verſteckte es. Meine Mutter ſah betrübt aus, ich aber that, als ob ich gar nichts geſehen und gehört hätte und war überaus heiter. Von nun an ging ich ſtolz durch die Straßen und meinte, Jeder müſſe mir's anſehen, welch eine goldene Zukunft ich habe. Es that mir nur leid, daß man die Uhren in der Taſche trägt, ſo verborgen, und nicht offen vor aller Welt, und — ſo leicht wird man von der Eitelkeit betrogen, daß ich mir einredete, das wäre viel menſchenfreundlicher, wenn man die Uhren offen trüge, denn da könnten auch die armen Leute immer genau ſehen, welche Zeit es iſt.

Jeder, der es erſchwingen und darauf Acht haben kann, hat eine eigene Uhr verborgen in der Taſche und dieſe richtet und ſtellt er von Zeit zu Zeit nach der großen Uhr am Kirchthurm und die Uhr am Kirchthurm wird nach der Sonne gerichtet, deren Lauf Gott von Ewigkeit her feſtgeſetzt, und die Menſchen können weiter nichts thun, als Stäbe zur Sonnenuhr bilden, an deren

Schatten ſie den Stand des allgemeinen, ewigen Lichtes wahrnehmen.

Das iſt auch ein Sinnbild und Gleichniß für unſer ganzes inneres Leben. Das erkenne ich aber erſt jetzt, damals hatte ich ganz andere Gedanken.

Vor den Uhrenladen ſtand ich oft lange und verwies mein Federmeſſer einſtweilen in die rechte Weſtentaſche; die linke war zu Beſſerem vorbereitet. Wo das Herz iſt, trägt man auch die Uhr, ſagte ich mir; da geht's drinnen und draußen tik tak. Ich träumte einmal, meine goldene Repetiruhr ſei mir geſtohlen worden und als ich erwachte, war ich ganz glückſelig, daß ich ſie noch nicht beſitze. Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Kameraden mitzutheilen, was mich ſo voll Freude machte; ich ſagte ihnen aber doch nicht das Ganze und ſprach räthſelhaft, daß ſie am Weihnachtstage Augen und Ohren aufſperren würden, wenn ich ihnen etwas zeige, was ſelber zeigt und ſpricht. Ich lief davon, ehe ſie errathen konnten, was es ſei.

Nun war das Augen- und Ohrenaufſperren an mir!

Der heilige Abend kam und zündete ſeine Freudenkerzen an. Als ſich endlich die beiden Flügelthüren öffneten, wir Kinder hineinſtürmten und dann wieder vor Ueberraſchung ſtill ſtanden, pochte mein Herz gewaltig; richtig, da lag für mich die Uhr auf dem Tiſche; aber oh weh! es war eine ſilberne. Meine Freude war wohl etwas abgekühlt, aber ich faßte mich und dachte: das ſchadet nichts, Silber iſt viel weißer und dicker, und ſie repetirt ja, bim bam. — Ich drückte mit aller Kraft an dem Heber, aber er gab nicht nach und es tönte

auch nicht. Nun überkam mich ein fürchterlicher Schmerz: Alles iſt nichts! Ich legte ſtill die Uhr wieder hin, verließ raſch das Zimmer, ging auf meine dunkle Kammer und weinte und wehklagte, daß es mir faſt das Herz abſtieß. Der Gedanke ſchoß mir durch den Sinn, ich wollte mich umbringen, weil ich keine goldene Repetiruhr bekommen, und ich weinte wieder um mein junges Leben, weil ich jetzt ſchon ſterben müſſe, da alle meine Hoffnungen zu nichte geworden. Meine Mutter kam bald mit Licht, und als ich ihr meinen unbeſchreiblichen Jammer über die Täuſchung klagte, ſchüttelte ſie den Kopf, preßte die Lippen zuſammen und ſah mich an mit jenen treuen, lieben Augen, die mir ſtets offen ſtehen, wenn ſie der Tod auch längſt geſchloſſen hat. Sie erklärte mir nun mein Unrecht: ich wäre ja mit einer einfachen Uhr zufrieden geweſen, wenn ich nichts von einer goldenen Repetiruhr gewußt hätte; man müſſe auch mit Geringerem, als man erwartet habe, ſich freuen; ich ſolle nicht undankbar ſein gegen Gott und die Menſchen. So ſprach ſie in ihrem milden, herzinnigen Tone, und als ich mich ausgeweint hatte, ging ich mit ihr hinab in die Stube. Ich war nicht mehr traurig, aber auch nicht glücklich, und es war doch eine ſolide, pünktliche Uhr, die jetzt mein eigen geworden war. Als ich im Bette lag, kam der böſe Geiſt wieder über mich; ich war ſo wild, daß ich aufſtehen und die Uhr zum Fenſter hinauswerfen wollte. Es war mir aber doch zu kalt außer dem Bette und ich blieb fein liegen.

Wie oft werden böſe Thaten nur durch kleine

Umſtände verhindert, und wir haben deßhalb gar keinen Grund, auf unſere Tugenden ſtolz zu ſein!

Von Weinen und heftigen Gemüthsbewegungen ermattet, ſchlief ich bald feſt ein und freute mich am andern Morgen beim Erwachen, daß meine Uhr ſo luſtig tiktak machte. Acht Tage lang wich ich meinen Kameraden auf Weg und Steg aus; ohne Noth, denn ſie hatten meine Prahlereien längſt vergeſſen. Ich trug die Uhr lange bei mir, ohne ſie Jemand zu zeigen und war damit in mir vergnügt.

Das ſind nun vierzig Jahre ſeit jenen Weihnachten, hier habe ich noch die Uhr und ſie verfehlt keine Minute.

Seitdem habe ich die Worte meiner Mutter erſt recht verſtanden, oder auch ſelbſt die Wahrheit aus dieſer Geſchichte gefunden: wenn ich einen Menſchen ſehe, der mit nichts was ihm zukommt, recht glücklich ſein kann, weil er immer ſtolzeres erwartet hatte, denke ich: der hat auch auf eine goldene Repetiruhr gehofft. — Wenn ich ein Geſchäft machte und mich ärgere, daß es nicht ausſchlug, wie ich erwartete, ſage ich mir: haſt noch immer die goldene Repetiruhr im Kopf? — Sehe ich einen Mann, der im Staat oder ſonſt hoch hinaus wollte und nun ſich in Mißmuth verzehrt, weil er in untergeordneter Stellung ſein Leben verbringen muß, möchte ich ihm zurufen: laß das Drücken am Heber, es macht nicht bim bam, ſei froh mit dem einfachen Zeiger. — Beobachte ich ein junges Ehepaar, dem das Leben wie eine ewige Hochzeit vorkam und das ſich nun nicht darein finden will, wenn der Himmel nicht mehr

voll Baßgeigen hängt, ſondern eine platte Alltagszeit kommt; das dann mit einander quengelt und keift, ſo denke ich ſtill bei mir: könnten dieſe doch die goldene Repetiruhr vergeſſen.

Kurzum, in tauſend Fällen habe ich von dieſer Geſchichte gelernt. Die meiſten Menſchen können ſich nicht darein finden und ſind unglücklich, weil es eben anders gekommen iſt, als ſie ſich eingebildet hatten. Es ſchadet nichts, wenn man nach dem Vollkommenſten verlangt und trachtet, im Gegentheil, das ſpannt unſere Kraft erſt recht an; man muß ſich's dann aber auch wohl ſein laſſen, ſich begnügen und beſcheiden können, wenn uns minder Vollkommenes zu Theil wird.

Ich bin zufrieden mit dieſer Uhr und ſie iſt mir um keinen Preis feil.

Die Frau Bürgermeiſterin

geht mit ihrem Mann zum Tanz; heißt das, er führt ſie und er iſt auch Herr und Meiſter, aber wie geſagt, der Gevattersmann redet lieber von ihr. Dabei hat er noch die abſonderliche Freude, der guten Frau einen Poſſen damit zu ſpielen; denn ſie hat's eigentlich verboten, daß man öffentlich von ihr rede. Aber das war nur ſo, wie ſie in ledigen Tagen ihrem jetzigen Mann einmal geſagt hat, ſie kratze ihm die Augen aus, wenn er noch einmal wage, ihr einen Kuß zu geben; nun — der Bürgermeiſter hat noch ſeine beiden geſunden Augen

im Kopfe und ... Alles braucht die Welt juſt nicht zu wiſſen. Was aber öffentlich vorgeht, davon darf man reden, und der Tanz war ein öffentlicher. Es war keine vornehme geſchloſſene Geſellſchaft und der Bürgermeiſter war doch dabei. Unterwegs ruft er dem Hagenmaier, er ſolle mitgehen und der Doktor Gſcheitle ſchloß ſich unaufgefordert an. Der Bürgermeiſter tanzt zwar nicht mehr, denn er wird dick und der Gſcheitle ſagt, er habe Ueberfracht; aber doch iſt er beim Tanz zu treffen und nicht blos als hochmüthiger Zuſchauer, er iſt ſelber luſtig dabei. Er behauptet, und gewiß mit Recht, daß die Verwilderung in den Vergnügungen hauptſächlich davon kommt, weil die älteren und geſetzten Leute keinen Theil mehr daran nehmen. Darum hat er es auch durch ſein Beiſpiel dahin gebracht, daß die Eltern und Dienſtherren mit zum Tanz gehen, wo ihre Kinder und Dienſtboten ſich vergnügen. Nicht nur lernt man die Menſchen am beſten kennen, wenn man zuſieht, wie ſie ſich beim Vergnügen verhalten; es wird auch viel Ungehöriges dadurch vermieden. Wie gar viele Eltern vergeſſen aber, daß ſie auch einmal jung waren, und wenn ein Kind zu einer Luſtbarkeit will, verſalzen ſie ihm vorher die Freude, indem ſie ihm die Thränen aus den Augen treiben und dann laſſen ſie es hingehen und oft in ſein Unglück rennen.

Der Bürgermeiſter und ſeine Frau ſammt dem Hagenmaier ſetzen ſich nun an einen Tiſch zu den jungen Burſchen; der Gſcheitle rückt auch herzu, denn er will, daß das der vornehme Tiſch ſei.

Die Frau Bürgermeiſterin zankte mit einigen jungen

Ehemännern, die ſich ſchon für zu alt hielten, um noch luſtig tanzen zu mögen; der Hagenmaier ſagte: „Das kommt davon her, weil jetzt die Vergnügungen alle zu toll ſind; da raſen ſie ſich aus und dann hat man's genug. Hört nur, was das für eine Muſik iſt, man meint, das wilde Heer kommt; faſt nichts als Lärmtrompeten. Der Galopptanz, den hat der Teufel und ſeine Großmutter aufgebracht."

„Andere Zeiten, andere Sitten," ſchaltete der Bürgermeiſter ein. „Meinetwegen," fuhr der Hagenmaier fort, „ſie können's meinetwegen auch tanzen, aber die ſanften ſtillen Tänze aus der alten Zeit, die ſollte man nicht abkommen laſſen. Ich weiß wohl, wenn man heute mit Geige und Hackbrett aufſpielte, man könnt's vor dem Getrappel gar nicht hören. Drum müſſen ſie dieſe Lärmtrompeten und Trommeln haben."

„Ihr habt Recht," ſagte die Bürgermeiſterin, „das iſt heut' ein tolles Gezappel und Getrappel und Gehops, und wie ſchön und angenehm war der alte Schleifer."

Sie ſang hierauf leiſe die Weiſung von dem „Als der Großvater die Großmutter nahm" und hob dabei ihre Arme im Tact empor, ihr Angeſicht lächelte in Freude.

Der Hagenmaier ſtand raſch auf, ſchnalzte mit den Fingern und fragte: „Wollen wir einmal, Frau Bürgermeiſterin?"

Die Frau ſah verlegen auf ihren Mann, dieſer aber ſagte: „tanz nur." Der Hagenmaier ſtieg zu den Muſikanten hinauf und ſang ihnen die alte Weiſung vor,

bis ſie ſie wieder inne hatten; dann kam er herab und jetzt ging's los. Bald geſellten ſich noch andere Paare hinzu, und es war eine Freude, den ſanften Tanz mit anzuſehen.

Seit jenem Abend iſt der alte Tanz wieder erſtanden; die jungen Leute haben ihn wieder gelernt und freuen ſich deſſen.

Alte und neue Wirthshausſchilde.

Vor Zeiten, wenn man an einem Amts- oder Markttag in die Stadt gekommen und

man in ſich gebt und denkt,
wo man einen guten trinkt;

iſt man eben gerades oder auch krummen Wegs, wie nun die Straße war, in den Bären, in's Lamm, in den Ochſen, in's weiße oder ſchwarze Roß gegangen und hat da mit Eſſen und Trinken Leib und Seele wieder zuſammen gehalten. — Warum nur die Wirthshäuſer die Thiernamen hatten? Kann ſein, weil die Menſchen ſich gar viel von den Thieren nähren, hat man ſie zu Wirthshausſchilden genommen, oder auch weil ſie Jedem dienen, der ſie an ſich bringen kann. Jetzt iſt das anders, jetzt ſind wir Alle hoffähig; wir ſpeiſen und trinken bei Hof und die ganze adlige Ahnenprobe beſteht darin, daß wir ſo und ſo viel kupferne oder ſilberne Regentenköpfe in die Taſche decken. Der

Bär heißt jetzt: ruſſiſcher Hof; der Greif: Hof von Holland oder auch engliſcher Hof und das Lamm: deutſcher Hof. Wie der goldene Ochſe heißen ſollte, läßt ſich errathen.

Vor Zeiten hat ein Wirthshausſchild ſeinen Arm weit in die Gaſſe hineingeſtreckt, als ob es zuwinken wollte: komm ein! Jetzt ſind die Tafeln an das Haus genagelt oder es iſt nur angemalt, franzöſiſch und engliſch, daß man Alles lernen kann; aus Gnade und Barmherzigkeit heißt's bisweilen auch noch Deutſch, aber ſelten. Ein Deutſcher gilt daheim nichts, dafür gilt er aber draußen noch — ein bischen weniger.

Dagegen hat's ein reiſender Engländer gut in Deutſchland, in den Gaſthöfen und an den wirklichen Höfen beeilt man ſich, ihn zu bedienen: hier wie dort freuen ſich die Lohnbedienten, zu zeigen, wie gut ſie engliſch ſprechen, und ſelbſt die Polizei iſt liebenswürdig gegen ihn.

In allen Gegenden Deutſchlands franzöſelt's und engliſirt's. Statt: bairiſcher Hof, ruſſiſcher Hof, polniſcher Hof, Brandenburger Hof, Berliner Hof, heißt es viel vornehmer: Hotel de Bawiähr, Hotel de Rüſſi, Hotel de Pollonj, Hotel de Brangdbuur, Hotel de Berläng.

Am Rhein ſind ſie Victoriatoll. Es iſt ſchade, daß die Königin von England nicht Gretel heißt, Hotel Gretel wär' doch auch ſchön und nobel. Dieweil nun die Höfe erſchöpft ſind und man ſogar einen europäiſchen Hof und einen Welthof (Hotel de lüniwehr) erfunden hat, ſo laſſen ſich's auch die Herren Wirthe — oder

wie ſie jetzt heißen, Proprietär's und Hoteljeh's — gefallen, daß ihr eigener Name mit großen goldenen Buchſtaben am Hauſe prangt. Man findet nun Hotel Caspar, Hotel Melchior, Hotel Balthes.

Es iſt eine närriſche Welt, die deutſche Welt; man muß darüber lachen, wenn man ſich nicht ärgern will.

Nachtgeſpräch zweier deutſcher Grenzpfähle.

Der Junge mit friſchen Farben: Warum ſtehſt du ſo traurig da mit deiner verſchoſſenen Livree, warum neigeſt du den Kopf, alter deutſcher Ausländer? ... Warum biſt du ſo ſtumm? ... warum ſo traurig? Antworte mir oder frage mich ... Könnte ich nur zu dir hinüber über die Grenze, ich wollte dich ſchon aufrichten. Kopf in die Höh! Aber wir dürfen nicht von der Stelle, das gäbe eine gräßliche Verwirrung.

Der Alte: Wir dürfen nicht? Junges Blut, biſt du ſchon ſo zahm, daß du ſagſt, wir dürfen nicht, wo du ſagen ſollteſt, wir können nicht? Biſt du nicht wurzellos in die Erde gerammt und kannſt nicht von der Stelle? Warum biſt du ſo luſtig?

Der Junge: Warum ſollte ich nicht? Hier ſtehe ich als Hüter des Landes. Ich bin froh, daß ſie mich nicht eingezwängt haben in einen kleinen Bau, wo ich all' den Familienjammer beſchirmen müßte und wo ſie mich gar noch verdeckt hätten, daß Niemand mich ſieht.

Nein, hier draußen ſtehe ich, ich allein bin Wächter des Landes, ich trage ſtolz ſeine Farben. Siehſt du nicht, wie hell ſie glänzen? Kein Wanderer geht vorüber, der nicht auf mich ſieht, der nicht mich fürchtet, der nicht an meinen Farben erkennt, was ich zu bedeuten habe. Was ſoll die dumme natürliche Rinde? Die Staatsfarben allein geben einen Charakter.

Der Alte: Und woher ſtammſt du?

Der Junge: Aus rauſchendem Walde,
Von ſteiler Halde,
Wo das Hüfthorn ſchallt
Und die Büchſe knallt.

Der Alte: Und deine Kameraden und Brüder wo ſind ſie?

Der Junge: Der eine, mit dem ich oft in wilden Sturmesnächten raufte, war ein übermüthiger Geſell. Er liebte eine weiße, ſchlanke Birke in unſerer Nachbarſchaft; da kam ein krankes Herrchen und ſaugte der Birke das Blut aus, daß ſie verkümmerte. Seitdem iſt mein ſtolzer Kamerad traurig geworden und hat die Nächte hindurch geächzt, und in einer ſturmbrauſenden Frühlingsnacht hat er ſich kopfüber hinabgeſtürzt in den Thalbach. Er iſt jetzt ein dürrer Lehrſtuhl geworden, drinn im dumpfen Gemach und drauf ſitzt ein Männchen und lehrt die Jugend vor der Zeit alt werden.

Der Alte: Und die Anderen?

Der Junge: Sie ſtehen noch ſtill und harren ihrer ungewiſſen Zukunft. Nun erzähle mir aber auch du von deinem Schickſal.

Der Alte: Einſt in meiner Jugend grünen Tagen träumte ich von großen Ehren, die mir zu Theil werden ſollten. Es ging damals ein Odem der Freiheit durch die Welt und ich hoffte ein Freiheitsbaum zu werden, um den das Volk ſich jubelnd ſchaart. Es iſt anders geworden. Sie ließen mich lange ſtehen und träumen. Zuerſt wurde mein jüngſter Bruder geholt und ſie ſagten, er ſolle ein Weihnachtsbaum werden, dran den Kindern Süßigkeiten und Spielzeug aller Art beſcheert wird. Sie ſagten, ſie könnten noch keinen Freiheitsbaum pflanzen, offen vor aller Welt, und ſie ſchmückten ſich einſtweilen ihr Haus mit ſtillen Freuden. Mag's ſein. Dann wurden meine anderen Brüder geholt und ſie wiegen ſich als ſtolze Maſte auf dem weiten Meer und tragen die Flaggen fremder Länder. Der Gram verzehrte mich im Innerſten und der Förſter erkannte an dem Dröhnen, daß ich herzſpältig wurde; ſie fällten mich. Sie haben mich glattgeſchunden und dann bemalt, zogen mir die Haut ab und warfen mir dieß bunte Kleid über; und da ſtehe ich nun zum Spott für mich und alle Welt. Dreimal wurde ich verſetzt, dreimal mein Stamm in neues Land gebracht und durch mich wurden die Völker zu angeſtammten; da ſtehe ich nun, ein Pfahl im Leibe des unzertrennlichen Vaterlandes ... Ich bin müde ..."

Der Alte und der Junge ſprachen noch viel, aber ihre Worte verhallten in dem Sturme, der plötzlich losbrach; Blitze durchzuckten die Luft, ein Gewitterregen praſſelte hernieder. Am Morgen hatten ſich die beiden Farben des jungen Grenzpfahls vermiſcht, er war grau.

Vor der Kirche.

Sonntag Morgens vor der Kirche ſitzt der Hagenmaier hemdermelig auf dem Bänkchen vor dem Bienenhauſe im Garten. Er darf ſich ohne Jacke ſehen laſſen, denn ſein Hemd iſt ſo weiß wie der friſch gefallene Schnee und es iſt ihm gar wohl, ſo leicht und frei da zu ſitzen in der luftigen Hülle; er läßt ſich von der Frühlingsſonne durchwärmen, er raucht ſein Pfeifchen dabei und es iſt ſo ſtill und es iſt ihm ſo wohl wie einem Baum im Erdengrund; er möchte gar nicht weg und es dünkt ihm, wie wenn er nicht ſich ſelbſt, ſondern wie wenn ihn ein Anderer daher geſetzt hätte.

Ein Vers aus dem alten Kirchenliede geht ihm durch den Sinn, ſeine Lippen bewegen ſich nach den Worten, aber er ſpricht ſie nicht laut, ſondern tief im Herzen:

> Halte nur ein wenig ſtill
> Und ſei doch in dir ſelbſt vergnügt.

Ja, wenn ſich die Menſchen nur öfters ein ſtilles Plätzchen ausſuchten, fernab vom Geräuſch und Unruhe des Alltagslebens, wo ſie ganz allein mit ſich hinhorchen auf das, was ſich in ihrem Innerſten regt; wenn Kampf und Noth beſchwichtigt, finden ſie dort einen ewigen Quell der Freude und des Glücks. Da braucht man keine großen Gaſtereien, keine koſtſpieligen Feſte, um Freude und Genuß aufzuerwecken; hier hat der ewig gute Gott das Feſt bereitet und ladet die Seele ein, ſich's wohl ſein zu laſſen. Wie viel tauſend

Menſchen jagen immer nach Genuß und Luſt draußen in der Welt und vergeſſen, was ſie bei ſich haben.

Drum halte nur ein wenig ſtill
Und ſei doch in dir ſelbſt vergnügt.

Wie ſtill und lind iſt der Morgen! Kein Lüftchen weht, das tiefblaue Himmelszelt ſteht ruhig über der Erde, nur die Lerche ſteigt ſingend frei auf und ab zwiſchen Himmel und Erde, der Erde verkündend die Schönheit des Himmels, dem Himmel preiſend die Wunder der Erde. Die Schwalben ſchwingen ſich ſtill dahin, gleich als müßten ſie ſchweigen von dem ewigen Geheimniß der Erde, deren Pracht drüben ſich aufthut, wenn ſie hüben hinabſinkt, als hätte das Leben in ewiger Schöne ſie der Sprache beraubt und ſtumm gemacht, als dürften ſie nicht mitjauchzen mit den Geſchöpfen, denen ſich die Herrlichkeit nur Einmal im Jahre ausbreitet. In jedem Grashalm ſteigt der Saft auf, und Geſchöpfe ohne Zahl tummeln ſich dort; es iſt ein Klingen und Rauſchen, wie wenn Alles lebte. In dem blühenden Apfelbaum ſummen die Bienen und jede ſteigt in den offenen Blüthenkelch. Jetzt ſagte der Hagenmaier laut vor ſich hin:

Drum halte nur ein wenig ſtill
Und ſei doch in dir ſelbſt vergnügt.

Die Pfeife war ihm ausgegangen, er ſchlug ſich aber kein Feuer mehr, er legte die Arme auf der Bruſt über einander, ſich ſelbſt haltend und das was ſich in ihm regte; er ließ die Gedanken kommen und gehen, wie die Bienen aus und wieder einzogen.

„Die Thiere, diese Bienen" — dachte er — „haben keinen Sonn- und Feiertag, sie leben und arbeiten und ihre Arbeit ist bloß zu ihrer Leibesnahrung; sie ruhen, wenn die Natur draußen ruht. Der Mensch aber arbeitet nicht bloß zu seiner Leibesnahrung und er setzte sich Einen Tag von sieben fest, daß er frei und von Arbeit ledig bei sich einkehre und mit seinen Brüdern und Schwestern vereint zu Gott sich wende, daß er dann der Freude des Daseins sich in lauterer Seligkeit hingebe ..... Wie glücklich bin ich, daß ich hier still ruhen kann! Ich trinke den reinen Athem der Luft, mein Auge sättigt sich an der überall ausgebreiteten Herrlichkeit, die liebe Sonne thut mir so wohl und mein Gott hält seine Hand über mich und läßt mich hier still froh sein. — Ich will nicht mehr verzweifelnd jammern und klagen, wenn Noth und Pein mich heimsucht — frisch auf! der alte Gott lebt noch!"

Der Hagenmaier breitete die Arme aus, als wollte er die Liebe Gottes an sich drücken, sein Mund öffnete sich und doch sprach er nicht. Ein Windhauch warf plötzlich mehrere Blüthen vom Apfelbaum auf den alten Mann und brachte ihn auf andere Gedanken. Schmerzlich lächelnd sah er drein und wieder sprach es in ihm: „Wie viel tausend Blüthen trägt der Baum und zahllose sterben ab, bevor sie zur Frucht geworden; der Baum könnte die Früchte nicht alle tragen. Blüthen müssen verwelken, sie haben ihrem Schöpfer genug gethan, daß sie aufblühten. Wie reich und übervoll ist die Welt! Die Kinder, die in ihrer Jugendzeit mir abstarben, sie waren solche Blüthen am Baum des Lebens,

ſie hatten für dieſe Erdenzeit genug gelebt; ich will arbeiten und wirken, um die mir übrig gebliebenen zu geſunden und guten Menſchen zu erziehen."

Die Lippen zuſammenpreſſend ſah jetzt der Hagenmaier tief ſchmerzlich drein, denn ſein Gedanke war: „In wie viel tauſend Herzen zittert jetzt in dieſer Minute Angſt und Qual um die Noth des Lebens; ihr Sinn iſt verdumpft, die friſche Morgenluft zehrt an ihnen, die Schönheit von Wieſe und Feld ſättigt ſie nicht, ſie ſehen nichts davon — ſie hungern. O wir Elenden! Wir können der Ruhe genießen, im Ueberfluß leben, und unſere Brüder und Schweſtern hungern und der Tiſch der Erde iſt ſo reich gedeckt, daß Keiner leer auszugehen braucht. Ich will ſorgen und trachten, der Noth abzuhelfen und Lebensfreude zu ſchaffen, wo ich kann. Gieb o Gott, daß ich feſt bleibe und erweiche die Herzen der Großen und Uebermüthigen, daß ſie nicht ruhen und nicht raſten, bis das Elend vertilgt iſt von der Erde, bevor der Tag des Gerichts kommt."

Plötzlich weckte ungewöhnliches Summen in einem der Bienenkörbe den Hagenmaier aus ſeinen Gedanken für die Zukunft; das war ein Weiſel, der ſich hören ließ und bald auszuziehen trachtet. Hagenmaier ſtand auf und ſtellte einen leeren Bienenkorb auf einem weißen Tuche zurecht, dann wartete er ſtill auf den Auszug und dachte dabei: „Staatsmänner, Lehrer und Eltern und Alle, die auf Andere zu ſehen und für ſie zu ſorgen haben, können ein Beiſpiel an den Bienen nehmen. Wer möchte was dagegen thun, wenn ſo ein Stock ſchwärmen will? Das iſt nöthig und gut, man muß

ihm ein neues Haus herrichten, ihn gutwillig da hinein bringen und das neue Geschlecht in seiner eigenen Haushaltung wirthschaften lassen; wenn dann die alten Stöcke absterben, so sind schon neue dafür da."

Er rief seinen Sohn und seine Schwiegermutter herbei, um mit ihnen auf den neuen Auszug zu lauern. Sie mußten Alle still sein.

Jetzt läutete es zum Erstenmal zur Kirche. Die Glocke übertönte all' das Summen und Klingen in der Luft. Als wäre er von diesem Ton gelockt, zog jetzt der Bienenschwarm aus und wurde richtig in dem neuen Hause untergebracht.

Der Hagenmaier kam etwas spät in die Kirche und er schüttelte oft mit dem Kopf, als er eine Strafpredigt gegen das neu erwachte Leben in der Religion hören mußte. Er dachte an den jungen Bienenstock.

Der Herr Lotterer.

Es war einmal ein großer mächtiger Graf und der regierte über ein kleines schwaches Land, und der Graf brauchte sehr viel Geld und das Land hatte sehr wenig mehr.

In dem Lande lebte ein Mann, von dem man nicht sagen konnte, was er für ein Geschäft habe, und er hatte auch keins. Wäre er ein Baron gewesen, dann brauchte er nichts zu sein, er hieße dann Herr Baron; er war aber kein Baron, also war er nicht bloß nichts,

ſondern gar nichts. Er lotterte in den Straßen und den Wirthshäuſern umher, und daher hieß er der Herr Lotterer. Auch in den Werkſtätten der verſchiedenen Handwerker war er oft zu finden, aber nicht um mit thätig zu ſein, ſondern nur um ſich mit den Leuten zu unterhalten. Die Arbeiter verachteten zwar den Tagdieb, deß kümmerte er ſich aber nicht und er fragte ſie aus über all ihr Dichten und Trachten; oft kam er bis auf den Grund und da hörte er, daß faſt Jeder von der Zukunft noch ein beſonderes Glück erhoffte, plötzlichen Reichthum und dergleichen. Wenn er das hörte, ſchmunzelte er vor ſich hin und redete gar viel davon, daß man ſolche Hoffnung nie aufgeben dürfe, man habe Beiſpiele von Exempeln u. ſ. w. Dann ſaß der Herr Lotterer oft bis tief in die Nacht hinein in ſeiner einſamen Stube und ſchrieb große Zahlen auf ein Papier und rechnete und rechnete, daß man meinte, er habe über Millionen zu verfügen; dabei hungerte er aber, daß ihm die Schwarten krachten.

Eines Morgens bürſtete der Herr Lotterer ſorgfältig ſeinen fadenſcheinigen Frack und pfiff luſtige Weiſen; dann band er eine ſteife weiße Halsbinde um, ging auf das Schloß und ließ ſich bei dem Grafen melden. Als er vorgelaſſen war, verbeugte er ſich tief, lächelte und ſprach:

„Gnädiger Herr! werden verzeihen, es iſt allbekannt, wie die Quelle in Ihrem Staatsſchatze vertrocknet iſt. Daran iſt nicht Ihre allerhöchſte Weisheit ſchuld, die ſtets nur das Beſte des Landes will. Ihre Diener, ich will ſie nicht anklagen, haben in unbegreiflicher

Verblendung das Ergiebigste übersehen. Erlauben Eure Hoheit, daß ich Hochdenselben unterthänigst mittheile, was ich durch langes Nachtwachen ersonnen habe. Man kann keine neue Steuer mehr ausschreiben, wenn man sich auch um die daraus entstehende Erbitterung nicht kümmerte. Bereits wird Alles versteuert: was man ißt und trinkt, Tanzen und Spielen, Sterben und Geborenwerden, Heirathen und Scheiden, Alles, Alles. Ich aber will bewirken, daß noch eine freiwillige Steuer gegeben werde, die alle bisherigen gezwungenen übertrifft. Ich hole die Steuer aus den geflickten Taschen der Armen, zwischen Brosamen und ausgerissenen Knöpfen, ich beiße sie aus den verknüpften Sacktuch-Enden hervor! Ja, was die Menschen am meisten nährt, ist noch nicht versteuert; ich meine: die Hoffnung und der Traum."

Der Herr Lotterer überreichte nun einen Plan, der alsbald ausgeführt wurde. Er errichtete eine wohlthätige Anstalt, darin der Aermste gespeist wird mit — leeren Hoffnungen und eiteln Träumen. Die Anstalt trägt noch heute den Namen ihres Urhebers: Lotterie. In Unschuld gekleidete Waisenknaben mußten die Loose ziehen, um der Sache ein recht sanftes Ansehen zu geben. Ein Theil des Gewinnstes wurde mildthätigen Armenanstalten zugewiesen und Alles hatte einen gar frommen Schein.

Der Herr Lotterer schrieb ein Büchlein, daraus zu lernen ist, wie man unfehlbar gewinne: welche Nummer es zu bedeuten habe, wenn man von einer Katze, einem Habicht und dergleichen träumt, und wenn man von

einem Menſchen träumt, da ſetze man die Nummer der Jahre, die er zählt und vom Tage ſeiner Geburt u. ſ. w. Das „Traumbüchlein, wonach man ſicher das große Loos gewinnt," wurde in einem Nachbarlande gedruckt und darauf durch öffentliche Bekanntmachung ſtreng verboten, damit man auch wiſſe, daß es erſchienen ſei und es um ſo gewiſſer kaufe. Von allen Kanzeln wurden die armen Leute verwarnt, nicht in die Lotterie zu ſetzen, damit ſie ja nicht vergäßen, daß ſie da ſei.

Der Herr Lotterer erlebte es, daß Viele ihm nacheiferten und nichtsthueriſch herumlotterten. Viele arbeitſame Handwerker, die er früher in ihren Werkſtätten beſucht hatte, wo ſie ſich emſig rührten und ihr eigentliches Vertrauen auf die Thätigkeit ihrer Hände ſetzten, ſchlenderten nun nichtsthueriſch umher, entzogen ihren Kindern das wenige Brod und ſetzten in die Lotterie; ſie liefen in beſtändigem Tuſel umher und hingen den Träumen nach, was ſie beginnen ſollten, wenn ſie das große Loos gewännen. Sie bezahlten nun mit ihrem letzten Heller die leeren Träume und Wünſche, die ſie ehedem umſonſt gehabt und ſie träumten und hofften, bis ſie als Nieten in's Grab verſcharrt wurden.

Der Herr Lotterer iſt hochgeehrt in einem mit vier Rappen beſpannten Wagen in ein anderes Land gereist, um auch dort die Traum- und Hoffnungsſteuer einzuführen. Hier brachte er noch eine Verbeſſerung an, indem er in verſchiedenen Städten verſchiedene Lotterien errichtete; erſtlich, damit die Leute die Sache näher bei der Hand haben, und dann auch um den Glauben an das Glücksſpiel zu erhalten; denn dadurch fügte es ſich,

daß eine Nummer, die ein armer Menſch hier geſetzt hatte, gerade in einer andern Stadt herauskam, und nun ward der Spieler um ſo eifriger, glaubte um ſo ſicherer an ſeine Träume und verwünſchte nur ſein Schickſal, das ihn an dem unrechten Orte ſetzen ließ. Vielleicht ſind mit der Zeit hiebei noch mehr Verbeſſerungen anzubringen, wenn ſich nur recht durchtriebene Köpfe daran machen.

Viele meinen zwar, der Herr Lotterer ſei der leibhaftige Teufel geweſen, der ſich nur als armer Schelm verkleidet habe; das iſt aber nicht wahr; er war nicht mehr und nicht weniger als ein pfiffiger Menſch. Der Teufel braucht ſich die Mühe nicht mehr zu geben, ſelbſt zu kommen; es giebt Leute genug, mit und ohne Uniform, die ſich eine Ehre daraus machen, dem Teufel gern und pünktlich ſeine Geſchäfte zu verſehen.

Der getreue Adjutant.

Ein Fürſt, der ſehr undeutlich ſprach, es aber allerhöchſt übel nahm, wenn man nicht recht verſtand, was er ſagte, hielt einmal eine große Heerſchau, oder wie es vornehmer heißt, eine Revue. Er will nun eine Schwenkung machen laſſen und ſagt dem Adjutanten in ſchnarrendem Ton: „Heradetant General von der vierten Schwadron vom dritten Reiterrejiment combiren radarada hidarada, derembem!“ Der Adjutant legt die Hand an den Tſchako und ſagt in fragendem Ton:

„Majeſtät befehlen?“ Dieſer wiederholt: „Jeneral comdirn — radarada hidarada deramdam.“ „Sehr wohl!“ erwidert der Adjutant und hup hup reitet er im geſtreckten Galopp davon bis zu dem General und ſagt: „Majeſtät comdiren radarada — hidarada deramdam.“ Und wie der Wind jagt er wieder zurück. Der General ſchreit ihm nach: „Mordelement, was denn? was denn?“ Der Adjutant kehrt ſich aber nichts daran und iſt bald wieder auf ſeinem Poſten.

Was nun daraus geſchehen ſei? fragſt du?

Ja, proſt Mahlzeit, nicht alle Geſchichten haben ein End', und das hat auch ſein Gutes; wir können bei manchen noch ſelber das End' machen.

Nochmals von Kleidern.

Wenn du einen Flecken an deinem Kleid oder irgendwo einen Riß haſt, denkſt du oft: „Pah, das ſieht man nicht und die Leute haben Anderes zu thun, als immer Alles an mir auszumuſtern,“ — Du gehſt dann frank und frei herum und es kann oft ſein, du haſt Recht, es ſieht Niemand den Flecken und den Riß.

Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe haſt, ſei es nur ein ſchön Halstuch, oder ein friſch Hemd mit weißer Bruſt, oder gar eine goldene Nadel u. dergl., da gehſt du oft mit herausforderndem Blick hinaus und ſchlägſt die Augen dann nieder, um nicht zu bemerken, wie alle Leute, was ſie in Händen haben, ſtehen und

liegen lassen und gar nichts weiter thun, als deine Herrlichkeit betrachten. — So meinst du, aber das ist auch gefehlt, kein Blick wendet sich nach dir und deiner Pracht.

Das Einemal meinst du, man sieht dich gar nicht, und das Anderemal, die ganze Welt hat auf dich gewartet, um dich zu beschauen; aber Beides ist gefehlt.

Gerade so ist's auch mit deinen Tugenden und Lastern.

Wenn du einen bösen Weg gehst, meinst du, es kennt dich kein Mensch und Keiner sieht nach dir um, und es ist stockdunkel; wenn du aber dem Rechtschaffenen nachgehst, redest du dir oft ein, jeder Pflasterstein hat Augen, jedes Kind kennt dich und deine Gedanken, und tausend Sonnen scheinen. Aber das Gute wie das Schlimme wird oft von der Welt übersehen. Ein Auge sieht Alles, das ist Gottes.

Drum halte dich selber, vor deinem Gott über dir und vor deinem Gewissen in dir in Ehren; dann brauchst du nicht das Einemal zu fürchten, daß dich Alles sieht und dir dabei etwas vorlügen, und das Anderemal zu zürnen, daß dich Niemand sieht.

Selbstregieren und Selbstrafiren.

Der Doktor Gscheitle thut auch manchmal, als ob er zu den Freisinnigen gehöre; besonders gern bringt er dann die Redensarten an, die er hier und da

aufgeſchnappt hat. So ſagte er einmal im Wirthshauſe: „Die Bürger müſſen immer mehr ſelbſtändig und unabhängig werden. Es muß dahin kommen, daß jede Bürgerſchaft, jede Gemeinde, ſo viel als möglich ſich ſelbſt regiert, ſelbſt ihr Weſen verwaltet und Recht ſpricht. Selbſtregieren, das iſt die Hauptſache. Es iſt ja keine ſo große Kunſt.“ Der Hagenmaier, der zugegen war, erwiderte: „Das ſag' ich auch. Ich bin ganz einverſtanden. Aber es muß ſich auch Jeder unabhängig machen und ſich ſelbſt raſiren oder ſich den Bart ſtehen laſſen, wenn's ihm gefällt.“

Das will aber der Gſcheitle nicht, denn das legt ihm ſein Handwerk, und ſo geht's noch manchem Andern, der auch davon lebt, daß er die Menſchen einſeift und wenn's geſchehen kann über den Löffel barbirt.

Wo ſteckt der Teufel?

In einem Märchen, es iſt noch gar nicht alt, wird erzählt, daß der Teufel einmal auf Arbeit ausging und brav zu ſein verſprach, wenn man ihm vollauf zu thun gebe. Die Menſchen ließen ſich darauf ein und gaben ihm nun die mühſeligſten Sachen zu verrichten; aber kaum hatte man ihm geſagt, was er zu thun habe, war er wie der Wind wieder da und ſagte: „Ich bin fertig, gebt mir Arbeit oder ich werde wild.“ Die Menſchen wiſſen nun gar nicht, was ſie anfangen ſollen, bis Einer dem Teufel den Auftrag

gibt, die Straße nach der nächsten Stadt so schnell zu pflästern, daß er sie sofort, beim Abfahren mit einer zweispännigen Kutsche, immer vor sich gepflästert fände. Der Teufel brachte auch das zu Wege.

Das Märchen endet nun damit, aber die Geschichte ist darum noch nicht aus.

Das Pflaster war fertig und der Teufel kam wieder und sprach: „Gebt mir zu arbeiten oder ich werde wild.“ Jetzt wurde er in den Polizeistaat aufgenommen und ein Schreiberbeamter nahm ihn zu sich und da hat er in den Akten zu thun, daß er nicht fertig wird bis an den jüngsten Tag. Wo ein Strahl des Lichts oder eine freie frische Bewegung in die Welt dringen will, da wird der Teufel hingeschickt, um das Loch zuzustopfen, durch welches das Licht eindringt, und die freie Bewegung einzuklemmen und zu knebeln. Hat er da ein Loch zugestopft und einen Strick fester angezogen, bricht's an der andern Seite wieder los und er keucht und rennt hin und her und protokollirt und inquirirt und registrirt und referirt, nimmt eine Supplik und eine Duplik auf und schreibt und sandelt und siegelt, daß gar kein Ende zu finden ist.

Freilich ist dieses ganze Geschäft unnöthig und wenn man die Menschen mehr gewähren ließe, könnte man die Hälfte des Amtirens ersparen; aber das ist es ja eben, die unnöthigen Geschäfte sind immer die größten.

Da steckt der Teufel.

Gebt mir meinen Mann.

Bekannt iſt die Geſchichte von jenem ſchwäbiſchen Soldaten, der vor der Schlacht ſagte: „Wozu führen wir Krieg? Gebt mir meinen Mann von den Franzoſen heraus, ich will mich ſchon mit ihm vertragen.“

Aehnlich ließ ſich neuerdings ein Communiſt vernehmen, d. i. Einer, der da will, daß die Menſchen Alles, was ſie beſitzen, unter einander theilen ſollen. Er ſagte auch: „Gebt mir meinen Mann von den Reichen heraus, ich will ſchon mit ihm theilen.“

Das Märchen vom goldgelben Apfel.

Hoch oben in der Krone des alten Baumes hing ein goldgelber Apfel, der war ſo ſtolz und ſein Putzen dünkte ihn eine Krone. Wenn der Wind wehte und ihn ſchüttelte, rief er ſchnell: „Wind wiege mich!“ Er wollte vor ſich ſelbſt und vor den Aepfeln unter ihm ſich den Anſchein geben, als habe er über den Wind zu befehlen. Troff ein Regen herab und glitt durch Blatt und Zweig, ſchnell rief der goldgelbe Apfel: „Waſſer waſch' mich!“ Denn er wollte ſich und Die unter ihm wieder glauben machen, er habe den Regen ſo beſtellt und der müſſe ihm gehorchen.

Wenn man ſo etwas oft vorbringt, glauben's am Ende nicht nur die Andern, ſondern man glaubt's auch ſelber.

Der goldgelbe Apfel hatte ſich nämlich auch eingeredet und es auch wieder den Anderen vorgeſagt, er allein ſei der wirkliche und wahrhafte Nachkomme von dem uralten Apfelkern, den man vor vielen, vielen Jahren in den Boden gepflanzt und aus dem dieſer Baum erwachſen war. Jener uralte Apfelkern ſtammte nach einer Familienſage in gerader Linie von dem Apfel ab, den Vater Adam mit ſeiner Frau Liebſten im Paradieſe verzehrt hatte.

In dieſem Gedanken beſtärkte den goldgelben Apfel auch ſeine Leibgarde, die Hummeln. Dieſe waren prächtig uniformirt, in feinen Pelzen wie die ruſſiſchen Koſaken. Mittags um zwölfe, im ſchönen Sonnenſchein, hielten ſie regelmäßig Parade auf den Baumblättern in der Nähe; ſie muſizirten gar ſchön und die Raupen ſtreckten in aller Ruhe die Köpfe empor und verdauten gut dabei. Mitunter kam auch ein Commando von den Lanzenträgern, den Horniſſen; ſie blieben ſtill und hielten ſich nie lange auf; ſie waren friedlich gegen Jedermann, der ihnen ehrerbietig und raſch aus dem Wege ging; ſie trugen ihr Schwert ſtets in der Scheide, bis ſie es zu einer Ehrenſache brauchten.

Keiner aber, weder eine Hummel noch eine Horniſſe beurlaubte ſich, ohne vorher den goldgelben Apfel lange und innig geküßt zu haben; und jedesmal, wenn ſie fortgingen, meinte der goldgelbe Apfel, daß er ganz ſchwach ſei. Das klagte er einer alten vornehmen Vertrauten, der ſtattlichen Schmeißfliege, die in Schwarz gekleidet war und den goldgelben Apfel in der Dämmerung beſuchte und in Schlaf ſang; ſie ſummte:

„Gruß und Kuß von dem Fräulein Kloſterbirne drüben in Nachbar Zuchtenheims Garten; ach! ſie ſtirbt faſt vor Sehnſucht nach dir. Ein zudringlicher Lederapfel, der in der Nähe wohnt, will ihr den Hof machen, ſie bleibt dir aber treu, ſie iſt auch ſo edel goldgelb wie du, da haſt du den Kuß von ihr.“ „Au, au, du thuſt mir weh, du biſt gerade an meine wunde Stelle gekommen,“ ſchrie der goldgelbe Apfel; die Schmeißfliege hörte aber nicht auf zu küſſen und ſich voll zu ſaugen; und als ſie endlich ſatt war, ſagte ſie: „Du biſt liebeskrank.“ „Nein,“ antwortete der goldgelbe Apfel, „ich fühle, wie mir etwas mein Eingeweide verzehrt, au! wie das ſchneidet! Wenn das ſo fortdauert, ſterbe ich bald, und mich ärgern noch dazu die Aepfel unter mir mit ihren dummen rothen Backen, ſie haben die Frechheit zu ſagen, ſie ſeien gerade ſo fein und ſo reif wie ich, ſie ſeien aus demſelben Stamm und hätten Luft und Sonne und Regen gehabt wie ich.“ „Laß dir nur vor den Frechen Nichts von deiner Krankheit merken,“ ſummte die Schmeißfliege, „dir ſoll geholfen werden. Ich habe einen alten Bekannten, den Doktor Raupe, er iſt ein großer Gelehrter, er ging von keinem Blatt weg, bis er es ganz in ſich aufgenommen hatte; jetzt hat er ſich in ſeine Studirſtube eingeſponnen, ich weiß nicht, was er vor hat, wenn er aber herauskommt, der kann dir gewiß helfen.“

In der Nacht ſpürte der goldgelbe Apfel grimmige Schmerzen im Leib, aber je kranker er war, deſto ſtolzer that er und er rief zu den Aepfeln hinab, die heimlich mit den Blättern flüſterten: „Seid ſtill, Ihr

unzeitigen grünen und rothen Unterthanen, ihr unreifen Geschöpfe! Ich allein bin reif und habe euch zu befehlen.“ Die Aepfel aber kehrten sich nicht daran und der Goldgelbe schrie zornig: „Wartet nur, wenn ich hinab komme, ich schlage euch Alle zu Boden.“

Am Morgen, als Alles im Thau glitzerte, kam die Schmeißfliege und summte fast athemlos: „Der Doktor kommt sogleich! Ach! wie hat sich der verwandelt, man kennt ihn gar nicht mehr; das ist nicht mehr der Alte von früher, wo er so viel Sitzfleisch hatte, nicht vom Fleck konnte und jedes Blatt bis auf die Fasern studirte, er ist jetzt ein luftiger Kiekindiewelt geworden. Unterwegs hatte er sich bei einer dummen Rose aufgehalten, die doch nichts kann als blühen und duften, und ihr schönen guten Morgen gesagt; er ist ganz verändert, er giebt sich jetzt mit den kleinsten Blumen ab und denkt gar nicht mehr an die großen Bäume. Endlich, da ist er.“

Ein Schmetterling kam geflogen und als er den goldgelben Apfel sah, setzte er sich auf ein Blatt daneben, schlug die Flügel zusammen, schüttelte mit dem Kopf und schwieg. Als er fort flog, begleitete ihn die Schmeißfliege noch eine Strecke und fragte, wie es mit dem Kranken stehe. Der Schmetterling sagte: „Der ist wurmstichig, der stirbt, bevor die Sonne untergeht.“ Als die Schmeißfliege das hörte, flog sie zurück und dachte: „So? Steht's so? Nun so will ich noch genießen, was zu bekommen ist.“ Sie heuchelte keine Küsse mehr, sondern sog sich voll bis oben auf, so sehr auch der Apfel ächzte und krächzte; sie wischte sich endlich das Maul und flog auch davon.

Am Mittag, als die Sonne hoch am Himmel ſtand, von Wolken verdeckt, kamen die Hummeln; ſie fanden den Apfel ſehr leidend, und noch bevor ſie muſizirt hatten, hingen ſie ſich an ihn, wie ſie ſagten, aus Liebe, in der That aber bedeckten ſie ihn ganz, um ihn auszuſaugen.

Da trat die Sonne aus den Wolken, ein heißer Sonnenſtrahl fiel ſchneidend auf den goldgelben Apfel, der Stiel löste ſich vom Zweige, die Hummeln retteten ſich noch im Fluge, der Apfel fiel durch das Gezweige raſchelnd nieder in das Gras. Dort verzehrten ihn die Hummeln und die Horniſſen noch vollauf und der Wurm fraß von innen, bis Nichts mehr da war. Die Schmeißfliege ſaß daneben auf einem Grashalm und wiſchte ſich die Augen aus, ſie weinte, wie ſie laut verkündete, aus Trauer über den hochedeln Verſtorbenen; in der That aber quollen ihr die Augen vor Aerger, weil ſie neben den ſcharf Bewaffneten nicht beikommen konnte.

So erging's dem goldgelben Apfel. Die geſunden Aepfel hängen noch an den Bäumen, ſie ſind jetzt auch reif, hoffentlich brechen oder ſchütteln wir ſie bald.

Der unbequeme Weg.

Auf einem Rathhauſe, in dem es vormals viel Mäuſe gegeben haben ſoll, bis man in neuerer Zeit die Mauslöcher zuſtopfte und Oeffentlichkeit und helles Licht

einführte, was den Mäuſen gar nicht paßt — auf dieſem Rathhauſe ließ ſich ein Dieb freiwillig einſperren, heißt das, er war bisher kein Dieb, ſondern machte ſich jetzt erſt dazu.

Als Abends alle Thüren geſchloſſen wurden, duckte ſich der Diebskandidat in eine Ecke und ſpät in der Nacht, da Alles ſtill geworden, wollte er auch keinen Lärm machen, öffnete ganz leiſe die Thüre und darauf die Kaſſe, drin die Gemeindegelder waren. Um ja die Menſchen nicht aus ihrer Ruhe aufzuſtören, hat er ſich die Stiefel ausgezogen und nachdem er ſich alle Taſchen gefüllt hatte, belegte er ſich noch die Sohlen inwendig mit doppelten Thalern und er ward auch ganz ſtolz, da er auf Thalern ging und ſtand. Nun ward er aber herablaſſend, indem er ein Seil an das Fenſterkreuz gebunden hatte, ſich hinausſchwang und hinab zu rutſchen ſuchte. Aber das Seil ſchnitt ihm tiefe Schrunden in die Hände, faſt bis auf die Knochen und noch ein Stockwerk hoch vom Boden entfernt, ließ er vor Schmerzen los und ſtürzte herab. Wie weh that das jetzt, als das Thalerpflaſter und das Steinpflaſter auf einander ſtießen. Der arme Reiche knackte zuſammen, wie wenn er nie auf zwei Beinen geſtanden hätte. Nun da er zu Falle gekommen war, ſprang das Geld aus den Taſchen, wie treuloſe Freunde. Da lag er jetzt, und konnte kein Glied rühren, und als es Tag wurde, verſammelte ſich eine große Menge Menſchen um ihn; es war leicht zu ſehen, was da vorgefallen oder eigentlich herabgefallen war. Der Doktor Gſcheitle war auch mit unter den Verſammelten und er ſagte zu

dem vormaligen Candidaten, der jetzt sich zum Dieb examinirt hatte:

„Aber guter Mann, warum habt ihr den sonderbaren Weg genommen, warum seid ihr nicht auch die Treppe herunter gegangen wie die anderen Herren auch?“

Er ist ein Pfiffikus der Gscheitle, er weiß seine Bosheit anzubringen, daß man ihm nicht beikommen kann.

Herr und Meister.

Wir haben noch ein gutes altes Wort, mit dem wir einem Jeden den Herrn austreiben könnten — wenn wir nämlich Meister würden. Vor Zeiten hieß jeder selbständige Bürger: Meister, und die Engländer, die großentheils von den alten Deutschen abstammen und viel von deren alten Bräuchen und Rechten erhalten haben, nennen noch jetzt jeden Mann: Meister und jede Frau: Meisterin. In Oberdeutschland, wozu auch die deutsche Schweiz gerechnet werden muß, sagen noch heutigen Tages die Dienstboten nicht Herr und Frau, sondern Meister und Meisterin.

Die Franzosen haben einmal zur Revolutionszeit das Wort: Herr abgeschafft; es durfte Niemand mehr mit Herr angeredet werden, sondern nur mit: Bürger. Das ist allerdings der höchste und schönste Titel. So etwas schafft sich aber nicht durch ein Gesetz ab, das muß die Sitte, die Gewohnheit thun.

Bei uns Deutschen kommt das Wort Meister nach und nach fast ganz in Abgang, seitdem die Handwerksleute fast alle Fabrikanten heißen wollen. Bei Ritt-, Stall- und Wachtmeister hat das Wort noch seine volle Bedeutung. Bei anderen Worten klingt es aber in unseren Tagen fast wie Hohn und Spott. So bei Bürgermeister. Der ist oft gerade am wenigsten Meister über die Bürger, sondern ein ganz Anderer mit einem andern Titel. Der Hofmeister, wie man die Erzieher nennt, hat bei Hof am wenigsten zu sagen. In Wien nennt man die Thürwächter Hausmeister, vielleicht gerade, weil sie die Untergebenen des Hauses sind. Und nun gar die Schulmeister, die könnte man in unseren Tagen leider oft Schulsklaven nennen.

Will's Gott, werden wir künftig einmal Meister statt Herren.

Eine Wetterregel.

Wenn die Stricke und Riemen kürzer werden, giebt's bald Regen, vielleicht auch ein Ungewitter. An vielen Orten werden jetzt die Regierungszügel kürzer eingezogen, die Stricke und Riemen spannen; es giebt wohl bald einen Regen, dann werden die Stricke von selber luck, und die wo faul sind, brechen gar entzwei.

Neuer deutſcher Briefſteller.

Da iſt alſo der gewünſchte Brief von einem Schulmeiſter. Der Kopf von der Einleitung kann wegbleiben, dann aber heißt's wörtlich:

M . . . . dorf, den 1. Juli 1846.

. . . . die Zuſtände und Nöthen des Volks-Schullehrers kann dir Niemand in einem Briefe ſo ſchildern, wie du gewünſcht haſt. Seiner Zeit werde ich einmal verſuchen, meine ganze Lebens- und Leidensgeſchichte einfach in einem kleinen Büchlein aufzuſchreiben. Was der Eine erlebt und erlitten hat, das paßt mit wenigen Aenderungen auch auf den Andern. Leider darf ich nicht hoffen, daß dadurch in der That etwas gebeſſert werde. Das macht die Finger zittern beim Schreiben, das ſchnürt die Kehle zu beim Sprechen, wenn eine geheime Stimme uns zuruft: es wird doch wieder Alles beim Alten bleiben. Verzweifeln möchte man dann. Wie tapfer haben die freiſinnigen Abgeordneten in der bayriſchen, würtembergiſchen, badiſchen und ſächſiſchen Volkskammer für uns geſtritten und gerungen; und was iſt unſer Loos? Immer noch das alte Elend. Wie alle Erlöſung und Verbeſſerung ſollen wir auch die unſere erſt von der Zukunft erwarten. Iſt aber nicht morgen auch eine Zukunft? Iſt nicht jeder Tag, den man in Schmach und Noth verlebt, ein verlorenes Stück Leben? Wenn es einmal ein wahrhaftes und wehrhaftes Deutſchland geben wird, voll Kraft und ſelbſtändig nach innen und geehrt nach außen, da wird

man's nicht begreifen, wie wir so lang in unseren jetzigen Verhältnissen leben, wie wir nur eine Stunde glücklich und heiter sein konnten. Freilich, die Bedientenseelen, die im Wohlleben stecken, lächeln gar vornehm über das, was ein armer Dorfschulmeister zu sagen und zu klagen hat. Es muß aber anders kommen, es muß, wenn eine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden ist. Wir Schulmeister sollen die Seelen der Jugend bilden, uns ist das Edelste anvertraut, die ganze Hoffnung und Zukunft eines Volkes. Wir sollen und müssen uns jugendlich erhalten, frisch und kräftig; wie ist das aber möglich, wenn uns Kummer und Sorge um das Allernothwendigste im Leben die Seele zusammenpreßt und jeden Morgen umdunkelt? Hundertmal habe ich mir schon gewünscht, wenn ich nur ein Stallknecht im Hofmarstall oder, Gott verzeih' mir's, ein Pferd dort wäre.

Doch, du hast im vorigen Jahrgang geklagt, daß man dir solche Allgemeinheiten schreibe; ich breche ab. Obiges kannst du abdrucken lassen oder nicht, wie es dir tauglich scheint.

Erfreulicheres drängt mich, dir zu schreiben.

Wie thut es doch dem Menschen so wohl, wenn er sich auf die Zehen stellt und über sein eigenes Elend hinaussehen kann, zumal wo etwas Gutes seinen Blick fesselt.

Ich hege zwar auch durchaus die Meinung, daß das Große und Gute nicht mehr von einzelnen hervorragenden Menschen ausgeht. Eine Gemeinschaft selbstbewußter Menschen ist größer als ein noch so hoch begabter

Einzelner. Je mehr ſich Erkenntniß und Bildung verbreitet, um ſo weniger wird es einem großen Manne möglich ſein, ein Land, ein Volk, eine Zeit, allein zu beſtimmen. Der Meiſter und Herrſcher unſerer Gegenwart und Zukunft iſt der Held: Verein! Dennoch aber muß es Menſchen geben, die die Anderen zur Vereinigung anregen und führen und Anfangs die Leitung in die Hand nehmen. Unſer ganzes Dorf geht jetzt beſſeren Verhältniſſen entgegen, hauptſächlich durch zwei Menſchen: nämlich durch unſern Pfarrer und unſern Bürgermeiſter.

Du biſt Keiner von denen, die in geſchminkter Faulheit und Fäulniß wollen, daß man einſtweilen gar Nichts thue, Alles ſo recht grundmäßig zerfallen und verderben laſſe, weil ſo viel Schmach und Noth auf dem Vaterlande laſtet. Wenn ja einſt das deutſche Vaterland in ſich geeinigt, in Ehre vor ſich und vor der Welt daſteht; dann iſt noch keineswegs damit erreicht, daß jeder Menſch in ſeiner Seele und in ſeinem Hausweſen gut wirthſchaften kann. Der Zweck aller Freiheit iſt doch nur, daß Jeder ohne Hinderniß ein echter Menſch werde. Nun darf man aber einſtweilen nicht müſſig ſein; das Feld der Seele wie der vor uns ausgebreitete Boden muß einſtweilen angebaut und fruchtreich gemacht werden, ſo gut als möglich. Jetzt müßig zu ſein in Vervollkommnung ſeiner Seele, das wäre gerade, wie wenn ein Bauer ſeinen Acker ſchlecht beſtellt, weil er noch Zehnten geben muß, weil er noch nicht den vollen Ertrag hat, wie's ihm gebührt. Man muß es daher Jedem Dank wiſſen, der einſtweilen auch

nur die kleinste Verbesserung in's Werk setzt; sie wird Stand halten, wenn einst die große, das ganze Volk erquickende kommt.

Meine Uhr hat ein doppeltes Gehäuse und mein Brief eine doppelte Einleitung; jetzt aber schauen wir in's Werk, die Unruhe geht auf einem geschliffenen Edelstein.

Unser Pfarrer hat für seine guten Bestrebungen vor Allem dadurch einen sichern Stützpunkt gewonnen, daß er das gemeinnützige Trachten und den Edelsinn in seinen eigenen Angelegenheiten bewährte.

Er ist ein Mann, wie man sagt, in den besten Jahren. Nicht lange nachdem er hieher versetzt war, kam er mit einem seltsamen Vorschlag in den Gemeinderath; er verlangte, daß man ihm die sogenannten Stol- und Casualgebühren als feste Besoldung aus Gemeindemitteln bezahle. Anfangs war Alles stutzig, der Pfarrer aber nahm die Kirchenbücher und zeigte: so und so viel Taufen, Hochzeiten und Leichenbegängnisse kommen durchschnittlich im Jahr vor; das Minimum (der geringste Betrag), was dafür erstattet werden muß, ist von der obern Kirchenbehörde festgesetzt, hienach also möge der Gesammtbetrag bestimmt werden. Der Gemeinderath wollte darauf natürlich nicht ohne Gemeindeversammlung eingehen; in dieser, die demzufolge anberaumt wurde, hielt der Pfarrer eine Rede, ich wollte ich könnte sie dir ganz aufschreiben; der wesentlichste Grundgedanke aber war: Ich bin euer Geistlicher, für alle eure religiösen Angelegenheiten angestellt; so wenig mir nun der Gottesdienst und die Predigt an Sonn-

und Feiertagen besonders bezahlt werden, so wenig sollten die heiligen Handlungen, deren Vollziehung Dieser oder Jener von mir bedarf, besonders vergütet werden. Diese Gebühren sind jedoch ein Theil meiner Besoldung, ich kann euch nichts schenken, will aber von euch auch nichts geschenkt haben. Die alte Ansicht, daß man dem Pfarrer Geschenke machen müsse und daß er sie annehme, stammt noch aus der Zeit der Bettelmönche: ich bin kein Bettelmönch. Es ist ein schrecklicher Gedanke, wenn der Arme mit Recht oder Unrecht glaubt, der Pfarrer sei für ihn bei einer Taufe, einem Leichenbegängnisse lässiger, weil er keine großen Geschenke machen könne. Ihr seid Alle gleich vor Gott und vor Dem, der der wahre Mensch ist. Die heiligen Handlungen, deren ihr bedürft, verrichte ich euch ohne Unterschied; darum wünsche ich, daß ich dafür von der Gemeinde insgesammt und nicht von den Einzelnen bezahlt werde. Besser wär's, ich bedürfte gar keines Lohnes; aber ich verwende nun einmal meine Zeit und all mein Denken für euch, und ihr müßt mich dafür ernähren. — Nun wiederholte der Pfarrer seinen frühern Vorschlag, belegte ihn mit Zahlen und verlangte nur zwei Drittheile des durchschnittlichen Gesammtbetrages. Dies wurde mit Freuden bewilligt. Zuletzt verkündete er noch ein- für allemal, daß ihm bei den Anmeldungen zur Communion nicht, wie bisher gebräuchlich, irgend ein Geschenk in's Haus gebracht werden dürfe, indem er Nichts annehme.

Du kannst mir's glauben, daß der Pfarrer sich hiedurch die Herzen Aller gewonnen hat. Einige Reiche,

die ihre alte Zuthunlichkeit beim Pfarrer nicht aufgeben wollten, und denen es gar nicht gefiel, daß sie nicht größere Geltung haben sollten als der ärmste Häusler, waren ihm eine Zeit lang gram, sie hielten seine Uneigennützigkeit für Stolz — und sahen doch ihren eigenen Stolz nicht. Nach und nach hat er aber auch diese gewonnen, indem er ihnen Gelegenheit genug gab, ihre besseren Verhältnisse für die Gemeinde geltend zu machen; denn die Eitelkeit ist einmal nicht auszurotten, und das hat wohl auch sein Gutes; nicht Jeder ist erhaben genug, um das Gute so zu thun, daß davon keinerlei Glorienschein auf sein Haupt fällt. Das Streben nach Auszeichnung, wie ich die noch reine Quelle der später daraus entspringenden Eitelkeit nennen möchte, erweckt die Menschen zu manchem Bessern. Die Leidenschaften, recht benutzt und geleitet, können zu kräftigen Anlagen werden.

Bei seinen Amtsbrüdern in der Gegend hat sich der Pfarrer viel Gespött und Uebelwollen zugezogen, aber die Gemeinde verehrt ihn; er ist in allen Häusern heimisch. Ich möchte sagen: wie die Kirchuhr der äußere, so ist er der innere Zeitmesser, das große Herz der Gemeinde.

Ich schwärme nicht, denn ich sehe den Pfarrer seit den anderthalb Jahren seines Hierseins fast täglich, und wen man täglich sieht, für den kann man nicht schwärmen. Einen wahrhaft guten Menschen lernt man nur immer fester lieben, immer höher verehren, je vertrauter man mit seinem Wesen wird. Der Pfarrer behandelt mich brüderlich, ohne den leisesten Hochmuth;

ſcherzend ſagt er oft: „Wir Beiden ſind die Wachmannſchaft, die vom großen Gott hier in dies einſame Thal ausgeſtellt iſt.“ Wenn ich zu ihm komme, fragt er bisweilen: „Iſt nichts vorgefallen auf dem Poſten?“

Meine Noth geht meinem Kameraden auf der Wache tief zu Herzen, er ſagt: es werde und müſſe geholfen werden, nur ſolle vorher Manches in der Gemeinde beſſer im Stande ſein. Ich harre in Geduld und viel leichter als je zuvor; ſo viel thut die Nähe eines Menſchen, der uns die Zuverſicht giebt, daß das Echte noch nicht erſtorben iſt in der Menſchheit.

Du kannſt dir kaum vorſtellen, welch eine Rührigkeit, welch ein Leben der Pfarrer in die ganze Gemeinde gebracht hat. Es ergiebt ſich, daß weit mehr tüchtige Männer hier ſind, als man je geahnt oder geglaubt hätte. Verarge oder mißdeute mir es nicht, wenn ich mir auch etwas davon zuſchreibe, denn ich bin bereits zwanzig Jahr hier im Orte Lehrer. Was habe ich denn auf dieſer Welt, wenn ich mir nicht bekennen darf, daß ich wenigſtens nicht umſonſt gelitten und doch auch manches Gute gepflanzt habe?

Eine eigenthümliche Bewegung entſtand dadurch, daß ſie bei der letzten Bürgermeiſterwahl durchaus den Pfarrer wählen wollten, was doch der Gemeindeordnung zufolge nicht ſtatthaft iſt. Hierdurch bewirkte aber der Pfarrer, daß ein äußerſt verſtändiger junger Bauer (er war früher einer meiner beſten Schüler, ſollte Schulmeiſter werden, ich hielt ihn aber davon ab) zum Bürgermeiſter gewählt wurde, obgleich er keineswegs zu den

Reicheren gehört. Das ganze Dorf hat nun gewiſſermaßen Methode erhalten, es iſt weit mehr Planmäßigkeit in Allem, was geſchieht und vorbereitet wird. Alles entfaltet ſich zum Beſſern, aber naturgemäß nur allmälig. Es kann Nichts ſchnell geben auf dem Lande. Ein Pferd, das, vor den Pflug geſpannt, Furchen in die Erde zieht zur Empfängniß neuer Saat, das kann nicht ſo ſchnell rennen wie ein leichter Springer vor der Kaleſche auf gebahnter Straße. Hat das Ackerpferd dann auch einmal Leichteres zu ziehen, es iſt an den alten Gang gewöhnt.

Die große Maſſe des Volkes gelangt erſt jetzt wieder zu friſchem Leben, und wie lange waren die Lebensadern mit Actenſchnüren unterbunden!

Bereits hat die äußere Geſtalt des Dorfes ein verändertes Anſehen gewonnen. Während man früher nur mühſam durch den Koth waten konnte, iſt es jetzt in allen Gaſſen wie auf einer Kegelbahn. Gemauerte Rinnen ſind an den Seiten der Straße und dieſe wird wöchentlich zweimal gekehrt. Die Leute haben hiedurch auch an Dünger gewonnen. Der Pfarrer war nicht zu ſtolz, dieſe geringfügig ſcheinende Sache ſelbſt anzuordnen und zu leiten. — Wir haben jetzt auch viel mehr Blumen im Dorfe als je zuvor. Der Pfarrer ſelbſt iſt ein geſchickter Gärtner; er gehört auch zu den berühmten Botanikern (Pflanzenkundigen). Vor vielen Häuſern hat man neue Plätzchen gewonnen, um dort Blumen zu hegen und ſelten wird ein ſolches Gärtchen beſchädigt; das will viel bedeuten, das zeugt von einem guten Geiſte.

Nicht bloß Verschönerndes, sondern auch viel unmittelbar Gemeinnütziges ist gestiftet worden und in der Vorbereitung begriffen.

Die Ablösung der Zehnten und Frohnen, die jetzt bei uns stattfindet, ist nicht so durchweg ein Glück, wie man dem ersten Anschein nach glaubt. Allerdings wird hiedurch der Bauer erst wahrhaft freier Eigenthümer, aber er ladet sich oft eine Kapitallast auf, die drückender ist als die vormalige Naturalabgabe, weil der Zins von der Kapitalschuld gleichmäßig bezahlt werden muß, gleichviel ob die Aehre völlig geladen habe oder ausgebeutelt sei.

Nun hat aber unsere Gemeinde die Zehnten und Frohnen gemeinsam abgelöst und zu dem Behuf eine Gemeindeschuld aufgenommen. Damit diese aber nach und nach amortisirt (getilgt) werde, bezieht die Gemeinde noch fort und fort den Zehnten u. s. w., verkauft das Erträgniß, und nach Verlauf von etwa 25 Jahren ist die Gemeinde von selbst frei.

Auch ist die ganze Gemeinde der Hagelversicherungsgesellschaft beigetreten; sie kommt dadurch viel billiger weg, als wenn bloß Einzelne versichern. Freilich ist das eine neue und keineswegs unbedeutende Last, zumal da die gewöhnlichen Steuern schon fast unerschwinglich sind; will man aber nicht in Angst und Bangen vor jeder Wolke leben, so giebt es kein besseres Sicherungsmittel. Nur die krasse Betbrüderei, die aber die echte Gottlosigkeit ist, kann diese Vereine verdammen, als ob sie das echte Gottvertrauen schmälerten, wie man aus gleichem blinden Eifer die Blitzableiter verketzern

wollte. Gott ändert den geheimnißvollen Lauf und die Geſetze der Natur nicht, darum hat er uns als Menſchen Vernunft und Mittel an die Hand gegeben, uns gegen Unfälle möglichſt zu ſichern; dieſe Mittel zu gebrauchen, das iſt Gott gefällig, und läſterlich iſt's, müßig die Hände zu ringen, wo man hätte werkthätig zugreifen können.

Der Pfarrer hat mir von der Oberſchulbehörde die Erlaubniß zur Uebernahme einer Agentur (Annahmeſtelle) von der Vieh- und von der Möbel- (Hausrath)-Verſicherungsgeſellſchaft ausgewirkt. Schon treten Einzelne bei. Ich habe dadurch nicht nur einen kleinen Nebenverdienſt, ſondern werde zugleich auch noch meinen Mitbürgern nützlich. Ich lege das, was ich dadurch erwerbe, zurück und will mich in die Lebensverſicherung einkaufen, damit meine Frau und Kinder nach meinem Tode doch auch etwas haben. Unſere Schullehrerwittwenkaſſe kann kaum ſo viel geben, daß man nothdürftig vier Wochen Krankheit davon beſtreiten kann. Es werden ſo viele milde Stiftungen gemacht, ja man errichtet ſogar wiederum reiche Klöſter, warum denkt Niemand an die Schullehrerwittwenkaſſe? Warum?

Wir haben hier nun auch einen Gemeindebackofen, der ſich ſehr nützlich erweist, nicht blos in der Holzerſparniß. Anfangs waren die Frauen grimmige Gegnerinnen, weil die heimlichen Schmalzkuchen vor der Sonne der Oeffentlichkeit etwas abmagerten und ſich verminderten. Jetzt geht's aber ſchon beſſer.

Ein wichtiges Werk wird jetzt vorbereitet, nämlich ein Gemeindevorrathshaus, beſonders für die Saatfrucht.

Ein anderes ist bereits in schönstem Gedeihen, es ist auch ein Gemeindevorrathshaus und ebenfalls für die junge Saat: ich meine den Kindergarten. Wir haben die Spiele und den Namen, die der wackere Fröbel in Keilhau dafür gegeben, in unserer Kleinkinderbewahranstalt angenommen. Ich habe meine älteste Tochter Josephe, die wie meine beiden anderen Töchter in der Stadt diente, zu diesem Behuf nach Hause genommen und sie ist ganz voll Seligkeit, die Kinder hüten, warten und erheitern zu können. Meine Josephe ist ein starkmuthiges, gesundes Mädchen, das ist vor Allem nöthig, denn es ist keine Kleinigkeit, 70—80 kleine Kinder zu hüten. Manche alte, zur Ruhe gesetzte Männer und Frauen kommen oft und helfen. — Fürchte nicht, daß das harmlose, freie Kinderleben jetzt auch eingepferchet wird; es herrscht die größte Ungezwungenheit. Nur Eines bringt die Kinder zur Gemeinsamkeit und Botmäßigkeit, das ist der Gesang; die Kinder lernen fast nichts als Singen. Eine eigenthümliche Bedeutung liegt auch darin, daß die Spielzeuge keinem Kind angehören, sondern Eigenthum der Anstalt sind, mit dem aber Jedes frei schalten kann. Ich könnte dir über die unsägliche Wohlthätigkeit dieser Anstalt noch viele Blätter voll schreiben, ich will aber nur noch darauf hindeuten, wie nothwendig sie ist, wenn man weiß und bedenkt, wie viele Leute, wenn sie auf's Feld gehen, die Kinder einsperren oder wild rennen lassen und oft allem Unglück preisgeben. Anfangs wollte es den Anschein gewinnen, als ob nur die Taglöhnernden, die Aermsten, die Anstalt benutzen

wollten; Jeder gab ſich ſonach Mühe, nicht zu ſolchen gerechnet zu werden. Seitdem aber der Bürgermeiſter und einige Gemeinderäthe die eigenen Kinder ſchicken, iſt Alles im beſten Gang.

Im verfloſſenen Frühling hat die ganze Gemeinde, Groß und Klein, zum Erſtenmal wieder das alte Maifeſt im Freien gefeiert. Auf dem nahen Reitersberge, wo man eine herrliche Ausſicht genießt, hielt der Pfarrer auf einer mit Blumen geſchmückten, aus Raſen erbauten Kanzel eine Rede voll heiliger Naturandacht. Beſonders ſchön war dann noch, als außer den Schulkindern auch die ganz Kleinen mit Fahnen und ſingend einherzogen. Jeder blickte mit doppelter Freude auf ſein Kind, wie es in der Reihe ging. Als hierauf die Eltern ihre Kinder zu ſich nahmen, war's, als ob ſie dieſelben von Neuem geſchenkt bekommen hätten. — Die Muſik, die den Geſang zum Gottesdienſt begleitet hatte, ſpielte gegen Abend zum Tanz auf, Alles war voll ſchöner ſittlich gehobener Heiterkeit. Es fiel hierbei zum Erſtenmal auf, daß man den Gallopptanz nicht gut auf der Wieſe ausführen kann.

Man geht auch damit um, ein freies Arbeitshaus für unbeſchäftigte Arme zu errichten; dazu bedarf es aber einer nicht unbedeutenden Summe, die Sache ſteht daher noch in weitem Feld, iſt aber keineswegs aufgegeben.

Du mußt dir aber nicht vorſtellen, daß unſer Dorf ein blank geputztes Seligenthal oder Engelheim ſei, wo Alles in Honigfarben glänzt; es geht noch Manches

drunter und drüber, aber das Gute dringt allmälig durch und wird mächtig durch Vereinigung der Kräfte.

Ich habe meinem Pfarrer mitgetheilt, daß ich dir ſchreiben wolle und ihn gebeten, den Brief durchzuſehen; er hat es aber abgelehnt, indem er bemerkte: „Sie ſind ein ſelbſtändiger, freier Mann; ſchreiben Sie nach Gutdünken. Wenn Sie mich loben, machen Sie es nicht gar zu bunt, ein Wenig laſſe ich mir ſchon gefallen.“

Ich will dir auch von ihm ſagen, daß er im letzten Jahrgang nicht ſo zufrieden mit dir war, wie früher, namentlich ſei die Geſchichte von dem Kindsmord zu ſcharf geſpitzt. Du ſolleſt an das Sprüchwort denken. Das Mädchen ſei auch ſchuldvoll, beſonders dadurch, daß es das Kind ſo ſträflich vergißt; er läßt dich aber ermahnen nur fortzufahren und es beſſer zu machen, wenn du kannſt. Mein Pfarrer iſt auch ein Feind der Vereine gegen Thierquälerei wie du, beſonders auch, weil der Verein die Polizei zu Hülfe ruft. Der freie Trieb und der eigentliche Charakter des Sittlichen fehlt, wenn das Gute durch polizeiliche Strafgewalt in's Werk geſetzt wird; die ganze Wirkung, die auf die Seele des Menſchen erzielt werden ſoll, geht dadurch verloren. Auch iſt jetzt, wo allenthalben ſo viel Schmach und Noth herrſcht, noch nicht Zeit, Vereine gegen die Thierquälerei zu ſtiften. Da machen ſich aber die alten Weiber in langen Kleidern oder in Steghoſen etwas vor, bereden ſich in ihren feinen Theegeſellſchaften, gar Schönes gethan zu haben, wenn ſie einmal einen hartherzigen, armen Fuhrmann einſperren laſſen, während rings um ſie her Knechtſchaft und Noth die Menſchen

nieder drückt. Wir haben hier auf dem Gemeindehaus einen Vorrath von getheilten Jochen für die Ochsen, die zu billigen Preisen abgegeben werden; dadurch werden nach und nach die zusammenhängenden qualvollen ganz verdrängt. Das ist ein Anfang zur Sorgfalt für die Thiere, an den die Butterbemmenseelen der Thierquälereivereine in ihrer Polizeiseligkeit noch nicht gedacht haben.

Mein Brief ist etwas lang geworden, ich weiß kaum mehr, was ich dir zu Anfang geschrieben habe. Ich erlaube dir, daraus zu machen, was du willst. Verzeihe, daß ich dir auf so grobem schlechtem Papier schreibe, ich habe kein besseres. Dein u. s. w.

Hermann D . . . . . .

Frag- und Antworttafel.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn gescheite Leute antworten können — das ist wahr; aber erstens ist der Frager kein Narr, zweitens wird dieses hier von mehr als zehn gescheiten Leuten gelesen und drittens hat der Frager auf Manches auch schon eine Antwort in der Tasche, er will nur sehen, was Andere vorerst vorbringen, und viertens — ja das sagt sich nicht so schnell. Es ist nämlich aus alten Zeiten der Brauch, daß der Kalender auch seine Räthsel hat; das waren oft harte Nüsse zum Aufknacken und man hat ein ganz Jahr lang daran beißen können. Manchmal hat's der Kalendermann auch bequemer gemacht, und damit der Leser

sich nicht auf den Kopf zu stellen braucht, hat er die Auflösung des Räthsels so gestellt; das war dann leicht, man durfte nur das Buch umdrehen, da war das Wild gefangen. — Der Gevattersmann ist aber kein Freund von Räthseln, nicht nur, weil er keine gereimten machen kann, das käme doch noch auf die Probe an, sondern weil nach seiner Ansicht nicht viel dabei herauskommt; wenn auch Mancher seinen Witz daran üben und zeigen kann.

Darum stellt der Gevattersmann hier eine Frag- und Antworttafel auf. Jeder, der will und kann, soll hier seine Sache vorbringen; weil aber dieß das Erstemal ist, muß der Gevattersmann sich schon selber vor's Brett stellen.

Hier also einige Fragen. Der Gevattersmann hat noch manche auf dem Herzen, er darf sie aber nicht heraus lassen, denn darüber hat noch ein Anderer zu befehlen; der Gevattersmann will froh sein, wenn er einstweilen diese anschlagen darf. Diese Fragen also soll Jeder selber beantworten, oder wenigstens darüber nachdenken. Schön aber wär's, wenn Derjenige, der etwas Gutes gefunden hat, es kurz und bündig mittheilte, oder auch neue Fragen, wenn er solche hat.

Diese Fragen sollten aber nicht auf Einmal genossen werden, sondern in guten Absätzen.

Also:

Woher kommt es, daß die verschiedenen deutschen Stämme oft so feindselig und schadenfroh, oder wenigstens neckisch und eingebildet gegen einander sind, und wie wäre diesem abzuhelfen?

* *
*

Welche Vortheile und welche Nachtheile bringt das frühe Heirathen mit sich und was ist überwiegend?

* * *

Sollen militärische, richterliche und geistliche Beamten außerhalb ihrer Amtsthätigkeit eine besondere Tracht oder Uniform haben?

* * *

Ist es zu beklagen, daß die schönen, ehrenfesten Bauerntrachten nach und nach verschwinden und ließe sich etwas zu ihrer Erhaltung thun?

* * *

Wer ist daran schuld, daß die Beamten außerhalb ihrer Amtsthätigkeit bei ihren Titeln genannt werden? Sind es die Betitelten oder Titellosen?

* * *

Warum sind so viele Regierungen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens feind? Und warum fast Alle gegen die Schwurgerichte?

* * *

Welche Vortheile und welche Nachtheile hat es, wenn das Gemeindegut Eigenthum der Gesammtheit bleibt und welche, wenn es zerstückelt und an Einzelne vertheilt wird?

* * *

Warum sind in Deutschland so viele blutige Zerwürfnisse zwischen Soldaten und Bürgern, wie in keinem andern gebildeten Lande? Wie wäre Dem zu steuern?

* * *

Wie muß es im Vaterlande aussehen, wenn jeder Bürger mit gerechtem Hochgefühl soll sagen können: Ich bin ein Deutscher?

Jahrgang 1848.

Der Gevattersmann

ſtellt ſich wiederum auf den Poſten und wünſcht ein glückſelig Neujahr!

Wenn man nur etwas mehr thun könnte!

Der Gevattersmann möchte gern in dieſe Blätter nicht nur Wünſche, Hoffnungen und Ermahnungen einwickeln, ſondern, wenn's möglich wäre, auch etwas Stärkendes und Labendes. Wächst Nahrung aus den geraden Furchen der gedruckten Zeilen? Was ſind Worte, die man in die Hütten und Herzen ſchickt! Die Sklaverei will darob nicht ſchwinden und die blaſſe Noth ſich dadurch nicht verſcheuchen laſſen.

Und doch iſt das Wort das Erlöſende und das Lebenſchaffende, es erhebt den Menſchen aus ſeiner Verdumpfung und eint ihn mit ſeinen Brüdern.

Das Wort iſt das heilige Gefäß, daraus der Menſchengeiſt Labung trinkt, Einer reicht's dem Andern, nie wird es leer, und der Gedanke wandelt ſich in der empfangenden Seele zu friſchem Willen und hülfreicher That. Wohl zittert die Hand, die nur Worte hinſchreiben ſoll, da du mit aller Kraft helfen möchteſt.

Gelingt es aber, die rechten Gedanken in die Herzen der Menschen zu flößen, so ist die rechte That da.

Eine Dämmerungsstunde.

Die meisten Menschen, denen es vergönnt ist in trauter Häuslichkeit bei den Ihrigen zu verweilen, lieben es, die Abenddämmerung im Stillen zu verbringen. Die Kinder werden unruhig und erregt um diese Zeit, die Erwachsenen aber rücken gern still zusammen; man spricht ein inniges Wort, oder Jedes kehrt still bei sich ein, und da drin wird der beste Labetrunk aus hellen Krystallen geschenkt. — Man zögert, das einbrechende Dunkel alsbald durch Lichtanzünden zu verscheuchen, denn unbewußt überkommt einen Jeden etwas von dem Gedanken der heiligen Naturmacht, die, oft kaum beachtet, das größte Wunder des Lichtes und der Finsterniß vor uns ausbreitet; man wagt es nicht, so rasch mit dem menschlichen Willen drein zu fahren und das künstliche Licht zu verbreiten. Und wie wohlig spricht sich's so in der Dämmerung! Man erschaut einander noch in halb verhüllten Umrissen und das Wort, das laut wird, erhält doppelte Aufmerksamkeit; das Auge ist gleichsam beruhigt, denn der Geist wird nicht abgezogen von dem, was sich dem Blick darbietet. Da klingt ein Wort oft wie hehre Musik, die man mit geschlossenen Augen vernimmt und die noch lange in der Seele nachtönt.

So ſaß der Hagenmaier Abends mit ſeiner Frau, dem Sohne und deſſen junger Gattin in der Stube. Erſt geſtern war die Hochzeit des jungen Ehepaares geweſen und die Freudentöne hallten noch in allen Gemüthern nach. Niemand redete ein Wort und doch waren ſie Alle innerlichſt beiſammen. Der junge Hagenmaier hielt die Hand ſeiner Frau, die neben ihm ſaß. Vielleicht mochte der Alte ahnen, welche Seligkeit jetzt in dem Herzen ſeines Kindes lebte, denn als er jetzt ſprach, da war's als ob ein Geiſt ſpräche; er ſaß in der Ecke in Dunkel gehüllt, man ſah Niemand und hörte doch die Worte: „Ja, Kinder! Es iſt raſch geſagt: ich liebe dich von ganzem Herzen und will dir mein ganzes Leben weihen; aber wenn's drauf und dran kommt, wo man einander nachgeben, ſich und das Andere beſſern und veredeln ſoll, da hält's oft ſchwer und da reichen Worte nicht aus. Es giebt Stunden, wo man, um dem Andern ſeine Liebe an den Tag zu legen, ſo zu ſagen Bäume ausreißen könnte; aber ohne Murren und Vorhalten eine Taſſe Kaffee zu trinken, die durch die Schuld des Andern kalt geworden, das will ſich nicht thun laſſen. Tief bedeutſam heißt es in der Schrift: „denn wie viele auch den Bräutigam erwarten, die meiſten Lampen ſind verlöſcht wenn er endlich kommt.“ Denn Vielen hat ſich das Herz verhärtet im Eigenwillen, und jeder Menſch ſollte ſich immer bereit halten, das höchſte Glück zu genießen. Ihr ſeht wie innig wir zuſammen leben; glaubt aber nicht, daß es ohne Kampf abging; beſonders Ich war etwas ſtarr, da ich ſchon früh ein unabhängiges ſelb-

ständiges Leben führte. Ich will euch zwei Geschichten aus der Zeit unsrer jungen Ehe erzählen, und ihr könnt daraus lernen und sollt es. —

„Wie freute ich mich auf den ersten Sonntag, da ich mit meiner Frau zur Kirche gehen sollte. Wir verplauderten uns am Morgen etwas zu lange, und nun hieß es: rasch gemacht, damit man zur Zeit kommt. Meine Frau verschloß sich in der Kammer, um sich anzukleiden, und ich war längst fertig und harrte ihrer; sie hatte aber immer noch etwas zu bosseln. Zuerst mit freundlichen Worten und mit Scherzen bat ich sie, sich zu sputen; dann kam immer heftigeres Bitten und Betteln, Ermahnen und Drängen. Ich schlug mir gewiß noch dreimal Feuer und zündete meine Pfeife an, ließ sie aber im Aufhorchen immer wieder ausgehen und hielt eine Vorpredigt vor der verschlossenen Kammerthür. In solchen Minuten des Wartens steht man wie auf Kohlen, man verscheucht einander und bringt sich in Unruhe, so daß Nichts aus der Hand geht. Mir war schon das Blut zu Kopf gestiegen als meine Frau endlich und endlich kam. Ich konnte schon kein gutes Wort mehr reden und stumm verließen wir das Haus. Kaum waren wir aber einige Schritte gegangen, als ihr einfiel, daß sie noch etwas vergessen hatte. Nun mußten wieder alle Schlüssel hervorgesucht und alle Schränke aufgeschlossen werden; ich blieb draußen und es dauerte mir eine Ewigkeit bis sie wiederkam. Ich wollte schon allein zur Kirche gehen, aber ich schämte mich; und als sie nun wieder erschien mit heiter lächelndem Antlitz, und mir den Hemdkragen

noch zurechtzupfen wollte, da wendete ich mich voll Zorn und Unmuth ab und ſagte: „Putz du dich nur ſelber ſieben Stunden lang.“ Und ſo gingen wir miteinander zur Kirche und redeten kein Wort. — Mit zornglühenden Wangen und doch wieder voll Aerger über mich ſelbſt trat ich in die Kirche. Meine Frau ging nach ihrem Stuhl, ich wußte nicht, hatte ſie noch einmal nach mir umgeſehen oder nicht; ich lehnte mich an eine Säule und war ſo ſtarr wie der Stein neben mir. Ich hörte manchmal dem Pfarrer zu, dann vergaß ich ihn wieder und betrachtete mir die Bauart der Kirche und was das für ein hohes kühles Haus ſei. Daran hatte ich noch nie gedacht, und ich ärgerte mich, daß ich ſo zerſtreut war und der Predigt keine Aufmerkſamkeit widmete. Jetzt fiel mir ein, daß das von dem Zank mit meiner Frau herkäme; wie konnte ich da die gehörten Worte in mich aufnehmen? Ich hätte mich gern mit meiner Frau verſöhnt und blickte nach ihr um, ſie aber ſchaute nicht auf, und das ärgerte mich wieder. Hatte ſie denn nicht Unrecht? mußte ſie mich denn nicht um Verzeihung bitten? war das nicht ein Zögern und Zaudern zum Verzweifeln geweſen? Seht, ihr Kinder, ſo wird man, wenn man im Zorn ſteckt und ſich über die eigene Hartherzigkeit was vorlügen will. Ich zürnte ihr, daß ſie ſo ruhig beten könne, da ſie mich doch beleidigt hatte, und ſo war ich ein Nichtsnutz vor und in der Kirche und vergällte mir die Stunde meines Lebens, die mir eine der ſchönſten hätte werden können. Vielleicht wäre das Mißverſtändniß bald gelöſ't geweſen, wenn ich meine Frau hätte bei der Hand faſſen und

ein liebreiches Wort mit ihr ſprechen können, aber wir waren in der Kirche getrennt und mir war's, als ob wir einen Streit gehabt, der unſere Herzen auf ewig ſcheidet."

Die Frau wollte hier ihren Mann unterbrechen, er aber ſagte: „Laß mich nur ausreden, ich habe nachher noch eine Geſchichte zu erzählen, dann kannſt du das Nachſpiel halten. Alſo, ihr könnt Euch denken, Kinder, daß wir uns bald wieder verſöhnten; denn die Mutter war in ihren jungen Tagen ein luſtiger Burſch, und wenn ich griesgrämlich ſein wollte, da lachte ſie mich aus, und ich mußte auch lachen. Da konnte ich nun nicht mehr begreifen, wie ich ſo zornig geweſen war. Es kam mir jetzt wie eine Kleinigkeit vor, kaum der Rede werth; aber wenn das Blut in den Adern ſiedet, dann verſteht man das nicht.

Nun noch die andere Geſchichte: ſie handelt von einer ähnlichen Viertelſtunde der Verſuchung. Es war die Hochzeit unſerer Baſe zu Lichtenau; wir waren dazu geladen und wollten zur beſtimmten Stunde dort ſein. Es war die höchſte Zeit, daß man ſich auf den Weg machte, keine Minute mehr zu verlieren. Ich hatte den Apfelſchimmel, den ich noch vom Vater bekommen, eingeſpannt und knallte und knallte vor der Thür, aber die Mutter wollte noch immer nicht kommen. Ich ſchickte ihr alle vorübergehenden Weiber in's Haus, um ihr zu helfen; ich wußte, daß ihr das unlieb war, und that es eben deßwegen: warum ließ ſie mich warten! Und als ſie endlich kam, da begann ich zu fluchen, daß es, wie man ſagt, ein Loch in den Himmel giebt. Mit

zuſammengepreßten Lippen ſtieg die Mutter auf und hielt ſich durch das ganze Dorf das Tuch vor die Augen, und ich peitſchte den Apfelſchimmel, daß er hinten und vorn ausſchlug. Draußen vor dem Dorf aber begann die Mutter laut zu weinen und ſagte: „Um Gotteswillen, wie kannſt du nur ſo ſein, und dich und mich vor dir ſelbſt und vor der Welt zu Schanden machen und verderben?“ Das ſchnitt mir wie ein Meſſer durch die Seele, ich dachte an den Kirchgang; jetzt hatte ich mein Weib neben mir. Ich ließ dem Apfelſchimmel die Zügel nach und ſteckte die Peitſche neben mir in Ruhe, ich mußte mich ſelber in Zügel nehmen. Ich darf ſagen, ich hab' meinen Jähzorn ehrlich bereut. Ihr könnt aber erkennen, wie man aus ſolchen Kleinigkeiten erſieht, ob das wahre Licht im Herzen noch brennt. Dieſe Wartezeiten waren mir Stunden der Verſuchung geweſen, und ich darf ſagen, ich habe von da an gelernt, mich gefüge in das Weſen eines Andern zu finden. Denkt daran, wenn die Verſuchung einmal über Euch kommt.“ — „Jetzt kommt das Nachſpiel,“ ſagte die Mutter. „Du haſt vergeſſen zu ſagen, daß ich von da an dich nie mehr warten ließ und immer vor dir fix und fertig war. Nun aber wollen wir Licht anzünden; es iſt genug gedämmert.“

Und ſo geſchah es; heitere Geſichter, von den beſten Vorſätzen verklärt, ſchauten einander an.

Die Schloßuhr zu Kleinreſidenzlingen.

Von einem wilden Mohrenvolke wird berichtet, daß der Häuptling jeden Morgen, noch bevor es tagt, ſeine Lanze ergreift und der Sonne die Bahn vorzeichnet, die ſie durchlaufen ſolle; er wendet ſich nach dem Aufgang und ſagt: Sonne, dort ſteigſt du herauf — und dann nach dem Untergang und ſagt: Sonne, dort ſteigſt du hinab.

Das iſt ſehr klug von dem Häuptling der Wilden, denn er hat ſeinen Untergebenen eingeredet, daß er, als Gottes Stellvertreter auf Erden von ihm eingeſetzt, ein höheres Weſen ſei und die ganze Welt regiere. Darum giebt er ſich das Anſehen, als ob die Sonne auf ſeinen Befehl warte, um ihren Lauf zu durchmeſſen.

Das iſt nun ſo ein Stückchen von der geheimen Staatskunſt, oder wie man's nennt von der Diplomatie der Wilden.

In gebildeten Ländern, wo man goldgeſtickte Kragen und weiße Handſchuhe hat, da geht Alles viel feiner her.

In Kleinreſidenzlingen iſt wie natürlich auch eine fürſtliche Familie, man nennt ſie hier nur die „Herrſchaften.“ Die Herrſchaften ſpeiſen Jahr aus Jahr ein um drei Uhr zu Mittag. In alten Zeiten hielten die Fürſten öffentliche Tafel, d. h. es konnten die Unterthanen dazu kommen, nicht um mit zu eſſen, ſondern nur um mit eigenen Augen zu ſehen, daß die Fürſten gerade ſo eſſen wie andere Menſchen auch und

daß ſie überhaupt ſind, wie andere Menſchen. Das iſt aber längſt bekannt, darum weiß man nichts mehr von öffentlicher Tafel. Nun iſt aber zwiſchen Michaeli und Lichtmeß drei Uhr eine ſpäte Mittagszeit, und die Herrſchaften wollen doch bei Tag zu Mittag ſpeiſen. Darob hält nun das Hofgeſinde großen Rath. Ein junges Blut, das noch nicht in die Hofkünſte eingeweiht war, macht den Vorſchlag: man ſolle den „Herrſchaften“ ſagen, ſie möchten um zwei oder halb drei Uhr zu Mittag ſpeiſen; der junge Fürſt, deſſen Spielkamerad er geweſen ſei, werde gewiß das Rechte thun, wenn man ihm das Rechte berichte. Dagegen erhebt ſich aber großes Zetergeſchrei, Alles ruft durcheinander: wohin das führen ſolle, wenn man die alte Ordnung der Dinge aufhebe? Das ſei eine ſtaatsgefährliche, aufrühreriſche Zumuthung.

Ein alter Oberhof- oder wie ſein Titel iſt, der jedesmal eine Priſe nahm, wenn er etwas Geſcheites ſagte — und das that er Beides mindeſtens alle fünf Minuten — nahm jetzt eine doppelte Priſe, ſchwenkte ſein ſeidenes Sacktuch wie eine Fahne und ſprach: „Es iſt mir ſchon längſt als eine Anmaßung der Gelehrten aufgefallen, daß ſie nach dem Lauf der Sonne die Zeit beſtimmen. Wer regiert denn die Zeit? Sind es die Gelehrten, iſt es die Sonne, oder ſind es wir? Faſſen wir darum wieder die Zügel — er faßte dabei ſein Sacktuch an zwei Enden — beherrſchen wir die Zeit, meine Herren! Nehmen wir unſere nie verjährten Rechte in Anſpruch. Wir, wir allein haben zu beſtimmen, was es an der Zeit iſt.“

Nach dieser Rede ließ er seine Zuhörer nach der Reihe Jeden eine Prise nehmen; sie schnupften und nickten.

Nun wurden die Thurmwächter herbeschieden und erhielten den Befehl, in stiller Nacht — um kein Aufsehen zu erregen, weil man das in gebildeten Ländern nicht liebt — wenn Alles schliefe, sämmtliche Uhren der Stadt um eine Stunde vorzurücken.

Niemand merkte etwas von dem großen Fortschritte, den man über Nacht und im Schlafe gemacht hatte; nur die Wachtposten konnten sich's nicht erklären, daß sie so schnell abgelöst wurden, sie ließen sich's aber gern gefallen.

Am andern Morgen war große Verwirrung in Kleinresidenzlingen. Die Dienstleute waren zu spät aufgestanden, die Kinder kamen zur Unzeit in die Schule, die Kanzleien waren noch nicht geheizt als Der und Jener ankam u. s. w., u. s. w.

In allen Häusern mußten nun die Wand-, Stand- und Taschenuhren anders gestellt werden. —

Das ist aber schon lange her und man hat es in Kleinresidenzlingen fast vergessen.

Der Oberhof- oder wie sein Titel ist, hat es in den kommenden Wintern viel gescheiter veranstaltet. Es wird nicht mehr plötzlich eine Stunde übersprungen; die Thürmer haben Befehl, sobald der Winter eintritt, allmälig die Zeiger an der Uhr vorzurücken, so daß man die Stunde gewinnt und es kaum merkt. Kommt nun ein Fremder nach Kleinresidenzlingen und hat eine pünktliche Uhr in der Tasche, wird er von den Klein-

reſidenzlingern ausgelacht, weil er noch ſo ſehr in der Zeit zurück ſey; iſt er ein nachgiebiger Menſch, ſo ſtellt er wohl ſeine Taſchenuhr nach der Schloßuhr, vielleicht ändert er auch ſein richtig gehendes Gewiſſen nach der allgemeinen Anſicht und läßt, wie man ſagt: um elf Uhr Mittag ſein. Es kann's aber nicht Jeder.

Nun aber iſt die größte Noth in Kleinreſidenzlingen. Binnen Kurzem wird die Eiſenbahn eröffnet, die auch dort vorbeiführt; da wird's offenbar werden, wie man ſeit vielen Jahren die Uhren falſch geſtellt hat. Der Oberhof- oder wie ſein Titel iſt, hat Unterhandlungen mit allen Städten angeknüpft, daß ſie auch ihre Uhren ändern, findet aber keinen Anklang; er hat eine Verſchwörung unter allen Thürmern anzetteln wollen, drang aber auch da nicht durch; denn Viele wollen eben nicht davon abgehen, die Uhr ſchlagen zu laſſen, wie es Geſetz iſt.

Nun iſt der Oberhof-, oder wie ſein Titel iſt, ein Betbruder geworden und ſein Kammerdiener muß alle Tage mit ihm zur Sonne beten, daß ſie doch ein Einſehen haben und zwiſchen Michaeli und Lichtmeß eine Stunde überſpringen möge. Findet er kein Gehör, will er ſeinen Abſchied nehmen; denn was ſoll daraus werden, wenn die „gnädigen Herrſchaften" erfahren, wie viel es an der Zeit iſt und daß ſie bis jetzt betrogen wurden?

Aus dem Kindergarten.

Zerſtören

iſt oft die liebſte Thätigkeit eines Kindes. Du kommſt vom Markt nach Haus, haſt gut verkauft oder auch nichts gelöſ't; du willſt doch daheim eine Freude bereiten und bringſt deinem Kind ein buntes Spielzeug mit. Kaum aber iſt die erſte Freude der Ueberraſchung und des Staunens vorüber, ſo beginnt das Kind an dem Mitgebrachten und Geſchenkten zu ändern, zu boſſeln, und wenn's hoch kommt, nach wenigen Tagen iſt das Spielzeug in Stücken und zerſtört. Du biſt Sommers auf einem Spazirgange mit deinem Knaben und brichſt ihm auf ſein Bitten und Verlangen eine ſchlanke Gerte ab; gieb Acht, er duldet kein Blatt daran, ſondern ſtreift eines nach dem andern herunter, bis er nach Wohlgefallen mit der biegſamen Staude hantieren kann; über eine Weile hat er begonnen die Rinde zu löſen und ſchält ſie nach und nach ganz los; vom heftigen Fuchteln bricht bald oben bald unten ein Stück ab, ein anderes wird gefliſſentlich abgebrochen und von der ſchönen Gerte kommt ſelten etwas nach Haus, um im vergeſſenen Winkel zu dorren.

Leicht möglich, daß dieſer Zerſtörungstrieb des Kindes dich ärgerlich macht und du willſt ihm nichts mehr ſchenken, oder nimmſt ihm das Gegebene wieder weg und ſchließeſt es in den Schrank. Beſprichſt du dich mit einem Schriftgelehrten über dieſes Verhältniß, ſo giebt es Viele unter ihnen, die dir ſagen werden:

„Da haben wir's: des Menſchen Seele iſt von Geburt an des Teufels, das zeigt ſich ſchon in dieſer Zerſtörungsluſt des Kindes.“ — So ſprechen gar Viele von denjenigen, die Jahr aus Jahr ein von Liebe predigen und die Allweisheit Gottes in den Einrichtungen ſeiner Schöpfung ſtets in hohen Worten preiſen; kommt ihnen aber etwas in die Quere, ſo bitten ſie alsbald den Teufel zu Gevatter.

Läßt ſich aber nicht ein natürlicher und wahrer Grund für das Beſprochene auffinden?

Der Grundtrieb eines jeglichen Lebendigen und des Menſchen vor Allem iſt: etwas zu ſchaffen, hervor zu bringen, zu geſtalten. Wir nehmen die Welt rings umher nicht bloß müßig hin, ſondern wollen etwas daraus machen. Dieſer Drang beginnt im Kleinen und zeigt ſich im Großen, in Ackerbau und in Gewerbe, in der Schöpfung von Kunſtwerken und in der Bildung unſerer Lebens- und Staatsverhältniſſe. Haben wir etwas vollbracht und es ſteht nun vor uns, was früher nur als Plan und Wille in unſerm Kopfe war, ſo haben wir, oft ohne es zu wiſſen, das Wohlgefühl, aus den Dingen um uns her Etwas gemacht zu haben: in ihnen ſteckt nun, was wir früher bloß im Sinne hatten, unſer eigener vollführter Wille ſchaut uns daraus an. So geht es, wenn wir aus Brettern einen Stuhl, aus einem Steinblock eine Figur, aus unſerm klaren Willen eine Gemeinde- oder Staatseinrichtung geſchaffen haben.

Dieſer Trieb der Bethätigung, die Luſt, ſeine Kraft wo auszulaſſen, ſeinen Willen wo einzuprägen, zeigt

ſich auch ſchon mächtig im Kinde. Gieb ihm ein Spielzeug: dein Töchterchen mag ſich damit begnügen, die Puppe aus- und anzuziehen, in die Wiege zu legen und zu wiegen — und auch darin ſchon zeigt ſich der Thätigkeitsdrang — dein Knabe wird alsbald die Peitſche anders knüpfen, das eingeſpannte hölzerne Pferd abzäumen, den Wagen rollen oder gar zerlegen. Schilt ihn nicht, wenn er das Geſchenk bald zerſtört hat — er wollte es nicht zerſtören, ſondern nur Neues damit machen; daß das Gegebene dadurch verdorben wird, kommt nur aus der Unerfahrenheit des jugendlichen Sinnes und war weit entfernt von böſem Willen und Zerſtörungsſucht.

Das iſt es alſo: nicht angeborene Teufelei waltet im Kinde und macht die zarten Händchen das ſorglich Bereitete verderben; es iſt der natürliche und gerechte Drang, etwas zu thun und zu ſchaffen.

Betrachte des Kindes Seele ſtets als ein Heiligthum und du wirſt die argloſen und heiligen Grundtriebe in ſeinem Thun herausfinden.

Gieb dem Kinde Etwas, woran es auf unſchädliche Weiſe ſeine Kraft äußern und woraus es etwas bilden kann, einen Ball, zugeſchnittene Bauhölzer u. dergl. und du wirſt ſeine ſtetige nachhaltige Freude daran erkennen.

Aber auch hier kannſt du noch eine Bemerkung machen, die ſich als Bösartigkeit und Zerſtörungsluſt anſehen ließe. Setz' dich zu deinem Kind' und füge ihm aus den Bauhölzern eine Brücke, einen Thurm

u. dgl. zuſammen, es wird dir mit angehaltenem Athem zuſchauen, ſich an der allmäligen Entſtehung und am Vollendeten erfreuen; noch höher aber wird ſeine Luſt ſteigen, wenn du ihm geſtatteſt, durch einen Stoß an den Tiſch, oder unmittelbar an das Aufgebaute, es einzuſtürzen. Wie jubelt es auf bei dem Praſſeln und Raſſeln der einzelnen Stücke und denkt nicht mehr an die niedergeſchmetterte Herrlichkeit. Iſt das nun nicht Teufelei und Freude an der Zerſtörung? Gewiß nicht: vielmehr iſt die Ueberraſchung, die Luſt, das Vorhandene zu ändern, und der unbewußte Gedanke, mit einem Ruck ſo viel auf Einmal hervorbringen zu können, die wahre Grundlage der Freude. Böſes iſt damit nicht gewollt. Denn des Menſchen Seele iſt von Natur gut und edel, das Schlechte iſt eine Verirrung der guten Kräfte, die man, aus Mangel an wahrer Einſicht, den falſchen Weg leitet.

Darum wiederhole ich: Betrachte des Kindes Seele ſtets als ein Heiligthum und du wirſt die argloſen und heiligen Grundtriebe in ſeinem Thun herausfinden. Leite die Kräfte den rechten Weg und du erziehſt einen guten Menſchen.

Allein oder im Verein

mit Anderen ein Kind von früh auf und ſelbſt in ſeinen Spielen gewöhnen, das iſt für Viele eine Frage. Wird nicht durch das ſtete Zuſammenbringen mit Anderen die behagliche Brutwärme des Schlummerlebens, das ſtille Keimen im Innern geſtört? Gewiß! das

Beſte, was ſich im Kind ausbildet, davon werden uns die tiefſten Wurzeln nie offenbar.

Worin beſteht aber die große Noth der neuen Welt? Hauptſächlich darin, daß wir zu viel Alleinmenſchen ſind, daß wir zu viel in uns hinein für uns leben und uns nicht vor Allem mitten inne in der großen Kette der Menſchen wiſſen und Hand anfaſſen.

Deßhalb wird das gemeinſame Leben ſchon von Kindheit an und ſelbſt in Spielen ſo fruchtreich, es gewöhnt an den großen Kreis. Wird auch manche Träumerei dadurch zerſchnitten: wir haben lange genug geträumt und im Winkel gehockt. Der Tiefſinnige wird immer noch ein ſtilles Plätzchen finden, wo er ſeinen Gedanken nachhängen kann; aber er darf dann auch nicht vergeſſen, daß er Allen angehört und Alle ihm angehören. So wird er dann auch mit und unter den Andern denken und gemeinſam handeln lernen.

Ein Kind zurechtweiſen,

das geſchieht auf nachhaltige Art nicht dadurch, daß man gleich bei der Hand iſt, ihm zuzurufen: das darfſt du nicht thun, das mußt du bleiben laſſen u. ſ. w. Gut; aber was ſoll das Kind denn nun beginnen? Beſſer iſt's, du ſagſt deinem Kinde: thue Das und thue Jenes. In den meiſten Fällen wird es glücklich ſein durch ſolche Anweiſung; denn erſtlich weiß es nun, was es treiben ſoll, und dann liegt ſelbſt für die Kindesſeele eine ſtille Befriedigung darin, Gebotenes zu vollbringen; und iſt nun gar das Aufgetragene etwas Nützliches, ſo liegt eine Genugthuung

darin, mit ſchwacher Kraft Etwas vollführen zu können.

Aber freilich, es iſt viel leichter zu ſagen: das thue nicht, als zu beſtimmen: das thue.

Und das ſteht für alle Zeiten feſt: das Kind muß gehorchen lernen. Denn Gehorſam iſt die erſte Stufe der Erziehung. Das Kind muß einem höheren Willen und gereifter Einſicht ergeben ſein. Nach und nach wird es ſchon das Warum herausfinden.

Nimm dich aber in Acht, Nichts zu verbieten oder zu befehlen, worauf du nicht ſtreng und unbeugſam halten *kannſt* oder *willſt*. Denn das brächte eine Geſetzloſigkeit in dein Wirken, die durch nichts mehr aufzuheben iſt. Nur aus deinem feſten Willen und deiner gereiften Einſicht laß Gebot und Verbot hervorgehen.

Ihre Pflicht zu thun,

das iſt für gar viele Menſchen das Schwierigſte. Sie thun alles Andere, und ſei es noch ſo mühſelig, lieber und leichter, als eben gerade Das, was ihre Pflicht und Schuldigkeit iſt. Daraus kommt das oft räthſelhafte Mißbehagen und die quäleriſche Verdroſſenheit in ſo vielen Menſchen, es fehlt ihnen die rechte Selbſtachtung; ſie ſind unzufrieden mit ſich ſelber, weil ſie ihre nächſten Obliegenheiten vernachläſſigt oder gar verabſäumt haben. Der Grund zu dieſem Zwieſpalt im Innern wird oft ſchon in der Jugend gelegt. Gieb ſcharf Acht, welchen Lieblingsbeſchäftigungen ſich dein Kind zuwendet, laß es frei gewähren, ſuche ihm aber

auch schon darin lebendig klar zu machen, daß jede Neigung auch Pflichten mit sich führt. Bist du mit dem früher berührten Grundsatze des Gehorsams einverstanden, so halte streng darauf, daß dein Kind täglich und vor Allem etwas thue, was ihm als seine Pflicht obliegt; übergieb ihm eine Arbeit im Haus oder dergleichen.

Dadurch pflanzt sich in der Seele die Wahrheit fest, daß die Erfüllung des Lebens Vollführung der Pflicht ist, daß die Vollendung einer stets sich fortsetzenden Aufgabe höher steht, als die bloße augenblickliche Neigung.

Du gewöhnst an die Pflicht und gute Gewohnheiten gehören mit zu den schönsten Früchten der Erziehung; sie ersetzen oft und bei Vielen die Grundsätze, besonders da diese oft so leicht schwankend gemacht und verdunkelt werden.

Gewährenlassen

ist dabei eine Hauptregel der Erziehung. Mische dich nicht zu viel in das Treiben deines Kindes, wolle nicht Alles am Zügel haben, hilf ihm nicht über alle kleinen Schwierigkeiten bei seinem Thun hinweg, sondern verweise es an seine eigene Kraft. Denn Selbständigkeit kann neben dem Gehorsam nicht frühe genug gehegt werden. Selberlein! ruft der herzige Max, wenn ihm die wackere Lindenwirthin helfen will, das Hitzchen (die Ziege) im Garten auf die Weide zu führen.

Und er hat Recht mit seinem Selberlein, wenn ihn die Ziege auch schon oft zu Boden geworfen hat.

Ein alter Ammenglaube ſagt: man ſoll dem Kind den erſten Brei nicht blaſen, es verbrennt nachher an heißen Suppen das Maul nicht.

Wer nun das ſo buchſtäblich hinnimmt und glaubt, der hat daran einen Aberglauben. Bedenke aber, daß man oft helle Wahrheiten in Glaubensſätze verſteckt hat, weil viele Leute lieber und leichter glauben als einſehen. Wenn du das in Acht nimmſt, ſo wirſt du erkennen, daß geſunde Erfahrung und Weisheit in jenen Worten ſteckt.

Vielregieren

iſt alſo beim Kinde wie anderwärts vom Uebel, denn es macht zugleich mißmuthig und reizt an, das Gebot nicht zu halten. Mußt du aber bei einer beſtimmten Sache eingreifen und anordnen, ſo ſage dem Kinde nicht zu viel auf Einmal; denn es kann das nicht behalten und ſich nicht darnach richten. Wenn du in einer großen fremden Stadt nach einer Straße fragſt, ſo ſagt dir leicht ein höflicher Mann: Sie gehen hier rechts und durch die zweite Straße links, dann kommen Sie auf einen großen Platz, Sie gehen quer über denſelben, laſſen zwei Straßen rechts liegen, biegen dann links ein und dann u. ſ. w.

Beſſer iſt's, er ſagt dir: da und da fragen Sie wieder nach, oder du thuſt's von ſelber.

Planmäßig

nach einer gewiſſen Ordnung ſelbſt die Spiele der Kinder ſo zu leiten, daß ſie vom Kleinen und Einfachen

zum Großen und Zuſammengeſetzten fortſchreiten, das halten Viele für grauſame Tyrannei, für unbefugtes Eingreifen in das ſtille Wachsthum des Lebens. Gewiß, das ſtille Brüten der Seelenkeime darf nicht geſtört werden, ſonſt macht man's ja wie die Kinder ſelber, die oft eine Bohne, welche ſie geſtern in den Boden geſenkt, heute wieder ausgraben, um nachzuſehen, was ſie macht, oder durch allzu eifriges Begießen den Keim erſäufen.

Das Leiten der Spiele und Thätigkeiten der Kinder ſoll aber nur ſo ſein, daß ſie unvermerkt zu Höherem aufſteigen, daß ihrem Thätigkeitstrieb etwas zur Hand gegeben wird, was ſie ergötzt und fördert.

Geſegnet ſei die Hand,

die einem Kinde Freude bereitet; wer weiß, wann und wo die Freude einſt wieder aufblüht. Gedenkt nicht faſt Jeder eines wohlwollenden Menſchen, der ihm in ſtillen Tagen der Kindheit Freundliches erwieſen? Der Gevattersmann ſieht ſich in dieſem Augenblick als barfüßigen Knaben an den Lattenzaun eines kleinen ärmlichen Gärtchens in ſeinem Heimathdorfe verſetzt, er ſchaut ſehnſüchtig nach den Blumen, die ſo ſtill in den hellen Sonntagmorgen hineinblühen. Aus dem Hauſe tritt der Beſitzer des Gärtchens, ein Holzhacker, der die ganze Woche über im Walde arbeitet, er will ſich wohl eine Blume holen, um ſie mit zur Kirche zu nehmen; da ſieht er den Knaben, er bricht die ſchönſte Nelke ab, ſie iſt roth und weiß geſprenkelt, und reicht ſie dem Draußenſtehenden. Geber und Empfänger redeten

kein Wort, denn der Knabe rannte in bebenden Sprüngen nach Hause. — Und jetzt, hier in weiter Fremde, nach so vielen Erlebnissen vieler Jahre, stellt sich das Dankgefühl, das damals des Knaben Brust bewegte, auf's Papier; die Nelke ist längst verwelkt, aber sie blüht jetzt wieder neu auf.

Sieh zu, lieber Leser, ob nicht ein Blumenduft aus kindlicher Ferne auch dich umgiebt; vergilt ihn an den Kindern um dich her.

Eitelkeit, nichts als Eitelkeit.

Du sitzest Abends im Wirthshaus bei guten Freunden und genießest einen guten Trunk; ihr sprecht von diesem und jenem Mann, der mit seinem Geld oder mit seinen Thaten oder mit kräftiger freier Rede für das allgemeine Beste zu wirken strebt; ihr lobt den Mann und es wird euch selber wohl bei der Erinnerung an den Edlen, denn das ist die geheime Wirkung des echten Guten, daß man sein gedenkend selber gut wird; man spürt etwas von seiner Kraft in sich, indem man es anerkennt. — Da sitzt aber ein Männchen bei euch, das ruft mit kluger Stimme bei Allem was ihr sagt: „Eitelkeit, nichts als Eitelkeit! Der Mann, der mit seinem Geld oder mit Aufopferung seiner Zeit und Kraft zur Abhülfe der Noth und zum allgemeinen Besten beisteuert — will nur als wohlthätiger Mann angesehen werden; der in freier Rede sich des unterdrückten Rechtes

annimmt und dafür eifert: im Grunde will er doch, daß man ihn für den ruhmvollen Kämpfer anſehe und hochhalte. Alles iſt Eitelkeit. Man muß die Menſchen nur kennen und man wird mir Recht geben."

So ſpricht das kluge Männchen und ich ſehe, wie der rothe Zorn dir in die Wangen ſteigt, wie der Aerger dir die Lippen zuſammenpreßt und ich ſehe ſie wieder zucken im Kampf, ob du antworten ſollſt oder nicht. Es iſt aber beſſer, daß du doch antworteſt: „Sie berufen ſich auf Ihre Menſchenkenntniß und wollen damit Jeden, der Ihnen widerſpricht, zu einem unerfahrnen Neuling machen. Aber man kennt die Menſchen nur, wie man ſich ſelber kennt; man beurtheilt ſie nur, wie man ſich ſelber beurtheilt. Iſt das grob? Immerhin, wer die Geſammtheit beleidigt, dem muß jeder Einzelne entgegentreten. Denn wer ſoll's außerdem thun? Sie haben mich mit angegriffen und ich habe die Eitelkeit, Sie bekämpfen zu wollen. Betrachten Sie die größten Erlöſer und Befreier der Menſchheit, die ihr Wirken ſelbſt mit dem Martertode bezahlten; all' ihrem Thun können Sie Eitelkeit unterſchieben. Hat ihr Wirken für die Menſchheit nicht ihren Namen glorreich gemacht? Ruhm, Ehre, Anſehen, Alles was ein Mann durch ſein Wirken erringt, iſt wohl verdient; es kann und ſoll ihm dienen, ſeinem ferneren Thun noch mehr Aufmerkſamkeit und Nachdruck zu verleihen. Wer Gemeinnütziges ſchaffen und dabei ganz aus dem Spiele bleiben will, der höre auf ein lebendiger Menſch zu ſein. Das Geſchrei über Eitelkeit iſt in der Regel die Loſung der Faulen, Nichtsthueriſchen."

So haſt du geſprochen und man hat dir ſpäter viel Uebels nachgeſagt über dieſe Worte. Laß dich's aber nicht grämen und bleibe dabei. Dein Lohn wird ein reicher ſein, du wirſt Erquickung und Freude, eine Heimath in Herzen finden, die dir ewig fremd geblieben wären. Du lebſt inmitten der Menſchheit, geborgen von allumfaſſender Liebe.

Laß dich nur weichmüthig und beſchränkten Verſtandes ſchelten. Siehe, das wahrhaft Gute iſt auch das Kluge. Betrachte die Verdroſſenen und Hartherzigen, die lauernd und gewaffnet in der Welt umhergehen wie in Feindes Lager, oder ſich ſcheu verbergen: wie arm und öde iſt ihr Daſein! Du aber, der du liebend aufſchauſt und hundertmal betrübt den Blick abwendeteſt, überrechne, wie reich geſegnet auch dein Leben war, wie du unverhofft erhoben und erfreut wurdeſt, wie das Schickſal Anderer das deinige wurde und du das Leben Aller mitlebteſt, wie du mehr wurdeſt als dieſer einzelne vergängliche Menſch — überrechne das und halte den ewigen Menſchen in dir feſt und du findeſt ihn immer wieder außer dir.

Die Kunſt, Menſchen zu finden.

Der alte griechiſche Sonderling Diogenes ging in Athen bei hellem Tag mit einer leuchtenden Laterne umher; und als man ihn fragte: „Was ſuchſt du?“ ſagte er: „Ich ſuche Menſchen.“

Das hat man nun oft und oft als ſinnreich und weiſe geprieſen, iſt aber, offen geſagt, nicht mehr und nicht weniger als ein leidlicher Faſchingsſpaß von dem ſeltſamen Kauz.

Willſt du die Sache ernſt nehmen, ſo fange zuerſt ſtill bei dir ſelber an, ruhe und raſte nicht, bis du das Ewige in dir, den echten Menſchen gefunden. Erziehung und Gewohnheit haben dir viel Vorurtheile und fremde Ueberlieferungen aufgeklebt, die du nun für dein eigentliches Weſen hältſt; es geht oft die Haut mit ab, wenn du das Aufgeſchmierte abreißeſt und du ſiehſt wenn du dich betrachteſt, ganz zerſchunden aus; du biſt aber von Natur aus doch geſund und wirſt bald wieder friſchauf und neugeboren daſtehen. Haſt du den rechten Willen, ſelber ein echter Menſch zu ſein (und du haſt dein Leben lang an der Ausführung zu thun), ſo wirſt du die Menſchen finden, wenn du hinaustrittſt in die Welt. Du haſt an dir erfahren, wie verkruſtet und verputzt oft das wahrhafte und rein Menſchliche iſt, und du wirſt dich nicht irren laſſen, wenn du da und dort allerlei Seltſamkeiten und Härten findeſt; dringe tiefer ein und du wirſt den Menſchen, oder was daſſelbe iſt, den guten Menſchen finden.

Wie aber dringt man tiefer ein?

Ein offenes Herz öffnet die Herzen Anderer. Haſt du neun und neunzig mal dein beſtes Herz preisgegeben und ſiehſt dich getäuſcht, verkannt oder gar verſpottet: laß dich's nicht verdrießen, bei dem Hundertſten von Neuem zu beginnen; denn gerade der, an dem du

verſtimmt vorübergehen möchteſt, kann deiner Liebe werth und bedürftig, kann dein Bruder ſein.

Ein gerechter und milder Richter hält den Grundſatz feſt: lieber zehn Schuldige freigeſprochen als einen Unſchuldigen verurtheilt. Der wahrhaft Wohlthätige ſagt: lieber zehn Unwürdige mit Gaben beſchenken, als einen Würdigen im Unmuth abweiſen. So muß es auch in dir ſein, wenn du den echten Menſchen, wenn du die Liebe in dir walten läſſeſt.

Von dem Gefangenen mit der eiſernen Maske.

Alles was der Gevattersmann hier ſchreibt und womit er ſeinen Mitmenſchen zu nützen und ſie zu erfreuen wünſcht, das darf nicht ſo geraden Wegs zu dir gelangen; es muß vorher einem Staatsbeamten vorgelegt ſein und der ſagt: ob's gedruckt werden darf oder nicht, und was ihm nicht gefällt, das ſtreicht er weg und du erfährſt nie, was man dir zu ſagen hatte. Das iſt Cenſur.

Haſt du auch ſchon gewußt, was Cenſur iſt, ſo kannſt du doch kaum ermeſſen, wie ſich die Seele umkehrt bei dem Gedanken, daß man nicht freiweg reden darf.

Und warum zerſtampfeſt du die Feder nicht? warum ſchreibſt du dennoch? fragſt du.

Du haſt wohl ſchon von Menſchen gehört, die ſich aus Liebe zu einem Gefangenen mit ihm einſperren

ließen, ihn aufrichteten und erheiterten, so lange sein Leben aushielt, oder bis zum Tage, da die Riegel des Kerkers sich öffnen. — Nun denn, wer unter Censur schreibt, der läßt sich aus Liebe zu seinem Volke mit ihm einsperren, pflegt dessen Kraft so gut er kann, damit sie nicht in sich verkomme, erheitert und erhebt, damit am Tage der Freiheit nicht ein geknicktes in sich gebrochenes Wesen das freie Licht erschaue.

Es gab einstmals einen Gefangenen, der soll ein Prinz gewesen sein, dessen Kraft die Herrscher jener Zeit fürchteten; man wollte ihm nicht den Kopf vor die Füße legen, weil man das Morden scheut, und — der Menschengeist ist ja am erfinderischsten im Quälen — was wurde ersonnen? Man schmiedete dem Verstoßenen eine eiserne Maske über den ganzen Kopf, die man so vernietet hatte, daß sie nicht abzulösen war; so lebte der Eisenübergossene im Kerker, seine Gefangenwärter kannten ihn nicht, er selbst kannte sich nicht mehr ....

Kannst du dir denken, wie es Einem zu Muthe werden muß in solch einem doppelten Gehäuse? Du brauchst dir gerade nichts besonderes auf deinen breiten Mund oder auf deine dicken Backen einzubilden, aber überlege: wie seltsam es dir zu Muthe wäre, wenn du seit Jahren nicht erschaut hättest wie du aussiehst.

Ein Stück Vieh braucht und hat keinen Spiegel. Wenn es Morgens früh aufsteht, hat es Stiefel und anderes Weißzeug an, Rock und Hosen sind nach dem besten Schnitt angepaßt. Ja lache nur: der Spiegel ist ein Vorzug des Menschen; er kann sich selbst betrachten und vorstellen als wäre er etwas anderes.

Und die ausgesprochenen unverfälschten Worte sind der Spiegel der Seele, worin sich des Menschen Geist beschaut, erkennt und beurtheilt.

Ein Mensch, ein Volk, das nicht frei reden darf, hat eine eiserne Maske festgenietet auf seiner Seele, es kennt sich selbst nicht und die Gefangenwärter kennen es auch nicht.

Das Weitere denke dir selber . . .

Ein Kampf um Leben und Tod.

I.

Eine Krankheit, die sich in deinem Leibe festsetzt, merkst du selten in dem Augenblick, wo sie in dir entsteht; du gehst da oft noch Wochen- und Monatelang frisch und wohlauf einher. Erst wenn dein Leib den Krankheitsstoff ausscheiden will, wenn die Gesundheit in dir mit aller Macht arbeitet, da wirst du inne, wie es mit dir steht. Du bist niedergeworfen und die ganze Welt ist dir wie mit Nacht zugedeckt, du weißt und willst Nichts mehr von Allem da draußen — wenn nur erst das Wehe von dir genommen wäre. Aber der Augenblick der Erkrankung (wenn diese nur eine vorübergehende) ist zugleich auch der Beginn der Gesundung; denn jetzt, da du das Fremde und Störende in dir inne wirst, arbeitet dein Leben, sich wieder frei zu machen.

Und wie mit der Krankheit des Leibes, so verhält

es ſich auch mit der Krankheit der Seele. Da geht der Straßenknecht Stephan das Dorf hinaus und pfeift einen luſtigen Parademarſch; den zweiklöppeligen Steinhammer am langen Stiel, ein ſtrohgefülltes Kiſſen und eine hölzerne Sohle mit Schnüren trägt er im Arm. Wie du ihn ſo dahinſchreiten ſiehſt, merkſt du nicht, daß ihm ein Wurm in der Seele ſitzt; und wenn du ihn ſelber auf's Gewiſſen frügeſt, könnte er dir auch nichts davon ſagen; denn der Wurm ſchläft noch.

Jetzt iſt Stephan an einem wohlgeſchichteten Steinhaufen angelangt. Er ſpäht nochmals, von wannen der Wind kommt; denn es iſt Spätherbſt und er weht mit mächtigem Zuge. Stephan hebt die Mütze, gleich als grüßte er ſein Tagewerk. Dann ſpringt er in den Graben, wo er das ſtrohüberflochtene Gitter geborgen, und ſtellt es als Schutzwehr nach der Windſeite auf. Es iſt eine luftige Hütte, aber das Herz Stephans ſteckt in einem wohlgezimmerten Hauſe. Er ſchnallt ſich nun die hölzerne Sohle unter und beginnt rüſtig zu arbeiten; denn aus dem Steine ſpringt ihm ſein Brod hervor, wenn auch nur ein kümmerliches.

Gute zwei Stunden hat Stephan ſo gearbeitet und ſich nur ſelten einen Augenblick zum Ausſchnaufen gegönnt; jetzt macht er Halt, legt das Kiſſen auf den Steinhaufen, ſtopft ſich eine Pfeife als Lohn für ſeine bisherige Arbeit, zieht einen gepolſterten Daumenhandſchuh an, und beginnt nun ſitzend die grobgeſpaltenen Steine in kleine zu zerſchellen. Wenn es 11 Uhr läutet kommt ein Knabe barfuß aus dem Dorfe mit einem tuchumwickelten Topfe. Er bringt dem Vater Brod und

eine warme Suppe. Es schmeckt Stephan wohl und er arbeitet wieder bis der Abend hereinsinkt; dann nimmt er sein Werkzeug auf und wandert heim.

Stephan bewohnt ein kleines Häuschen abseits der Straße, sein dreijähriges Töchterchen steht hinter der blinden Scheibe, und ruft sich selber zu: der Vater kommt! Es liefe ihm gern entgegen, aber es hat nur ein Hemdchen und kein Kleid.

Stephan tritt in die Hausflur, die zugleich als Küche dient; er grüßt seine Frau, die am Heerde steht, nur mit stummem Kopfnicken und geht in die Stube, nimmt sein Töchterchen auf den Arm, das ihn am Schnurrbart zupft, sieht nach der Wiege, in der ein dicker Knabe einen Bettzipfel in den Mund steckt und dem Vater mit den Füßen entgegenstrampelt. Dann geht er nach der Kammer und fragt: „wie geht's Euch, Großmutter?“ Eine klagende Stimme antwortet: „Die Kinder sind so wild und lärmig, und der Peter hat mir meine Bohnen genommen; ich sag's dem Lehrer wenn ich wieder gesund bin und in die Schule gehen kann.“

„Ich bring' Euch andre Bohnen,“ entgegnet Stephan.

„Ja, schöne lange braune, und auch runde weiße.“

„Alles, Alles,“ sagt Stephan und geht wieder nach der Stube.

Man konnte nicht lang mit der Großmutter reden, sie war wieder ganz kindisch geworden, spielte immer mit der Katze oder mit Bohnen; auch wollte sie immer, daß man sie den Gesangbuchvers abhöre, damit sie in der Schule nicht zu Schanden werde. Heute war

Stephan nicht dazu aufgelegt; er ſetzte ſich hinter den Tiſch unter ein großes eingerahmtes Bild mit einem großen Siegel und wartete bis Licht und das Abendeſſen käme.

Du ſagſt, lieber Leſer: ſolche Dinge kann ich täglich ſehen wenn ich nur zwei Schritte weit gehe, und das iſt noch nicht einmal das größte Elend; ich kenne noch Schrecklicheres.

Gieb nur Acht, ob hier nicht Etwas vorgeht, was du nicht ſo leicht ſiehſt; ob hier in dieſer kleinen Hütte nicht der größte menſchliche Kampf gekämpft wird; ob hier nicht Heldenthaten vollbracht werden, ſchwerer und tapferer, als die Feldzüge der Könige, die für ewige Zeiten im Buch der Geſchichte verzeichnet ſind.

Da das Eſſen ſo lange nicht kam, holte ſich Stephan Licht, und jetzt können wir ſehen, was das große eingerahmte Bild dort bedeutet. Es iſt der ehrenvolle Abſchied des Schützen Stephan Hucker, der elf Jahre im fünften Regiment gedient. Die Tinte iſt gelb geworden, das Wappen am Siegel iſt zerfloſſen und die Fliegen halten ihre letzten Herbſtmanöver auf der glatten Glasfläche.

Stephan ſitzt da und ſtarrt in das Licht, das Kind auf ſeinem Schooße ſitzt gleichfalls ruhig, unverwandten Blickes da, als verlöre es ſich in allerlei Gedanken gleich dem Vater. Denn dieſer ſieht Nichts von Allem um ihn her, wie im Traume, ſchattengleich, zieht ſein vergangenes Leben an ihm vorüber.

Das war ein luſtiger Tag als er zum Soldatendienſt auszog, denn ihm weinten nicht Vater nicht Mutter

nach; er war ſchon früh verwaist. Aus dem Dienſt des einzelnen Brodherrn trat er in das Regiment, wo Alle gleich ihm dienten. Die Jahre ſchwanden dahin, er wußte ſelbſt nicht wie; und als die pflichtmäßige Dienſtzeit um war, nahm er Handgeld und blieb als Einſteher noch weitere ſechs Jahre. Die aufgenähte Borde an ſeinem linken Ermel zeigte allein ſein Alter, ſonſt kam er ſich noch ſo jung vor wie früher, und jetzt erwarb er ſich noch ein Beſitzthum durch ſeinen Dienſt. Da lernte er in den letzten Jahren ſeine Margret kennen. So groß auch die Zahl der Kameraden in der Kaſerne war, Stephan erkannte doch nun, wie er allein und verlaſſen daſtand; jetzt erſt ſollte er Jemand in der Welt angehören. Da kamen nun Tage voll Glück und voll Betrübniß, denn das Soldatenleben war Stephan fortan beſchwerlich, und nach jahrelangem treuen Ausharren forderte er ſeinen Abſchied, löste mit dem Gelde, das er auf der Kriegskaſſe ſtehen hatte, das verſchuldete Häuschen und die zwei Aecker der Mutter Margarets aus, zog mit in ihr Heimathsdorf und wohnte gemeinſchaftlich mit der Mutter.

In ſeinem langen Soldatentreiben war Stephan dem Dorfleben fremd geworden: er war zu lange gewohnt, Handſchuhe zu tragen; aber die Arbeitsgewohnheit zog ihm bald eine gegerbte Haut über die Hände, die ſich nicht abſtreifen ließ. Jede Arbeit ward ihm Anfangs ſauer; das hätte jedoch nicht viel zu bedeuten gehabt, ein geſunder Menſch findet ſich bald wieder in Alles. Dennoch war eine traurige Nachwirkung geblieben: Stephan hatte verlernt für ſich ſelber zu ſorgen. In

der Kaserne war Essen und Feuerung und Wohnung und überhaupt Alles im Stande, das machte sich wie von selbst und ging seinen geregelten Weg, wenn man nur seine pflichtgemäße Obliegenheit vollführte. Jetzt war Stephan sein eigner Kommandant und sein eignes Regiment; das war ihm beschwerlich. Er wäre am liebsten wieder in einen Dienst getreten, um bestimmte Arbeit und bestimmten Lohn zu haben. Aber das fand sich nicht und es war gut, daß Margret ein entschlossenes Wesen hatte. In den ersten Jahren, als das Hauswesen noch klein, ging es gut; aber jetzt war das Häuschen bereits wieder verschuldet, ein Acker verkauft und in die tägliche Nahrung eingebrockt, und nirgends eine Hoffnung auf Besserwerden.

Eine Schuld auf ein Haus setzen ist als ob man sein Dasein dem Bösen verschrieben hätte; es geht ein Gespenst im Hause um, das durch die dicksten Mauern plötzlich Luken und Löcher reißt und dich aus dem Verborgenen kalt anhaucht.

Stephan war es auch jetzt, als ob es zugig in der Stube sei; denn er hatte eben an die Schuld gedacht und das Gespenst herbeschworen. Dann fragte er sich, wie er hoffen könne, sich wiederum frei zu machen, und er versank in Trübsinn.

So erging es ihm oft. Er war nicht geeignet, um Plane zu entwerfen, wie zu helfen sei und ihm fehlte auch jede Handhabe.

Ein Verarmender ist wie ein Schiffbrüchiger, mitten im weiten Weltmeer auf eine kleine Insel gestellt; er steht verlassen und sieht wie die nie rastende Welle

Stück auf Stück ablöst und auf ewig verschlingt. Noch steht er auf einer Scholle, die ihn trägt, und er fühlt auch diese endlich zerbröckeln und sich selbst mit versinken.

Das Aergste, was dem Verarmenden geschehen kann, ist die Muthlosigkeit, aus der er sich nicht mehr ermannen kann, um seine Kraft zu gebrauchen, sondern die ihn still verzweifeln, Alles über sich ergehen läßt.

Stephan lebte dumpf in sich hinein und seine Tage gingen einförmig dahin. Er war zu jeder Arbeit bei der Hand und vollführte sie emsig, und wenn das Sprüchwort sagt: Arbeit hat bittre Wurzel aber süße Frucht, so kannte er Beides nicht mehr. Ihm ward keine Arbeit schwer, aber ihm fehlte auch der Trost, der darin liegt, zu wissen, daß man seine Pflicht gethan. Seine Seele war wie zugedeckt und verschüttet.

Darum hatte er auch noch gestern zugesehen, wie man sein ältestes Kind in die Erde gesenkt und hatte starr dabei gestanden. Als er den Sarg sah, dachte er: woher er das Geld nehme, ihn zu bezahlen, und als der Pfarrer Trostesworte und Segen sprach, gedachte er, daß er diese Rede bezahlen müsse. Der Tod ist nicht umsonst, murmelte er vor sich hin.

Darum hatte er noch spät in der Nacht einen scharfen Zank mit seiner Frau, weil er sie über ihr Wehklagen und sie ihn darauf über seine Hartherzigkeit gescholten hatte. Jetzt saß er still da und sein Sinnen verlor sich in die Zeit, da er noch los und ledig in der Welt gestanden, da noch nicht so vieler Menschen Leben an ihm gehangen — seine Vergangenheit erschien ihm

wie das verlorne Paradies. Er gedachte nicht der vielen Mühseligkeiten von damals — denn so geht es fast immer, wenn man zurückdenkt — wie er gar nie sein eigner Herr gewesen und wie oft er dies Leben verwünscht hatte. Er sah jetzt nur das Traurige um sich her. Wie anders war's, wenn ihn Niemand auf der Welt etwas anging'! Ein schrecklicher Gedanke mußte jetzt in ihm aufgestiegen sein, denn er zuckte zusammen wie vom Blitz getroffen; sein Antlitz ward flammenroth — da faßte ihm das Kind auf dem Schooße, von der Erschütterung aufgeschreckt, nach dem Kinn. Das Angesicht Stephans erheiterte sich, er hob das Kind auf und küßte es inbrünstig. Es war, wie wenn er ihm mit diesem Kusse den schwarzen Gedanken abbitten wolle, der in seiner Seele aufgestiegen war.

Er ging mit dem Kind auf dem Arm nach der Küche zu seiner Frau, mit der er seit gestern Abend kein Wort gewechselt hatte.

„Bist bald fertig?" fragte er.

„Ich habe nur zwei Hände!" antwortete sie barsch.

Sie war noch unwillig von gestern Abend her und glaubte Stephan sei unwillig. Dieser aber fragte in mildem Ton: „Kann ich dir nicht helfen?"

Margret hörte Nichts von dem milden Ton und sagte: „Hörst du nicht, wie das Kind schreit? Geh doch zu ihm, ich kann nicht an zwei Orten auf Einmal sein." —

Stephan gehorchte, aber voll Ingrimm. Er dachte, er sei doch so liebreich gewesen und sei so hart behandelt worden; er vergaß, daß seine Frau nicht ahnen

konnte, was in ihm vorging, und daß er ihr ja eigentlich nichts Verſöhnendes geſagt hatte.

Wunderbar! Wenn die Menſchen in Zank und Streit gerathen ſollen, da werden die Zaghafteſten beredt; wenn es aber gilt ein Liebeswort, ein verſöhnendes zu ſagen, da krümmen und winden ſie ſich wie Stotternde, oder meinen gar, der Andere müßte von ſelbſt ihnen in's Herz ſchauen und wiſſen, was darin vorgeht.

Stephan wiegte zornig das Kind, das mit geſchloſſenen, gegen die Bruſt gehobenen Händchen bald feſt ſchlief; er wiegte ſo heftig bis er merkte, daß er das Kind faſt auf den Boden warf und hielt inne. Er war doppelt ärgerlich, denn ihn hungerte. In den leeren Magen läuft gern die Galle über; du kannſt das in der Stunde vor der Eſſenszeit merken, und dieſe Stunde dehnt ſich bei den Armen, Unglücklichen oft zum ganzen Tag aus. Darum erklärt es ſich auch leicht, warum ſie ſo oft von Kleinigkeiten gereizt werden und einander noch mehr peinigen. Die bitterſte Frucht der Armuth iſt leider oft der Unfriede mit ſich ſelber und mit den nächſten Angehörigen.

Voll Aerger harrte Stephan des Abendeſſens. Zwar lag noch ein Stück Brod in der Tiſchlade; er betrachtete es prüfend und legte es wieder ungeſchmälert an ſeinen Ort. Morgen war erſt Samſtag, und vor Sonntag ging es nicht, daß man wieder Brod kaufte.

Endlich brachte Margret den Topf voll geſottener Kartoffeln, ſchüttete ihn auf den Tiſch aus und ſtellte Salz daneben. Dann faltete ſie die Hände und ſprach

das Tischgebet; Stephan betete leise nach. Aber was ist das für ein Beten, während man gegen seinen Nächsten, dessen Andachtsworte man mit ihm auf der Zunge hat, Groll im Herzen hegt? Wie kann sich die Seele zum Höchsten erheben, belastet von solcher Bürde? Wird da das Beten nicht bloßes Maulwerk und Litanei?

Freilich sagst du, wenn man allen Menschen das Beten verwehren wollte, die noch gegen ihre Nebenmenschen verschlossen und hart sind, da wüßten viele Lippen schon lange nicht mehr wie man Amen sagt und auf den Kirchenbänken läge jähriger Staub!

Aber denk' einmal darüber nach, ob man ein Recht hat die Hände zu falten, statt sie aufzumachen und dem Andern zu reichen, zur Versöhnung und Hülfeleistung. —

Nun aber wollen wir unseren beiden Leutchen beim Abendessen zuschauen; man beißt ja vom Zuschauen kein Stück ab.

Es geht still her, denn Niemand will ein Wort reden. Das kleine Mädchen, welches Stephan auf einen Stuhl neben sich gesetzt hatte, unterbrach das Schweigen, indem es fragte: „Wo ist denn unser Anton?"

Peter erwiderte mit kluger Miene:

„O, der ist jetzt schon lang im Himmel und ißt mit unsrem Herrgott zu Nacht. Der Lehrer hat gesagt, es sind so viel Millionen Meilen von der Erde bis zur Sonne; wenn man aber gestorben ist, ist man in einer Minute dort."

Margret seufzte schwer auf, große Thränen standen ihr in den Wimpern; Stephan sah sie mit eingekniffnen

Lippen an; man wußte nicht, war es Zorn oder Mitleid was aus ihm sprach. Er rief nur den Kindern zu:

„Seid still und ruhig beim Essen.“

Er zwang sich selber eine Kartoffel hinabzuwürgen, und doch war ihm die Kehle wie zugeschnürt, und er murmelte vor sich hin:

„Am besten ist's man ist gestorben.“ Er lehnte sich zurück und schüttelte mit dem Kopf, als wollte er das Andenken an das, was nun einmal unabänderlich geschehen war, abschütteln.

Es gelingt oft wunderbar schnell, einen bedrückenden Gedanken los zu werden; auch Stephan erging es so. Zwar spürte er keinen Hunger mehr, aber er wollte nun essen, weil es einmal Zeit dazu war und er sich erinnerte, daß er nagenden Hunger gehabt habe.

In solchen Augenblicken schmeckt Alles, was man zum Munde führt, wie dürres Stroh.

Nach einer Weile schaute Stephan seine Frau an mit einem Blick der viel sagen konnte, in der That aber verwundert und bittend fragte:

„Krieg' ich denn heute Nichts?“ Denn Margret hatte sonst in der Regel, bevor sie einen Bissen zum Munde brachte, mit wundersamer Behendigkeit die besten aufgesprungenen Kartoffeln geschält, in der Mitte entzweigebrochen, mit Salz bestreut und ihrem Manne hingeschoben. Mit dieser Freundlichkeit fuhr sie dann fort während sie selbst aß. Heute aber dauerte dies für Stephan zu lang — denn Margret trödelte in der That etwas —, und er warf ihr jenen vielsagenden

Blick zu. Die Frau erkannte darin nur Vorwurf und Zorn. Was für ein Recht hatte denn Stephan auf ihre Zuvorkommenheit? Konnte er ſich nicht ſelbſt ſchälen was er eſſen wollte? So dachte Margret und ſchob die geſchälten Kartoffeln den Kindern hin, gleichſam um ſie zu begütigen, weil der Vater ſie ſo hart angerannt hatte.

Da lächelte Stephan vor ſich hin, und theils aus wirklicher Freundlichkeit, um damit zu verſöhnen, theils aber auch aus einem verſteckten Rachegefühl, um die erfahrene Unbill heimzubezahlen — denn ſo gemiſcht ſind oft die Empfindungen und Thaten der Menſchen —, legte er jetzt eine von ihm ſelbſt geſchälte Kartoffel vor Margret. Sie aber ſagte trutzig:

„Iß du nur ſelber, und du haſt dir ja nicht einmal die Hände gewaſchen vom Steinklopfen her.“

Stephan biß die Lippen aufeinander und knirſchte endlich hervor:

„Schaff' dir einen Bäcker an, der hat immer ſaubere Hände, wenn er den Teig geknetet hat.“

Er klappte ſein Taſchenmeſſer zuſammen, ſtand auf und verließ ſein Haus.

Draußen aber begann er erſt recht in ſich hinein zu wettern und zu fluchen, und eine ungehörte tiefe Stimme erlaubte ſich drein zu reden. Stephan dachte:

Ich bin doch der elendeſte Menſch von der Welt (es iſt die Frage wie das verſtanden wird, bemerkte die Stimme), muß ich nicht für Weib und Kind arbeiten und mich ſchinden wie ein Pferd draußen in Wind und Wetter? (Und die Frau muß daheim bei der

kranken Mutter und den ſchreienden Kindern ohne Raſt und Ruh ſich mühen und ſorgen.) Ich bekomme kein gutes Wort für alle meine Mühe. (Es iſt die Frage, ob du nicht ſchon mehr gute Worte bekommen als gegeben haſt.) Jeden Heller von meinem Verdienſt gebe ich her und behalte Nichts für mich. (Gehört denn dein Verdienſt dir oder den Deinigen, oder hat deine Frau geheime Schätze?) Ich thue mir nie etwas zu Gute. (Ißt denn deine Frau heimlich Braten und Salat?) Ich weiß ſeit vielen Wochen nicht, wie ein Tropfen Bier ſchmeckt. (Trinkt denn deine Frau täglich Malvaſier?) Und für Alles keinen Dank. (Was für Dank verlangſt du denn, wenn du deine Pflicht thuſt?) Sie behandelt mich wie einen Hund, für alle meine Gutheit nichts als Bosheit; ich habe noch keine glückliche Minute gehabt. (O wie lügſt du in deine Seele hinein! Wie haſt du jetzt die Hunderte von Stunden und Tagen vergeſſen, wo dich ihr gutes Herz beglückte und ſtärkte; und war ſie nicht ſtets für ein liebreiches Wort um den Finger zu wickeln?) Mein Haus iſt mir verleidet, mein Leben iſt mir verleidet, wenn mir nur einer eine Kugel durch den Kopf ſchießen möchte! (Schlag du die böſen Gedanken todt, das iſt geſcheiter.) Und wenn ich geſtorben wär', da würde ſie erſt einſehen was ſie an mir gehabt hat. (Ja was? einen Mann der ſich ſelbſt oft hat übermannen laſſen und ſich noch plagt zu den Plagen, die von ſelbſt kommen.) Wenn ich nur in die weite Welt hinaus könnte und von gar Nichts mehr wüßte! (Von mir aber müßteſt du wiſſen, ich zöge doch überall mit.)

So dachte Stephan vor ſich hin und ſo ſuchte ſich die Stimme des Gewiſſens in ihm laut zu machen; aber er wollte nicht darauf hören.

II.

Wenn es nur immer Vorkehrungen gäbe, um ein betrübtes, verworrenes und hülfeſuchendes Gemüth aufzunehmen. Vordem ſtanden die Kirchen allzeit offen, um den in den Wirren des Lebens unſtät Gewordenen in ihre ſtille Ruhe einzubegen, daß er ſich dort erhebe in den Himmel ſeiner eignen Seele und zu dem Urquell des Geiſtes, der das Weltall nach ewigen Geſetzen leitet und in jedes Menſchen Leben einen weiſen Plan durchführt, der uns nur zu Zeiten verborgen iſt. Aber man hat die Kirchen mit allerlei Tand und Geſchmeide von Gold und Silber geſchmückt, und man muß nun dieſen unnützen Trödel vor den Händen wahren, die ſich dort nicht immer zum Gebete erheben möchten. Die Kirchen ſind geſchloſſen, und ſtänden ſie auch noch offen, nur Wenige fänden dort allzeit den rechten Eingang in die heiligen Hallen ihres Herzens, zu denen man nicht erſt die Schlüſſel beim Küſter zu holen hat; dem feſten Willen, der Wahrhaftigkeit vor ſich ſelber weicht da Riegel und Schloß.

Wie erquickend iſt es aber doch in ſolchen Wirrniſſen einen Andern zu finden, der uns in ſich aufnimmt und uns wieder uns ſelber giebt!

Stephan ſehnte ſich nach einem ſolchen Herzbruder.

Wie oft iſt dir's aber wohl ſchon vorgekommen, daß du mit bewegter Seele an einen treuen Menſchen

herantratſt und er verſtand dein Bangen und Sorgen nicht; denn ihn ſelber bewegte ein Fremdes, was du nicht kennſt, und du fühlſt es auf's Neue, daß die Erlöſung durch Andere ſelten iſt, ſie muß auferſtehen und gen Himmel heben aus der Tiefe des eignen Herzens.

So ging nun Stephan durch das Dorf, und er kam ſich wildfremd und verlaſſen hier und in dieſer ganzen Welt vor, als ob er Niemand kennte; denn er war fremd in ſeinem eignen Herzen wie in ſeinem Hauſe.

In das Wirthshaus zu gehen und dort ſeine Sorgen zu zerſtreuen, ſchämte er ſich, da man erſt geſtern ſein älteſtes Kind begraben hatte. Da ſah er die Stube des Schullehrers erleuchtet; er wollte zu ihm hinauf. Mit dem Schullehrer, einem wackern Manne in den beſten Jahren, ſtand Stephan in beſondrer Verbindung; er hatte für ihn die Eingabe gemacht, wodurch er den kleinen Dienſt als Straßenknecht erhalten hatte, und ſeitdem ſahen ſie ſich öfter. Stephan, der lange in der Stadt gelebt und ein beſonderes Ehrgefühl hatte, glaubte: das wäre der Mann für ihn, der ihn trotz ſeines niedern Standes zu achten verſtehe, und dies war auch in der That der Fall.

Bei dem Schullehrer traf Stephan eine große Zahl von Männern und Jünglingen; es ſah faſt wie eine Betſtunde aus, ſo andächtig hörte Jeder zu. Aber man ſprach von einem Jenſeits, nach dem die Verſammelten noch bei lebendigem Leib ſteuern wollten. Es waren Auswanderer, die ſich von dem Lehrer aus

Büchern über die Beſchaffenheit Nordamerika's, über die Art wie man dahin gelange und ſich am beſten anſiedle und dergleichen vortragen ließen.

Wie ein Blitz durchzuckte ein Gedanke das ganze Weſen Stephans, und während er zuhörte, hob er ſtets einen Fuß nach dem andern leiſe empor, gleichſam als wollte er ſich vergewiſſern, daß er nicht am Boden feſtgewachſen ſei, ſondern auch fort könne.

Als die Vorleſung zu Ende war, ſtürmte Alles mit Macht in's Freie. Jeder wäre jetzt am liebſten gleich in den Urwald gerannt und hätte dort die vom Tage der Schöpfung an unberührten Stämme gefällt und das Erdreich umgerodet; ſo viel Mark und Kraft glaubte Jeder in ſich zu ſpüren, daß er mit einem Griff einen dicken Stamm wie eine leichte Gerte knicken könne.

In ſolch einem Augenblick der Spannung und Begeiſterung wären die Menſchen oft fähig, Großes, faſt Uebermenſchliches zu vollbringen, in ſolchen Augenblicken geſchehen ruhmvolle Heldenthaten auf dem Schlachtfeld. Aber es iſt weit leichter, unter Kanonendonner muthig vorzuſchreiten, als Jahre lang an einem ſtillen Vorſatz zu arbeiten und einen Kampf mit den kleinen Plackereien des Lebens, einen Kampf im Herzen auszufechten.

Einen ſolchen hatte Stephan zu beſtehen.

Viele der Verſammelten zogen in das Wirthshaus. Da ſie einſtweilen Nichts für ihre Zukunft thun konnten, glaubten ſie über alle Stränge hauen und ſich dem Müßiggang überlaſſen zu dürfen, bis die neue Thätigkeit begänne.

Es giebt Menſchen, ja ganze Völker, die ſich und Andere ſtets auf einen kommenden Lebensmontag vertröſten; ſie ſagen oder denken: jetzt, ſo mitten in der Woche, da kann man nichts Rechtes mehr anfangen, laßt nur erſt dieſe paar Tage und dann den Sonntag vorüber ſein, ihr ſollt ſehen, wie wir dann friſch zugreifen.

Kennſt du nicht auch ſolche Zukunftströſter, die ſich ſo zu ſagen immer in die Hände ſpucken zum Ausgreifen und doch nie anfaſſen?

Das Vertröſten iſt aber Nichts als faule Flauſenmacherei. Jeder Tag hat ſeine Pflicht, und überläſſeſt du dich heute der Nichtsthuerei, ſo findet die kommende Arbeit einen läſſigen Geſellen in dir.

Im Wirthshaus ging es hoch her, denn dort bankettirte der Herzog Lumbus mit ſeiner Schaar, die aus dem größten Theil der jüngeren Auswanderer beſtand. Der Herzog Lumbus war Beſitzer eines ziemlich anſehnlichen Bauerngutes geweſen und erſt vor wenigen Monaten hatte er ſeine junge Frau verloren. Er war gerade ſeit zwei Tagen verreiſ't, als ſie von der Leiter in der Scheune herabſtürzte, und als er Tages darauf heim kam, ward ihm die ſchreckliche Kunde von ihrem Tode entgegengebracht. Er ſchien nun des Lebens im Dorfe überdrüſſig, verkaufte ſein Gut und bekam von ſeinem eigenen Vermögen und dem ererbten Eingebrachten ſeiner Frau eine bedeutende Summe Geld in die Hand.

Von ihm zuerſt war der Auswanderungsplan gefaßt worden, und er hatte dafür namentlich das junge

Volk begeistert. Einstmals sagte er zu den Versammelten:

„Ich bin's doch, der euch zuerst den Weg nach Amerika gezeigt hat, und ich ziehe vor euch her und bin euer Herzog. Ich habe Amerika für euch entdeckt, ich bin euer Columbus."

„Herzog Lumbus!" schrie Alles, und seitdem führte er diesen Namen mit Stolz und majestätischer Würde.

Der Name des edlen Mannes, der mit unbeugsamem Muth eine neue unbekannte Welt entdeckte, die für so viele Hülflose und Freiheitsuchende ein Zufluchtsort geworden, wurde hier zu einem Spaß verwendet.

Herzog Lumbus war ein stattlicher Mann, der seitdem er auszuwandern beschlossen hatte, seinen rötlichen Bart unverschoren ließ; das war die einzige Pflanzung, die er noch zu Hause anlegte, er nannte sie seinen fürstlichen Domänenwald.

Auf den heutigen Abend versprach er eine große Zeche.

„Wir wollen einen ganzen Acker vertrinken!" rief er, und seine Schaar war dazu willfährig. Sie geberdeten sich überhaupt wie ehedem die Rekruten, bevor sie in die Garnison einzogen, die Tage und Wochen lang sich alle Freiheit herausnahmen und von der gewöhnlichen Ordnung der Welt nichts mehr wissen wollten.

Als man spät in der Nacht vom Zechen aufstand, rief der Herzog Lumbus:

„Wirthschaft! heda! das Hofthor aufgemacht, es will ein Acker hinaus!"

Unterdeſſen war Stephan längſt mit einigen ruhigen und beſonnenen Männern nach Hauſe gewandert; ſie ſahen wohl ein, daß das Tollen und Jubiliren der falſche Weg zum wahren Fortkommen ſei; aber es gelang ihnen nicht, ihre Angehörigen vom Herzog Lumbus loszumachen, und Einige machten ſogar manchmal gute Miene zum böſen Spiel und tranken ſelber mit.

Tagelang ging nun Stephan umher und hegte den Gedanken an das Leben in der neuen Welt in ſich.

Ein Menſch, der ſich dem Gedanken der Auswanderung hingiebt, iſt wie ein Baum, der plötzlich aus ſeinem Erdreich geriſſen worden; die Wurzeln, die im Dunkel ruhten, liegen zu Tage und es iſt leicht möglich, daß er verkommt und verdorrt, bevor er neuen Grund gewinnt.

Mit Margret redete Stephan kein Wort von ſeinem Vorhaben. Ganz allein wollte er den Plan vollenden. Auch kannte er wohl die Hinderniſſe, die der Ausführung entgegenſtanden, und erſt wenn dieſe beſeitigt waren, wollte er mit der fertigen Zurüſtung hervortreten. Er dachte immer, hier zu Lande könne er kein rechter Mann werden, das werde erſt in der neuen Welt friſch beginnen. Es kam ihm vor, daß er jetzt erſt zu ſeiner Manneskraft erwache und allerdings war dies in gewiſſem Sinne der Fall. Er fand einen gewiſſen Stolz, ein Selbſtgefühl darin, ohne Dreinreden eines Andern Alles abzumachen: aber er ſollte erfahren, wohin man gelangt, wenn man ſich von den Menſchen entfernt, die uns zu Eigen gegeben ſind, und wie er einem Abgrunde entgegenſtürzte.

Margret ihrerseits hegte auch ein neues Leben in sich und sie wagte nicht, solches Stephan zu offenbaren. Er war ihr doch vor Gott und der Welt angetraut, und sie weinte im Stillen, als müßte sie eine Schande verbergen. Sollte ja mit dem neuen Leben neuer Kummer in's Haus kommen; hatte doch er den Tod des ältesten Kindes mit einem Kaltsinn ertragen, als wäre ihm dadurch nur eine Last von der Schulter genommen.

So waren zwei Menschen, so nahe verbunden, unter demselben Dache, wie durch Meere getrennt.

Bei seiner Arbeit schüttelte Stephan den Kopf, als säßen ihm Bremsen im Gehirn; dann hielt er bisweilen Minutenlang einen Stein unter dem Fuß und vergaß ihn zu zerspalten, so sehr hatte er sich in Gedanken verloren. Die Zeit kam ihm dabei unendlich lange vor, denn ihm fehlte auch das einzige Kleinod, das er sich durch alles Elend noch erhalten hatte: seine Taschenuhr. Um die Begräbnißkosten zu bestreiten, hatte er sie zwar nur verpfändet, aber er wußte, daß er sie nie wieder einlösen könne; es war ihm zu Muthe, wie wenn er dadurch ein Stück von seinem Wesen verloren habe, als ob nach und nach seine Gliedmaßen sich ablös'ten, als spürte er die Verarmung leibhaftig an sich. Sonst hatte er oft Tagelang nicht nach der Uhr gesehen, jetzt meinte er, es fehle ihm ein Theil von seinen Sinnen. Wenn es im Dorfe eine Stunde anschlug, hielt er inne, um zu wissen, welche Zeit es sei; als ob er das ganz genau im Kopfe haben müsse und sonst nicht leben und nicht arbeiten könne. Strich der Wind

so, daß er keine Glocke vernehmen konnte, so kam es ihm vor, als ob er in tiefer Wildniß, fern von allen Menschen wäre, und dann dachte er wieder: so wird es einst auf deinem Gut in Amerika sein, da giebt es keine Dorfuhr mehr, da läutet keine Glocke, da mußt du dir selber die Zeit bemessen und dir Alles selbst richten. Waren einmal die Gedanken auf dem Neubruch im Urwalde, so dünkte ihm jeder Schlag, den er hier noch auf Zerspellung eines Steines wendete, wie eine unnütze Verschwendung; für sein eigen Gut wollte er arbeiten und nicht bloß für kärglichen Tagelohn. Und einst griff er wiederum nach der Tasche, wo er ehedem die Uhr gehabt, und er dachte: wenn das Bett der Großmutter frei wird, da kann man die Uhr dafür einlösen. Es war ihm plötzlich, als ob seine Gedanken der Großmutter die Kissen unter dem Kopfe wegzögen; er lachte unwillkürlich und weiter jagte sein böser Geist mit ihm davon. — Der Tod der Großmutter war fortan sein einziges Dichten und Trachten. So lange sie lebte, konnte Margret nicht in die Auswanderung willigen; auch hätte Niemand das Häuschen gekauft, worauf die Großmutter noch ein Leibgedingrecht hatte.

Eines Sonntagmorgens war Stephan der Erste, der die Kirche verließ, draußen aber stand er wie angewurzelt fest; er ließ alle Kirchgänger an sich vorübergehen, betrachtete sie starr und dachte, was Der und Jener dazu sagen würde, wenn die Großmutter plötzlich stürbe.

Zu Hause war er fast immer stumm und brauste nur bisweilen im Jähzorn auf, das Kleinste machte

ihn ärgerlich; er haderte mit der Welt, weil er mit ſich haderte . . .

Es iſt dir wohl auch ſchon begegnet, daß du Tage und Wochen lang in der Welt umbergingſt und kaum etwas davon ſahſt, denn deine Seele war ein einziger Gedanke, der dich überall anſchaute; wie in einem Taumel lebteſt du da, Alles iſt dir fremd und du ſelbſt biſt dir faſt fremd geworden, und was du endlich thuſt, — es mag entſcheidend ſein für dein ganzes Leben — du thuſt es kaum mehr mit hellem klaren Willen. Wohl dir, wenn es ein rechtſchaffener Gedanke war, der ſo dich aufgenommen, dich zu Thaten ermuthigte und ſtärkte, die über deine ſonſtige ſchwache Kraft hinausreichten.

Stephan beſuchte noch allabendlich die Vorleſungen des Lehrers, aber er hörte wenig mehr davon; er ſaß da, aber ſeine Seele war weit weg und rang einen ſchmerzlichen Kampf. Margret merkte wohl, was mit ihm vorging, aber das Letzte ahnte ſie doch nicht.

Das häusliche Elend vermehrte ſich; der Tagelohn blieb derſelbe und die Preiſe der Lebensmittel ſtiegen mehr als über das Doppelte. Die Großmutter war wieder friſch auf, und immer hieran heftete ſich die Leidenſchaft Stephans. Eine wunderbare Veränderung war mit ihm vorgegangen, er richtete ſich immer ſtraff auf und griff Alles keck und behend an, denn ihn ermuthigte eine Hoffnung. Aber wie ein ſchwarzer Fleck durchſchnitt alsbald wieder das Hinderniß die ſchimmernde Zukunft. Er fand einen eigenthümlichen Troſt darin, den zur Auswanderung Entſchloſſenen in

Abwickelung ihrer Verhältniſſe und in Zurüſtung zu ihrer Abreiſe beizuſtehen. Es war ihm wie damals, als er Denen half, die aus dem Soldatendienſt wieder an den heimiſchen Herd zurückkehrten; ſie konnten Alle luſtig fortziehen, ſie hatten ein Daheim, das auf ſie wartete: jetzt aber wollte Stephan ſelber mit fort. Es lag ihm im Sinn, als ob drüben über'm Meere kräftige Baumſtämme und ſaftige Ackergründe ſeiner harrten und ſo zu ſagen verwundert fragten, warum er ſo lange nicht käme.

In dieſem Umgange aber mit Menſchen, die keinerlei Arbeitspflicht mehr in der Heimath hatten, verſäumte auch Stephan vielfach ſeine Obliegenheit und vermehrte dadurch ſeine Noth.

Und wenn er dann wieder allein bei der Arbeit war, dachte er: warum ſchlägt man im Kriege Hunderte todt, und wird als ein Held geprieſen? — hier iſt ein Menſchenleben, das uns Alle täglich tiefer in's Elend zerrt — ſie *will* ſterben, warum beif' ich ihr nicht? . . . So dachte er und er hob den Hammer hoch in die Luft und ſchlug dann auf die Steine, daß die Splitter davonflogen; und er dachte wieder: es giebt doch nichts Schmählicheres, als auf den Tod eines Menſchen hoffen und harren; Alles lebt ſo gern, warum ſoll es denn mir aus dem Weg gehen? Nein, du ſollſt noch leben, Alte, ſo lange du magſt; es iſt doch gut, daß nicht alle Gedanken gleich wahr werden...

Zu Hauſe konnte er indeß doch der Großmutter nicht in's Auge ſehen; er fühlte ſich eines ſchweren Verbrechens gegen ſie ſchuldig. Und einſt, als er ihr mit

Mißgunst und leisen Verwünschungen zusah, wie sie so tapfer die Speise verzehrte, ward er sich plötzlich dieses Frevelgedankens bewußt und reichte ihr den Bissen hin, den er eben zum Munde führen wollte.

Nicht immer aber konnte er ihr einen Bissen vom Munde reichen; Hunger und Verzweiflung preßten ihm die Lippen zwischen die Zähne.

Es war kein Bettstück mehr im Hause, als das, worauf die Großmutter lag; alles andere war verkauft. Stephan legte sich hungernd nieder, und deckte sich mit seinem alten zerrissenen Soldatenmantel zu. Margret hatte das Kind zu sich genommen, sie wollten sich Beide einander erwärmen, aber sie fand keine Ruhe, und ihr war, als ob es tief in ihr nach Nahrung schreie. Dazu kam noch der Unfriede mit ihrem Mann; sie wollte mit ihm reden, denn Worte waren ja noch das Einzige, was ihnen gegeben war; sie wollte ihm Alles offenbaren, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt und die Zunge wie vertrocknet.

Weißt du wie es thut, wenn man sich hungrig zum Schlafen niederlegt? Du wälzest dich gramvoll hin und her und kannst die Ruhe nicht finden. Schwere Gedanken zerren und reißen an dir, wenn nicht die Noth dich ganz ermattet hat; und kommt der Schlaf und wiegt dich eine Weile in's Vergessen: du zuckst in plötzlichem Erwachen auf, wie von bösen Geistern aufgeschreckt, die nagende Pein zehrt an deinem Leben. Grauenhafte Gebilde, die vor dem Hungernden in einsamer Nacht aufsteigen! Die ganze Welt ist todt und still, dein Gram und deine Noth allein wachen. Ein

Fluch aus dem tiefſten Dunkel deiner Seele drängt ſich empor . . . du willſt verderben . . . Halte feſt o Herz! daß du nicht in Wuth gegen dich und die Welt eine ewige Schuld auf dich ladeſt.

So war Stephan hungernd zur Ruhe gegangen, und ſo erwachte er mitten in der Nacht. Er ſchnellte raſch empor. Wer hat ihm den Steinhammer vor ſein Lager geſtellt? Er fällt kollernd auf den Boden. Iſt's ein Richtſchwert, das ſich regt?... Da ruft Margret, die mit ihm gewacht:

„Um Gottes Willen, Stephan — du wirſt doch nicht mich und das Kind, das ich unter dem Herzen trage, umbringen?"

Stephan ſtürzte unwillkürlich an ihrem Lager auf die Kniee nieder; er konnte lange nicht reden. Tod und Leben begegneten ſich in dieſem Augenblick in ſeiner Seele — er hatte morden wollen und ein junges Leben ward ihm verkündet.

Endlich brach er in heftige Thränen aus.

Margret weinte mit ihm und erklärte, daß ſie ſeine Auswanderungsgedanken wohl kenne, daß ſie ſich aber doppelt vor ihm gefürchtet habe. Stephan wüthete nun gegen ſich ſelber. Margret tröſtete ihn mit liebreichen Worten, und er ſagte endlich:

„Vergiß Alles, verzeih; ich ſeh's, ich ſeh's, wie hätt' ich auf dem einſamen Haus leben können und in mir weiß ich, was ich begangen habe? Frage mich nicht weiter, vergiß Alles, verzeih, du biſt ja gut, ich will dir's gedenken. Wir Beide, wir müſſen mit einander vor Allem ein Herz und eine Seele ſein, wenn

wir auswandern; denn draußen in der weiten Welt auf dem einsamen Gehöfte da haben wir Niemand als uns."

Wie war jetzt alle Noth und die lange Trennung vergessen und den Beiden war's, als ob sie die beste Speise genossen hätten. Traulich sprachen sie über ihre Zukunft, und suchten sich darein zu fassen, einstweilen geduldig auszuharren.

Stephan nahm sich vor, fortan wiederum emsig zu sein und alles böse Sinnen in sich zu tödten. Dieser Gedanke ließ ihn endlich wieder Ruhe finden.

Fortan war Stephan doppelt rüstig in seiner Arbeit. Der Frühling nahte und mit ihm Erleichterung der Noth. Gegen die Großmutter aber legte er eine unbeschreibliche Zärtlichkeit an den Tag, und Margret verstand ihn nicht, was er damit wollte, als er einst sagte:

„Wenn nur die Großmutter noch recht lange lebte! Ich hab' mir gedacht, unser kleines Kind soll in Amerika auf unsrem eignen Boden laufen lernen, — aber es muß sich's auch hier gefallen lassen."

Stundenlang spielte er dann oft Abends mit der Großmutter wie ein Kind und gab ihr Alles nach, denn sie war sehr eigenwillig. Solch ein Thun ist mit wenigen Worten gesagt, aber es gehört in der Wirklichkeit viel Geduld und Zartsinn dazu. Den Gesangbuchvers hörte er die Großmutter regelmäßig ab, oftmals wußte sie aber auch nicht, welchen Gesang sie in der Schule auswendig zu lernen bekommen habe; er las ihr dann die Liederanfänge nach dem ABC vor. Während des

Leſens vergaß ſie aber, was ſie gewollt hatte, und verlangte wieder mit Bohnen zu ſpielen.

Eine beſondere Freude wurde ihr einſt, als der Lehrer ſelber, der zu Stephan zu Beſuch gekommen war, ſie ihren Vers abhörte und ihr ein Bildchen ſchenkte. Auch an dieſer kindiſchen Freude nahm Stephan harmloſen Antheil.

Als im Frühling der große Zug der Auswanderer ſich zur Abreiſe anſchickte, begann die alte Unruhe wieder in Stephan ſich zu regen, und als ſie draußen, wo er Steine klopfte, an ihm vorüber fuhren, ſagte er bitter lächelnd zum Abſchied:

„Ich muß die Wege gut in Stand halten, damit ihr gut fort könnt; aber es kommt mir auch vor, wie wenn ihr der Bahnſchlitten wäret, der durchbricht, daß ich beſſer nachkommen kann.“

Der Herzog Lumbus lärmte und ſang unaufhörlich bei der Wegfahrt; er wollte Nichts von dem tiefen Herzeleid wiſſen, das jetzt ſo Viele ergriff.

Mit dem Herzog Lumbus hatte Stephan ſtets in einem eigenthümlichen Verhältniß geſtanden. Er ließ ſich nie zur Theilnahme an ſeinen Schmauſereien verleiten; eine gewiſſe Scheu vor dieſem Menſchen lebte in ihm, und doch konnte Niemand ihm etwas Böſes nachſagen. Daß er einen guten Theil ſeines Geldes verthat, ging ſonſt Niemand etwas an. War's vielleicht der Trotz, die oberherriſche Keckheit, mit der Herzog Lumbus die Welt anfaßte und die Menſchen behandelte wie Puppen, die er bald da, bald dort aufſtellte, und nach ſeiner Laune aufjauchzen und tanzen ließ, —

war's vielleicht dies, was Stephan von ihm entfernt hielt? In der That dachte Stephan oft vor ſich hin: ſo ein Menſch, der Geld hat, ſieht doch ganz anders in die Welt hinein; er iſt überall daheim und kann Alles kaufen und haben. Unſereins iſt immer bang und furchtſam, und meint, es käm' alle Augenblick Jemand in's Haus und jagt Einen fort.

Als nun der Herzog Lumbus vorüberfuhr, ſagte er zu Stephan: „Du, Steinhammer, in Amerika kauf' ich mir ein Herzogthum und heiß' es Lumbia, und wenn du kommſt, ſchenk' ich dir hundert Morgen Ackers.“

Stephan antwortete nicht.

In den erſten Tagen nach Abgang des Zuges war's im ganzen Dorfe, als ob überall eine Lücke wäre; da fehlten die von jeher gewohnten Menſchen und Jedes meinte, man werde ihrer nie vergeſſen. Aber wie das ſo geht. Wenn ein Menſch oder eine Gemeinſchaft in den Strom des Lebens verſinkt und dem Auge entſchwindet: es iſt doch nur wie ein Stein, der in's Waſſer fällt; Anfangs öffnet er den Strom und bricht ihn, dann zieht er nur noch verſchwimmende Ringe, bis endlich die Welle wieder gleichmäßig fortfließt.

Als die Wanderer fortzogen, beriethen ſich die jungen Schwalben noch mit heimlichem Zwitſchern, auf den Weiden am Bache ruhend, wo ſie ihre Neſter anheften ſollten; ſie flogen dann auf und umkreiſten manche Dachfirſte und beſprachen in der Luft ihren Bauplan. Noch hatten ſie ihre Neſter nicht vollendet, als faſt Niemand im Dorf mehr daran dachte, daß auch von hier einſt ein Wanderzug von Brüdern ſich entfernt,

um in fernen Landen sich anzubauen. Wo flatterten sie jetzt umher?

Nur Stephan und der Lehrer sprachen oft von den Entfernten und geleiteten sie mit ihren Gedanken bis über das Meer.

III.

Der Herbst war wiederum da. Ein munteres Mädchen hatte die Familie Stephans vermehrt, aber ein Freund war ihm entzogen: der Lehrer war verhaftet. Er hatte einen Brief von seinem mit ausgewanderten Bruder erhalten, worin das traurige Loos der Auswanderer mit grellen Farben geschildert war. Sie hatten Wochenlang auf die Ueberfahrt harren müssen und nirgends Hülfe gefunden; die Ueberfahrtsverträge wurden von den Schiffsrhedern wortbrüchig aufgelöst und nirgends fanden die Verlassenen einen Beistand, der ihrer Klage Nachdruck gegeben hätte. Dazu kam, daß Viele in die Hände von Betrügern und Seelenverkäufern fielen, und sich aus Mangel an Geld und an Fürsorge nach den ungesundesten englischen und französischen Colonien übersiedeln ließen, wo sie nach wenigen Jahren einem gewissen Tode entgegen gingen. In dem Briefe des Bruders hieß es:

„O wir Deutschen! Wißt ihr's, ihr seid Deutsche! Wenn ihr hinaus kommt über die bunten Grenzpfähle der landesväterlichen Obhut, da merkt ihr's, was ihr in der Welt geltet und wie überall Wächter eures Heils aufgestellt sind. Wir bezahlen von unsern Steuern die Gesandten in allen Residenzen der Welt, damit sie

Kurierpferde keuchen machen und berichten, welche Feste gefeiert wurden, welche hohe Niederkunft stattgefunden hat — die Unterthanen aber, welche die Steuern bezahlen, bedürfen keines Schutzes in fremden Landen. Mögen sie zu Grunde gehen, das Gespött der Welt sein und höchstens ihr Mitleid erregen — was liegt daran? Wenn ein Bekannter von uns gestorben ist oder ein Kunde, der uns mit ernähren half, so geben wir ihm das Geleite bis zur Ruhestätte im Grabe; die Unterthanen aber, die bis jetzt lebendige Glieder des Staates waren, und die größtentheils aus Noth und Furcht vor der zukünftigen Noth auswandern — sie gehen die staatliche Fürsorge nichts mehr an. Nur so lange ihr Steuern bezahlt, nimmt man euch in Obhut, bezahlt ihr keine Steuern mehr, könnt ihr zum Teufel gehen."

Gerade um vor fahrlässiger Auswanderung zu warnen, hatte der Lehrer mehrere Abschriften von dem Briefe nehmen und auf diese Weise verbreiten lassen, weil die Erlaubniß zum Druck in einem öffentlichen Blatte von der Polizei versagt worden war. Darum war nun der Lehrer verhaftet.

Stephan stand eines Sonntagmorgens an den Pfosten der Hausthür gelehnt und sah ruhig den Schwalben zu, die pfeilschnell durch die Luft schossen. Der Gedanke an die Auswanderung, der stets in ihm schlummerte, erwachte leise wieder; er dachte, daß auch die Schwalben hier auswandern wollten, und nun keine Ruhe mehr hätten, da sie Frost und Hunger leiden müßten. Sie konnten frei ziehen, denn die Thiere haben nur für sich zu sorgen und für ihre Jungen

blos so lange sie noch klein sind; Eltern kennen sie nicht.

Das war doch noch ein Ueberrest von den alten bösen Gedanken; aber Stephan war's, als hätte ein anderer Mensch und nicht er selbst diese ehedem in sich gehegt.

Da erscholl es plötzlich von allen Seiten: „Der Herzog Lumbus ist wieder da! der Herzog Lumbus ist wieder da!"

Ein Mensch in zerfetzten Kleidern rannte durch die Gassen dem Kirchhofe zu und schrie mit schäumendem Munde: „Mein Weib, mein Weib gebt mir! Wo ist sie? Ist sie nicht da? Wo ist sie? Schlagt mich todt."

Es läutete zur Kirche und er schrie:

„Wird sie jetzt begraben? Wer hat sie umgebracht? Wer sagt, daß ich's bin? — Ja, ich bin's! Ich, ich. Schlagt ihn todt!"

Die Kirchgänger umstanden den Rasenden, der sich immer auf die Brust schlug, daß es laut dröhnte, und dabei schrie:

„Seht ihr, auf der Strickleiter im Schiff, da ist sie hoch oben gestanden, und ihre Schürze hat in der Luft geflattert; ich kann nicht hinauf auf's Schiff, ich kann sie nicht hinabstürzen ... Von der Leiter in der Scheune hab' ich sie hinabgestürzt und habe drei Tage im Heu gesteckt — Meint ihr ich sei fortgewesen? Ich war nicht fort, ich bin nicht fort, ich bin da! ..."

Er sank in heftigen Zuckungen zusammen, und Stephan war der Erste, der zitternd, aber doch voll Kraft, den vom Fieber Ergriffenen anfaßte, um ihn in

das nächſte Haus zu tragen. Es war ihm als trüge er ſich ſelbſt, ſeinen Doppelgänger, ſo dahin.

Hier hatte Einer vollbracht, was er nur gewollt hatte. Mit zärtlicher Sorgfalt bemühte er ſich um den Raſenden; und als dieſer endlich zur Ruhe und Beſinnung gelangte, ſchnitten ihm ſeine Worte tief in die Seele; denn er ſagte:

„Stephan, du biſt gut; ich danke dir, du biſt immer gut geweſen.“

Zu Hauſe ſah Stephan die Großmutter immer mit einem Blick voll Dank an. Sie hatte er einſt als Grundurſache ſeines Zurückbleibens in Noth angeſehen, und nun war ſie ihm zum Schutze vor viel gräßlicherem Elend geworden.

Nach wenigen Tagen wurde der Lehrer wiederum frei; aber er erkannte nun auf's Neue, daß ſeine kärgliche Stellung untergraben ſei, und auch er beſchloß gemeinſam mit Stephan auszuwandern.

Stephan aber ſollte noch vorher eine ſchwere Buße und Sühne erleiden für das böſe Sinnen, das früher in ſeinem Herzen aufgeſchoſſen war.

Eines Tages ſchlug er auf dem Speicher losgewordene Bretter feſt. Ehedem hatte er unbekümmert das Unordentliche und Zerfallende mit anſehen können: ein Dachladen konnte ſich kaum noch mühſelig in einer Angel halten, man konnte hundertmal über die lockeren Bretter ſtolpern — jetzt aber ſchlug er da und dort Alles feſt, er wollte auch ſein Haus ſauber und geordnet zuſammenhalten ſeitdem er begonnen hatte, ſich ſelber in ſeinem Denken und Thun feſt zuſammen zu

nehmen. Die Großmutter saß auf den Stufen der Treppe, die zum Speicher führte, und spielte mit der Katze. Plötzlich ward ein durchdringender Schrei vernehmbar, die Großmutter stürzte jählings herab. Stephan eilte herbei, und stand oben an der Treppe mit dem Hammer. Mehrere Nachbarn waren herzugeeilt, sie umstanden die Herabgestürzte, die in schwerem Röcheln auf der Steinplatte lag.

Todtenbleich starrte Stephan auf die Leblose: da war nun endlich, was er ehedem verborgen in der Seele so oft gewünscht hatte. Ein tiefer Schreck ergriff ihn, als hätte sein Wünschen das vollführt. Er wollte die Anwesenden entfernen und rannte wie von Sinnen umher, er wußte nicht, was er thun sollte. Da kam der Landjäger und Stephan mußte mit in das Verhör.

Was er tief im geheimsten Winkel seiner Seele verborgen und ausgekämpft hatte, was er glaubte, daß nie eine sterbliche Seele ahnen könne — es lag so im Sinne Aller, daß man alsbald eine Anklage darauf stützte.

Denn er war beschuldigt: die Großmutter mit dem Hammer herabgestürzt und getödtet zu haben.

Der von Gewissensbissen heimgetriebene Herzog Lumbus, der sich freiwillig der Todesstrafe ausgeliefert, hatte solchem Verdacht in den Herzen der Nachbarn leicht Raum gegeben.

Und doch hätten sie bedenken sollen, daß gerade dieses grausenhafte Ereigniß Jeden abschrecken mußte von einem solchen Verbrechen.

Wie empfand jetzt Stephan auf's Neue all' den

Schauder seiner früheren Mordgedanken. Da lagen sie nun offen vor den Augen des Richters, als fluchwürdige vollendete That. Er konnte und wollte nicht läugnen, was ehedem seine Seele belastet hatte; mußte aber das nicht seine Schuld als offenkundig und erwiesen darstellen?

Margret, entschlossen wie sie war, hatte ihren Mann, als er von dem Landjäger abgeführt wurde, nur mit einem großen Blicke angesehen; dann griff sie rasch zu und unterließ keinen Belebungsversuch an ihrer Mutter. Glücklicherweise gewann die Alte die Sprache wieder und jetzt, wie das so oft geschieht, in der Stunde vor dem Tode, erlangte sie die volle Kraft des Geistes und erzählte, daß sie habe die Katze haschen wollen, von ihr aber hinabgerissen und auf den Boden gestürzt sei. Noch am nämlichen Abend, ehe sie verschied, ward Stephan freigelassen.

Als die Großmutter begraben wurde, stand er weinend an der offenen Grube: es waren die letzten Thränen, die er auf heimischem Boden weinte; denn mit unerschütterlicher Ruhe bereitete und vollführte er seine Auswanderung. Er war stark geworden im Kampfe mit sich und der Welt.

Er war aus der schwersten Versuchung errettet worden, hatte in harten Prüfungen sich selbst und die Seinigen kennen gelernt, und war nun einzig mit sich und den Seinigen. Mit verjüngtem Muth konnte er dem neuen Leben entgegen steuern.

Der Lehrer und Stephan hatten nun noch ein neues Band, das sie vereinigte: sie hatten nun auch noch das

vaterländiſche Gefängniß kennen gelernt. Stephan hatte den Auswanderungsplan fort und fort in ſich getragen, aber nur ähnlich wie er an jenem Abend, da wir ihn zuerſt kennen lernten, aß, weil er ſich's einmal vorgenommen hatte, und ohne etwas davon zu ſchmecken; jetzt kam ein neues Reizmittel hinzu, er hatte eine öffentliche Buße erfahren für einen Kampf in ſeinem Herzen.

Stephan und der Lehrer mit ihren beiderſeitigen Familien gehörten zu den Erſten, die, von dem raſch gegründeten Schutzvereine für Auswanderer unterſtützt, nach Amerika auswanderten.

Von der Heimath bis zu ihrem Beſtimmungsorte wurden ſie aus einer guten Hand in die andere gegeben, und oft gedenken ſie ſtillſegnend derer, die ohne Eigennutz, aus reiner Menſchenliebe, ihnen den traurigen Weg der Auswanderung ebneten.

Das jüngſte Kind Stephans, welches den Namen der Großmutter trägt, lernte in der That erſt auf amerikaniſchem Boden laufen, und er liebt es, das Kind Großmutter zu nennen und dabei der Verſtorbenen zu gedenken.

Neuer deutſcher Briefſteller.

Brief des ſchwäbiſchen Bäckergeſellen Anton Händle aus Berlin, im Juni 1847.

.... Und jetzt freut's mich erſt rechtſchaffen, lieber Bruder, daß ich hierher gekommen und noch da bin;

ich hab' das Schönste und auch das Traurigste mit erlebt. Hab' ich dir's aber nicht schon vor zwei Jahren gesagt: hier in Berlin summt's und surrt's wie in einem Bienenstock, der stoßen will? Jetzt haben sie den jungen Bienenstock drinnen im weißen Saal im Schloß; es ist ein Beobachtungsstock wie der Pfarrer daheim einen hat, es ist nur eine Haube von Strohgeflecht darüber gestülpt, drinnen aber ist er von durchsichtigem geschliffenen Glas, daß man sehen kann, was das Volk macht und treibt. — Nicht wahr, ich könnt' mich für einen Propheten ausgeben, weil ich's vorher gesagt hab'? Es ist aber nichts mit dem Prophezeien. Wenn man die Augen und das Herz weit aufmacht und merkt, was Alle denken und wollen, da kann man leicht sagen, was kommen muß: denn was Alle denken und wollen, das muß kommen, bieg's oder brech's.

Ja lieber Bruder, da fällt mir ein, daß du meinen Brief dem Gevattersmann übergeben hast und der hat ihn vor aller Welt drucken lassen. Anfangs bin ich blitzmäßig erschrocken und hernach hat mich's gewurmt und ich hab' mich geschämt, wieder unter meine Kameraden zu gehen, weil die jetzt Alle wissen, was ich denk' und wie mir's um's Herz ist. Es war mir, wie wenn ich nicht mehr bei mir selber daheim wär', wie wenn jetzt alle Leut' bei mir aus und eingingen und ich bin gar nicht mehr allein. Ich hab' mich aber wieder besonnen und will's festhalten: was liegt daran, wenn sie dich jetzt auch ein bisle ausspötteln? In fünfzig, sechzig Jahren ist nichts mehr von dir da und

da ist's All eins; wenn du nur ein ehrlicher Kerl gewesen bist. Wenn man gradaus, aufrichtig und wahr ist, kann man vergnügt sein, sei man allein oder unter Menschen; alles Andere ist nichts.

Wenn ich's aber doch nur vorher gewußt hätte, daß alle meine Worte in die weite Welt kommen, ich meine ich hätte Manches besser oder doch ordentlicher gesagt. So ist mir's aber auch vorigen Winter gegangen: da hab' ich mich im Gesellen-Verein hinaufgestellt und hab' den Preußen gesagt, wie es nicht wahr sei, daß wir daheim einen Haß und Zorn auf sie hätten; die Backen haben mir gebrannt und es war mir, wie wenn der Athem der Zuhörer mir wie warme Sonnenstrahlen in's Herz fließe. Wie ich hernach heruntergestiegen bin und Alles hat gejubelt und hat mir die Hand gedrückt und der schwarzbärtige Kamerad aus Danzig hat mir einen Kuß gegeben, da ist mir's bei alledem doch gewesen, als wenn ich mein Sach' nicht recht gesagt hätt'; ich wäre gern noch einmal hinauf, aber ich hab's fein bleiben lassen. Draußen ist das Wort und das holt man mit zehn Gäul' nicht mehr ein.

So ist mir's auch mit dem Brief gegangen. Da und dort möchte ich gern noch Manches zusetzen; aber wer kümmert sich um den vorjährigen Schnee, wenn die Sommersonne da ist? Und jetzt redet man nichts mehr von alten Sachen, da gilt nichts mehr vor der einzigen großen.

So geht's, jetzt bin ich schon so keck, daß ich dir einen Brief schreibe, von dem ich weiß, daß der Gevattersmann davon drucken läßt. Ja, sag's ihm nur,

er ſoll's von Haus zu Haus verkünden, daß wir Deutſche erſt jetzt recht anfangen tapfer und tüchtig zu werden, und daß die Preußen vorne dran ſtehen.

Und wie ich jetzt ſo in die Welt hinaus rede, da iſt mir's, wie wenn mir alle Menſchen denken helfen und ich weiß nicht mehr wer ich bin und Alles iſt bei mir.

Freilich will mir das Herz klopfen, weil ich jetzt ſo zu Allen rede, die deutſch leſen können; aber ich denk' wieder: hat ja der König geredet, was ihm in den Sinn gekommen iſt, und hat's nachher noch Wort für Wort drucken laſſen, und reden ja die Abgeordneten frei von der Leber weg — nun ſo meinetwegen, ſo darf ich's auch und brauch' mich nicht zu ſchämen und zu fürchten. Kommt auch etwas krumm heraus, es geht nicht Alles gerad' auf der Welt. Die Oeffentlichkeit iſt die Hauptſach' und das iſt auch das Beſte an der preußiſchen Verfaſſung. Hapert's auch ſonſt noch an allen Ecken und Enden, es muß beſſer werden. Mir iſt's jetzt, als müßte jeder Deutſche ſeine beiden Herzkammern zu öffentlichen Kammern machen und es drin landtagen laſſen.

So iſt's, lieber Bruder! Ich meine aber damit nicht bloß dich, mit dem ich Einen Vater und Eine Mutter habe, nein, ich meine dich, lieber Bruder, der du ein deutſches Herz im Leib haſt.

Du erinnerſt dich noch aus meinem früheren Brief, daß ich mir unſere würtembergiſche Verfaſſung angeſchafft und eifrig darin geleſen habe. Jetzt bin ich auch noch mit mehreren Landsleuten, mit Studirenden

hier bekannt worden, und wir sind gut Freund, und die haben mit mir und noch anderen die Geschichte unserer Verfassung gelesen, und alle die Händel, die gewesen sind, bis ein richtiger Vertrag zu Stande gekommen ist. Wie nun die hiesige Verfassung oder wie man's hier heißt: das Patent herausgekommen ist, da waren wir alle fuchsteufelswild; wir haben's als eine Beleidigung und als einen Spott angesehen. Das macht sich aber jetzt anders, seitdem die Oeffentlichkeit da ist und die Landstände keinen Heller Geld geben, bis sie ihr Recht haben.

Ich habe schon bei unterschiedlichen Meistern gearbeitet. Da war besonders ein wunderlicher Heiliger, der hat uns, wie wir bei ihm angetreten sind, eine meisterlich fromme Rede gehalten, wie er's haben will, wie Alles nach seinem Sinn gehen muß, wie er kein Haarbreit davon nachlassen will, weil er früher selber das Geschäft allein gemacht hat; hernach war er aber doch müd' vom Marktlaufen u. s. w. und hat sich schlafen gelegt und da haben wir Gesellen Mehl eingethan, gefeuert und gebacken, wie's Recht gewesen ist, und wie das Brod fertig war, hat er's nicht mehr zu Mehl machen können.

Bruderherz! Es ist doch prächtig, was es für Männer in der Welt giebt, so Kernmenschen durch und durch, und vielleicht giebt's noch mehr und man weiß nur nichts von ihnen. Das macht Einem die Augen hell, wenn man so in das Gewusel und Getreibe hineinsieht.

Ich sag's und bleibe dabei: wer einen rechtschaffenen

Menſchen gern hat, in dem ſteckt ſelbſt ſo Einer, wenn er ihn auch nicht ſo herauslaſſen kann, und er hilft ihm durch das Gernhaben und will auch ſo werden. Ich bin jetzt viel zufriedener, weil ich wieder neue Menſchen habe, die ich ſo grundmäßig gern haben kann.

Ja, und das freut mich noch überaus: wenn nun ſo ein Einziger glauben will, er habe allein allen Verſtand gefreſſen, oder die ſtudirten Beamten meinen, nur ſie wüßten wo Bartel den Moſt holt, da kann man ihnen ſagen: denkt an Den und Den, da drin im weißen Saal, und ſo giebt's noch tapfere Männer überall in Deutſchland. Da ruft Einem eine Stimme von innen zu: „Friſch auf" oder „Gut Heil" wie man jetzt ſagt.

Sie haben dir hier ein Wahlgeſetz zum Davonlaufen: da muß einer zehn Jahre Grundbeſitz haben, da giebt's noch beſondere Stände, von denen man ſonſt nichts mehr weiß: vielerlei Sorten von Adel, Bürger und Bauern. Darum eben haben wir gezittert, es könnte ſchief gehen. — Es freut Einen, wenn's beſſer geht, als man geglaubt hat, es kommt ſelten vor.

Ich weiß nicht, ich habe jetzt gar keinen Schlaf mehr, ſeitdem der Landtag hier iſt. Sonſt hab' ich mich in aller Gemüthsruhe zu Mittag niedergelegt und dann — gut Nacht Berlin! Jetzt ſchlafe ich viel weniger und es freut mich, daß wir das Brod dahin liefern, wo die Freiſinnigen eſſen und ich möchte ihnen allemal ein „geſegn' es Gott" hineinkneten und hineinſalzen.

Die Zeitung kostet mich jetzt viel Zeit und ich kann sie doch nicht ganz lesen. Wenn man nur auch so zuhören könnte, wie bei uns daheim. Froh bin ich manchmal, daß ich nicht Abgeordneter bin. Mir wär's katzenmäuslesangst, wenn ich über etwas abstimmen müßte, was ich doch nicht so recht versteh'. Laß es aber nur einmal 15—20 Jahre überall in Deutschland landtagen, da wird man viel lernen man weiß nicht wie: das ist die beste Schule.

Einen hitzigen Zorn krieg' ich allemal auf den Mann, der immer schreit: wir wollen machen, daß wir heimkommen; und da giebt es auch noch viele Tölpel, die schreien: der Landtag kostet Geld. Man darf wohl jedes Jahr ein paar Monate den Staat in die Cur nehmen, an dem so viel Angestellte immerfort herumdoctern. Und was kosten denn die? und wie viele Millionen kostet das Soldäterles?

Noch eins verdrießt mich, wenn sich jetzt hier Manche so auf den hohen Gaul setzen und sagen: seht ihr's, das Landtagen in den kleinen Ländern bei euch, das war doch nur den Mäusen gepfiffen. Nein und noch einmal nein, ohne uns wären die Preußen nicht soweit, wie sie sind. Was können die Schwaben, Sachsen, Hessen und Baiern dafür, daß sie in einem kleinen Lande sind und nicht durchführen können, wie sie möchten? Hoch in Ehren muß man sie halten. — Wie herrlich wär's, wenn sie einmal Alle bei einander sitzen könnten in Einer deutschen Kammer!

Ich kenne meine Leute hier oft gar nicht mehr, die

sind dir wie ausgewechselt. Das war dir ein Jammer und ein Elend, wie so Viele nicht gewußt haben, wo aus und ein.

Besonders gekränkt hat's mich, daß so Viele, die ich gern haben muß, gesagt haben: was Verfassung? Was landständische Freiheit und Recht? Brod, Brod müssen die Menschen haben; alles Andere ist nicht mehr werth als ein ausgerissener Knopf. Ich habe ihnen Recht geben müssen und doch hat mich's gewurmt: denn die Ehre und Freiheit ist doch auch was. Aber wahr bleibt's, zuerst muß man zu leben haben. Jetzt aber hat sich's beim Landtag bewiesen, daß ohne die Mithülfe Aller dem Elend nicht beizukommen ist; zu diesem Loch muß die Sache hinaus. In Allem muß das Land das Recht haben für sich selber zu sorgen. Die Bürger müssen durch ihre Abgeordneten Alles einrichten, da sind sie dann bei einander und müssen auf Alles Acht haben. Wie will man's denn anders machen? Die Einkommensteuer, die sie ungeschickter Weise nicht eingeführt haben, das wird der Anfang sein, die Armen zu erleichtern. Und dann muß erst auf's Neue geholfen werden.

Ja, lieber Bruder, gerade weil ich jetzt so glücklich bin — ich will dir ein andermal schreiben warum, und der Gevattersmann darf's nicht ausplaudern — gerade darum schneidet mir die Noth der Menschen tief in die Seele. Ich schäme mich oft, wenn ich satt und vergnügt bin, wie wenn ich's gestohlen hätte.

Ich habe hier den Hungeraufruhr mitgemacht . . .

Ich habe gar nicht gewußt, daß es so jämmerlich

klingt, wenn man: Brod, Brod! ruft, und das klagende Gethue der Weiber und der Kinder, es will mir gar nicht aus dem Sinn. Unsere Bäckerei ist verschont geblieben, aber gerade um die Ecke sind Zwei ausgeplündert worden. Wie wir nun den Abend Alles fest geschlossen haben, wie wir so in der Stube beisammen sitzen und draußen von ferne tobt's wie das wilde Heer: da waren wir Alle stumm, als wenn uns ein böser Geist die Kehle zuschnürte. Der Meister hat, die Hände auf dem Rücken, am Fenster gestanden und die älteste Tochter hat bei der kleinsten Schwester gesessen und bitterlich geschluchzt und mir ist's gewesen, wie wenn mir alle Gedanken aus dem Kopf genommen wären. Wie jetzt die Meisterstochter laut aufweint, da bin ich dir aufgesprungen, wie aus dem Schlaf geweckt; ich habe fortgewollt, helfen, ich weiß nicht was, ich weiß nicht wie. Sie haben mich gehalten, Alle, und Keins hat ein Wort geredet. So müssen Geister stumm mit einander ringen. Jetzt hab' ich wieder auf meinem Stuhl gesessen und alle meine Glieder waren mir wie zerschlagen, und ich habe eben auch laut aufheulen müssen. Ich schäme mich nicht und gestehe es offen. Wie tief im Elend müssen die Menschen da draußen stecken, daß sie's soweit treiben! Es ist gewiß auch viel lärmsüchtiges Gesindel darunter; aber wie viele Hunderte sind bisher bloß arm gewesen, sie bleiben arm und werden jetzt noch — Verbrecher. Das brennt sich ein, unauslöschlich für das ganze Leben. So lange ringen und kämpfen und um eine einzige That auf ewig gebrandmarkt werden: das ist

ſchrecklich! In dieſer Minute habe ich die Qualen der Kerkerjahre mit all den Unglücklichen durchgemacht. Aber ich ſage dir's, in dieſer Stunde bin ich ein anderer Menſch geworden; ich gönne mir nichts mehr, ohne daß ich an Andere denke und ihnen helfe ſo viel ich kann; und mein Glück kommt auch erſt neu von dieſer Stunde. — Das gehört aber auf ein ander Blatt. Kannſt du dir aber denken, wie zwei Menſchen ſich mitten im Elend erſt recht finden und kennen lernen? Gerade wie wir ſo überſelig geworden ſind und das Höchſte bekommen haben, gerade da haben wir erſt recht eingeſehen, wie wir für das Vaterland und die Menſchheit zu wirken haben.

Ich habe das Letzte da eben durchgeleſen und will's wieder ausſtreichen, ich laſſ' es aber doch ſtehen.

Mein Meiſter war bisher auch immer mildthätig, aber wie ich meine, hat er es jetzt doch noch beſſer eingerichtet. Er verzettelt ſeine Gaben nicht mehr, er hat ſich eine dürftige Familie ausgeſucht und dieſe verſorgt er echt menſchenfreundlich mit Arbeit und Brod, und ich und noch Jemand haben auch unſern Anhang. Das, meine ich, wäre das Beſte, wenn man ſeine Gaben nicht ſo hinausſchmeißt und weiter nicht dran denkt, wo ſie hinfallen. Es wäre beſſer, wenn Jeder der's vermag, außer ſeinen armen Verwandten, denen er beiſtehen muß, ſich, wie man ſagt, wildfremde Menſchen aufſuchte und ihr ganzes Leben nach Kräften ordnete und an der Hand hielte; kommt dann noch die großartige Fürſorge der Gemeinde und des Staats hinzu; dann will ich einmal ſehen, ob es nicht anders wird.

Ja, Bruder, das vergangene Jahr war ein großes Lehrjahr in jeder Weiſe.

Ich bin jetzt drauf und dran ein Preuße zu werden und will mich als Meiſter ſetzen. Es wird mir zwar ſchwer, daß ich ein Preuße heißen ſoll: aber das Wort Preußen iſt ja auch nicht ewig.

Ich ſpür's ſchon, daß ich faſt auch ſo etwas von dem Großſtaaten-Stolze kriege, aber Preußen ſteht jetzt einmal vorn dran. Brauchſt dich nicht zu ängſtigen, daß ich Landſtand werde; ich komme nicht hoch genug in die Steuer, und wenn ich mir auch ein Gütchen kaufen könnte, müßte ich doch noch warten auf den zehnjährigen Grundbeſitz, bis ich graue Haare habe.

Bruder, geſtern war ich draußen im freien Feld; der beſte Freund kann's der hieſigen Gegend nicht nachſagen, daß ſie ſchön ſei, aber es war doch ſchön. Die Felder ſtehen alle im reichſten Segen und im Herzen habe ich gejauchzt und eine Stimme in mir hat gerufen: das Korn blüht! Noch iſt es grün, aber die freie Sonne zeitigt's zur vollen Sättigung für Alle, die da hungern. Und da iſt mir der Landtag eingefallen, da hab' ich gedacht: das Korn blüht auch dort! Dort iſt die wogende Saat; noch iſt ſie grün, aber ſie wird und muß reif werden, und wir wollen auch das Unſrige thun: du mußt ſie ſchneiden und dreſchen und der andere Bruder muß ſie mahlen und ich will ſie verbacken. Dein getreuer Bruder

Anton Händle.

Nachschrift.

Ende Juni.

Ein Hagelwetter hat in die grüne Saat geschlagen, die vollen Aehren liegen nieder und wollen ersticken. Der Landtag ist aus und nicht einmal das, daß er zur bestimmten Zeit wiederkehren darf, ist bewilligt worden. Jedes Jahr kommt Frühling und Sommer, das hat Gott als festes Gesetz so in die Natur gelegt und Er hat sich's nicht vorbehalten, daß Er's machen will, wie's ihm einfällt. O! Bruder, was wird nun geschehen und was haben wir zu thun?

Frag- und Antworttafel.

Die Frage, mit welcher der vorstehende Brief schließt, das ist jetzt eigentlich die einzige, die sich jeder deutsche Mann stellen muß; wer weiß augenblicklich die rechte Antwort und wer darf sie aussprechen, wenn er sie weiß?

Nachmärzliches,

oder

drei Säcke und ein vierter und der ist der größte.

Mit der Frage da oben schloß der Kalender, der zu Neujahr 1848 erschien, Jedermann weiß, was seitdem geschehen ist, wenn er sich nicht mit Gewalt zwingen will, es zu vergessen oder zu verleugnen. Die Frage da oben — die zuerst im Juni 1847 öffentlich gestellt wurde — ist kein Prophetenstücklein. Damals folgte bald eine Zeit in der man hoffen durfte, daß das lebendige Wort das geschriebene ersetzen würde, und der Gevattersmann hat, so schwer es ihm auch wurde, sein Theil davon angesprochen und ausgesprochen, und hier stehe nun eine Geschichte, für die er Tausende zu Zeugen anrufen könnte, die sie von ihm gehört als Warnungsruf, und die leider doch zur Wahrheit geworden ist.

Ich will euch — sprach damals der Gevattersmann — nicht in den Sack hineinreden und nur euch zeigen, welcherlei Säcke es gegeben hat und welcher noch alle übertrifft:

Es gab eine Zeit und sie war noch gestern, da hieß es: nur der darf mitreden, nur der hat ein Recht

in bürgerlichen Angelegenheiten das Wort zu ergreifen, wer ſtudirt hat. Alle unſtudirten Menſchen haben nichts als beſchränkten Unterthanenverſtand, haben keine Geltung, müſſen kuſchen und ſich gnädig regieren laſſen. Das war die Zeit als da herrſchte: der gelehrte Schulſack.

Es gab eine Zeit und ſie war noch geſtern, da hieß es: nur der hat ein Recht ſich in die öffentlichen Angelegenheiten zu miſchen, ſeine Stimme abzugeben und eine Geltung zu behaupten, wer viel Geld hat; und ſei ein Andrer noch ſo weiſe und einſichtig, noch ſo ſehr mit ſeiner Thätigkeit betheiligt an dem öffentlichen Wohl und Wehe, er darf nicht dreinreden, er iſt rechtlos weil machtlos. Das war die Zeit als da herrſchte: der Geldſack.

Und dieſe beiden Säcke ſtritten miteinander und der eine ſuchte den andern unterzukriegen bis auf den geſtrigen Tag.

Es iſt eine Zeit und ſie iſt heute und da heißt es: wer etwas gelernt hat, wer die Dinge zu beurtheilen weiß aus Vergangenheit und Gegenwart, der gilt nun nichts mehr — eben weil er etwas gelernt hat. Die Unwiſſenheit und Einfalt allein iſt weiſe. Und andererſeits: wer etwas beſitzt, wer durch Geld und Gut beſonders betheiligt iſt beim allgemeinen Wohl, der darf jetzt nichts mehr gelten — eben weil er Geld und Gut hat. Unwiſſenheit und Beſitzloſigkeit allein iſt fortan berechtigt. Das iſt die Zeit in der da herrſchen will — der Bettelſack.

Wird er Einſicht annehmen und erkennen, daß

Wissenschaft und Reichthum wahlberechtigt sind in der Ordnung der menschlichen Dinge? Oder wird er im Uebermuthe gleich jenen Beiden allein herrschen wollen? Wird er das? Nun —

Es giebt eine Zeit und sie ist morgen und da kommt ein Anderes, bewehrt mit Schwert und Kugel, und es wird alle drei Streitenden einthun und sich allein gelten lassen und das ist der größte von allen Säcken: des Soldaten fein Schnappsack.

Briefwechsel zweier Brüder.

I.

Hans an Ernst.

Hartshausen am 20. April 1855.

Lieber Bruder Ernst!

Gestern, als ich von der Kirchweih in Hirlingen nach meinem Hof heimritt, hab' ich deiner gedacht. Summt mir unterwegs ein lustiger Walzer im Kopf und die Musik ist doch schon lange fern und verklungen und die Musikanten liegen auf dem Ohr und schlafen ihren Rausch aus. Ja, und da hab' ich dein gedacht. Der Marsch vom achtundvierziger Jahre summt dir noch immer im Kopf, aber er ist schon lang vorbei und abgespielt, und die Musikanten liegen auf dem Ohr oder blasen Trübsal im Kerker und in der Fremde. Im europäischen Concert geben nur noch ein paar

Kapellmeiſter den Tact an mit dem Stock. Wie kannſt du nur noch immer glauben: es habe in der Welt etwas zu bedeuten, was Der und Jener denkt, was du und ich und mein Nachbar Hinz und mein Gevatter Michel wünſchen und möchten und hoffen; der Weltlauf fragt nichts darnach, die großen Herren ſpielen jetzt das Stück Weltgeſchichte, in das wir eingepfercht ſind, und ich meine oft: es iſt gut ſo. Was die Menſchen oben auf der Höhe denken, das iſt wichtig und entſcheidend; was dem gemeinen Soldaten unter der Pickelhaube ſitzt, iſt ganz gleichgültig: er muß marſchiren und pariren. Das hättet ihr ihm auch nicht erſparen können. Der Generalſtab beſteht aus wenigen tüchtigen Führern, die machen Alles und haben tauſend und abertauſend von Händen und Füßen. Ihr Herren von der Feder ſolltet darauf ausgehen, auf die Feldherren und ihre Schlachtenplane Einfluß zu gewinnen.

Ich nieſe gerade und das iſt ein Zeichen, daß ich die Wahrheit ſchreibe. Ihr habt ein Sprüchwort wahr gemacht, das ich von meinem Futterſchneider gehört habe und das heißt: der Fiſch ſpringt aus der Pfanne und fällt in die Kohlen. Laß dich lieber braten, guter Fiſch, dann hat man doch etwas von dir. Mein Futterſchneider iſt überhaupt ein großer Politiker und hat allerlei ſeltſame Gedanken. Ich gebe dir's als Räthſel auf, damit deine Weisheit erforſche, warum in der Regel die Futterſchneider ſo eigenthümliche Menſchen ſind; es ſteckt was dahinter.

Jetzt will ich aber wieder auf die Landſtraße fahren und dich daran erinnern, was unſer Vater ſelig im

Jahr 1848 immer gesagt hat: bei den Demokraten gefallen mir die Grundsätze, aber nicht die Personen, und bei den Conservativen gefallen mir die Personen, aber nicht die Grundsätze; drum kann ich bei keiner Partei mitthun.

Freilich sind jetzt diese Parteibenennungen nichts mehr als ausgespielte Loose. Es kann Keines dem Andern Vorwürfe machen. Es ist Eins, wenn der Krug zerbrochen, ob der Krug auf den Stein oder der Stein auf den Krug gefallen ist.

Die einzigen, die jetzt noch in Schriften und Versammlungen wirklich an allen Ecken durchdringen, sind die Pietisten; und die haben Mittel, die ihr nie haben könnt und dürft.

Ihr mit eurer Volksliebe und eurer Volksbildung seid langmüthig wie ein Leineweber, dem alle Minuten der Faden reißt; aber ich sage dir: die große Masse, Das da was ihr aufputzen möchtet wie eine Puppe, ist nichts nutz, ist nicht werth, daß sich ein ehrlicher Mensch darum einen Finger krumm macht. Ihr kriegt Gestank für Dank. Wer recht auf ihnen herumtrampelt, der ist ihnen am liebsten, vor dem haben sie den meisten Respect. Versuch's nur einmal, geh hinaus und zeig' dein gutes Herz, und sie lachen dich hinterrücks aus. Sei noch so hülfreich und ohne Stolz, laß Einen kommen mit dem kleinsten Titel und er gilt mehr als du mit aller deiner Menschenliebe. Wer vor den Menschen Respect hat, vor dem haben sie keinen. Das steht bombenfest, wie unser Förster sagt.

Ihr wollt der großen Masse Einsicht geben, aber

ſie will ſie nicht und braucht ſie eigentlich auch nicht. Nicht alle Menſchen die auf die Uhr ſehen brauchen zu wiſſen, wie eine Uhr beſchaffen iſt, wie das Räderwerk ineinander lauft. Die Hauptſache iſt: daß man wiſſe, welche Stunde es iſt und mit der Zeit auf dem Fleck bereit ſei.

Ihr wollt alle Menſchen in Uhrmacher verwandeln.

Es iſt gut, daß du meinem Brief nicht davon laufen kannſt; du mußt auch einmal eine Predigt hören, du und Alle mit dir. Ihr ſeid Nichts als der Trumpf-Unter; Trumpf-Sau ſticht Alle. Ihr wollt das Volk belehren und ihr wißt nicht, daß das Volk gar nicht belehrt ſein will; es geht an euch vorüber und ſieht und hört euch nicht, und wenn auch, ſo lacht es euch nur aus und denkt bei ſich: „der dumme Kerl! könnte auch ſeine Lunge ſparen.“ Höchſtenfalls denkt Einer oder der Andere: „der Menſch dauert mich, daß er ſich fruchtlos in Ungelegenheiten bringt.“ — Ihr wollt den Leuten Brillen aufſetzen, aber ſie wollen Nichts als eſſen und trinken und viel eſſen und noch mehr trinken, und dazu, denken ſie, braucht man keine Brille. Du guckſt ja auch immer mit deinen vier Augen über's Glas weg, wenn du einen guten Zug thuſt. Und mit Einem Wort, laß dir etwas in's Ohr ſagen: Volk! Volk! der Gedanke Volk iſt Nichts als ein Aberglaube, ein neuer Götze, den ihr euch gemacht habt. Es giebt gar kein Volk, es giebt nur dumme und geſcheite Menſchen. Und damit Punctum. Drum glaub' mir, du vergrämſt dir mit deiner Weltverbeſſerung unnütz dein Leben. Laß dir von unſerer Mutter ihr Sprüchwort

ſagen: Ein Narr wirft einen Stein ſchneller in einen Brunnen, als ihn zehn Weiſe wieder herauskriegen. Merk' dir das und du haſt alle Vernunft in Einem Wurf. Du willſt in einzelnen Pfennigen einbringen, was in Millionen zum Fenſter hinausgeſchüttet wird? Du willſt den Leuten da und dort einen guten Grundſatz einpflanzen, einen Gedanken aufhellen, willſt aus deiner gedruckten Baumſchule ein Stämmchen ſetzen und ein Gärtchen am Haus und am Weg anlegen und — ſchau einmal um: der große Staatsſturm reißt in Einer Stunde ganze Wälder von tauſendjährigen Moraleichen zuſammen und eure ſingenden Gefühlsneſter mit.

Quackſalbern und Medikaſtern iſt verboten, aber an einem ganzen Volk herumquackſalbern, das erlaubt ſich Jeder; aber meine Bauern ſchütten in der Regel die Medicin zum Fenſter hinaus und reden dem Doctor vor, ſie hätten ſie eingenommen.

Sieh dich um, wie man dem Volke den letzten guten Saft durch Brechmittel aus dem Beutel, aus dem Magen und aus der Seele herausholt und — glaubſt du, daß ihr mit euren kleinen Hausmittelchen helfen könnet? Alle eure Hausmittel ſind nichts nutz und die Kanzleiheiligen haben Recht, wenn ſie das Volk ſo kurz anbinden, daß es ſich zuletzt nicht mehr anders helfen kann, als es muß Streuſand freſſen und Tinte ſaufen; iſt auch kein' üble Nahrung wenn man's nur gewohnt, und wer nicht dabei draufgeht, wird's ſchon vertragen lernen.

Die Chineſen, über die man ſo viel gelacht hat, ſind doch die einzig natürlichen und offenherzigen Staats-

weiſen. Ich hab' einmal geleſen, daß dort von Regierungswegen beſtimmt iſt, genau wie viel Loth Speiſe jeder Menſch jeden Tag zu ſich nehmen darf. Der Hausvater muß bei Prügelſtrafe Jedem ſein Zukömmliches zuwägen und dazu hat er eine Waage, die jeden Monat von dem Beamten geprobt und friſch geſtempelt wird. Aller Ueberſchuß gehört dem Herrſcher. Nun ſage: iſt das nicht das eigentliche Paradies, das die Herren Communiſten ſich herbeiwünſchten? Könnten ſie das nicht viel einfacher von einem deſpotiſchen Staat haben? Weißt du keinen Cameraliſten, der die Welt mit geaichten Magen und geſtempelten Löffeln beglücken könnte?

So lange ihr das nicht habt, könnt ihr der Welt nicht helfen.

Was iſt denn eure Hoffnung und Vertröſtung? In Frankfurt am Main haben ſie ein Sprüchwort: es gewinnt Jeder einmal das große Loos, aber es erlebt's nur nicht Jeder. Nach der Berechnung muß jedes Loos einmal in ſo und ſo viel hundert Jahren den großen Treffer machen, aber Bruderherz! kannſt du darauf warten und willſt du dein blinkendes baar Geld, heißt das, deine hellen, gemeſſenen Lebenstage dafür einſetzen? Mein alter Futterſchneider hat vorletzt ein altes Lied geſungen, das paßt ganz auf euch, ich kann dir den Text ſchicken, wenn du willſt, aber der Inhalt iſt unverändert ſo:

„Mutter, Mutter, es hungert mich,
Gieb mir Brod, ſonſt ſtirb ich."
„Warte nur mein liebes Kind.
Morgen wollen wir ſäen."

Als es nun geſäet war, kommt der Troſt: morgen wollen wir ſchneiden. Nach dem Schneiden: morgen wollen wir dreſchen. Nach dem Dreſchen: morgen wollen wir mahlen. Und als es nun gemahlen war: morgen wollen wir backen.

Als es nun gebacken war,
Das Kind lag auf der Todtenbahr'.

Die Gegenwart iſt das hungernde Kind und ihr vertröſtet's immer weiter hinaus bis es ſtirbt. Der Welt kannſt du nicht helfen, aber dir ſelbſt; laß dein eigenes Verlangen nach Lebensglück nicht Hungers ſterben. Jeder iſt zuerſt für ſich auf der Welt und es giebt ihm Keiner was heraus, wenn er ſeine Tage verſpielt oder meinetwegen vergrämt hat, denn das iſt Eins. Willſt du was für Andre thun, ſo läßt ſich's nur von oben machen, nicht von unten. Ich kann dir ein Beiſpiel aus meiner nächſten Erfahrung geben. Die Creditloſigkeit nimmt bei uns auf dem Lande ſchauderhaft überhand, alles Geld läuft den Staatspapieren zu, und Tauſende von Menſchen, die noch im Lande leben, ſind eigentlich ſchon ausgewandert; denn ſie haben ihr Geld in amerikaniſchen Papieren angelegt. Was iſt nun zu thun? Wuchergeſetze ſind nichts als Quackſalberei und wo kein Doctor mehr hilft laufen die Geſcheiteſten zum Schinder. — Wir brauchen nothwendig eine Hypothekenbank. Die Adeligen haben eine für ſich gemacht, aber der Mittelmann und der kleine Bauer hat keine Hülfe. Sie können ſich nicht zuſammenthun und ihre Pfandbriefe auch in guten Umlauf bringen. Wie kann da geholfen

werden? Nur von oben. Drum sag' ich dir noch einmal: es nützt Nichts, wenn ihr wie Samenhändler mit eurem gedruckten Salatsamen hausiren geht. Die landwirthschaftlichen Bezirksstellen können das besser ausrichten, und da sind's wieder nur ein paar Gescheite, die die Sachen ausführen, und wenn's nicht anders geht, nur für sich allein. Ich sage dir also noch einmal: die Welt ist nicht wegen der großen Masse da; die sind da um die Gattung zu erhalten, damit der Herr der Schöpfung nicht aussterbe, und daß es immer Einzelne gebe, die große Geister und gewaltige Herren sind und sich ihre 70 Jahre mit Zugabe vollauf wohl sein lassen und lustig durch die Welt fuhrwerken — und das beste Fuhrwerk ist Trinken, denn dabei geht's alleweil bergab wie unser Vetter Knirps sagt.

Ich bitt' dich also, lieber Bruder, vertrinke und verjuble deine Weltsangst und du hast wohlgethan. Volkswohlfahrt und Menschenbeglückung, es ist alles Nichts als Schwindel und Flausenmacherei. Die Menschen werden, so lange die Welt steht, immer gleich glücklich und gleich unglücklich sein, wenn man's überhaupt und im großen Ganzen nimmt. Einzelnen geht's gut, wenn sie's verstehen, sich's wohl sein zu lassen und wenn sie fressen, derweil sie an der Krippe stehen. Freilich ist ein gutes Gewissen ein ganz nothwendiges Stück zum Wohlsein, und du kannst dir's zusprechen; du hast Niemand Uebles und für Andere mehr als deine Schuldigkeit gethan.

Drum sei jetzt zufrieden, schreie dich nicht mehr aus wie ein Märzenkalb, in Klagen und Ermahnungen. Ihr

Märzenkälber ſeid jetzt ſiebenjährige, mehr als genug zu Maſtochſen herangewachſen. Drum laß ab Bruder, ſchirre dich aus; du wäreſt gerade das rechte Geſpann für deinen Bruder

Hans,
genannt Bruder Luſtig oder meinetwegen
auch Großhans.

II.

Ernſt an Hans.

Grätz in Steiermark im Mai 1855.

Alſo auf dem Heimweg vom Tanz haſt du an mich gedacht, lieber Hans. Glaub' mir nur, ich lebe nicht ſo traurig als du dir's vorſtellſt. Der Tag iſt ſo hell, wenn mir auch das Herz oft blutet, das Leben iſt doch ſo reich, und wenn man nur geſund iſt, giebt's gute Stunden genug. Ich gehöre nun einmal zu denen, die über erfahrnes Ungemach nicht ſo mit leichtem Sinn hinwegturnen können. Es hilft mir Nichts, wenn du mir ſagſt und ich ſelber mir ſage: vorbei iſt vorbei, jetzt vergiß Alles! und ſchau, es iſt vielleicht minder als du dir einbildeſt — es hat keine Haft an mir, ich muß den Sachen auf den Grund gehen und erſt dann komme ich davon los. Die ganze Welt macht's jetzt mit dem vorhandenen Elend wie jener Mann, dem ſein Sohn ſagt: „Vater, unſer Gaul iſt krank.“ „Sei ſtill!“ antwortet der Vater, „red' nicht davon, dann vergißt er's!“

Ich kann mir nichts läugnen von dem was ich

weiß. Ich habe nicht, wie so Viele jetzt thun, meine Vaterlandsliebe zur Ruhe gesetzt, und darum ist mir das Herz schwer. Das Einzige, was ich dabei thun oder eigentlich nur geschehen lassen kann, ist: daß ich mich nicht absperre gegen den Trost, den die Zeit mit sich bringt; daß ich Licht und Luft scheinen und klingen lasse in die Nacht meines Kummers. Und ich sage dir: auch das Versenken in das Unheil, in dem wir stehen, ist nicht lauter Schmerz, denn ich thue dagegen was in meiner Kraft steht, um noch zu nützen; und das macht mich zufrieden, wenn auch nicht froh. Freilich überfällt mich's oft in stiller Nacht wie namenlose Wehmuth, und ich möchte weinen und tief in mir tönt eine Klage, daß ich nun auch dahinfahren muß, von der schönen Erde scheiden, und nicht sehen soll das Menschenheil, das ich mir dachte. Verzweiflung will dann über mich kommen, ob Menschenheil und Bruderliebe je wirklich sein werden, ob nicht Alles Trugbild, lächerliche Hoffnung unserer Eitelkeit sei. Da ringe ich dann in stiller Nacht mit den bösen Geistern der Verzweiflung und ich kämpfe sie nieder.

Das Jahr 1848 war die Kugel, die wir schon so lange im Lauf hatten; wir haben losgeschossen und — haben gefehlt. Wir haben uns geirrt in dem wessen wir fähig sind, aber darum sind wir selber und ist unser ganzes Volk noch nicht verloren. Die Vereinigung von Stubengelehrten- und Kneipenweisheit hat Nichts zu Stande bringen können; aber es ist zu allen Zeiten so gewesen, daß es an der Einsicht Weniger nicht gefehlt hat, dagegen nur an dem Muthe folge-

richtiger Handlungsweise. Schon der große Redner Demosthenes sprach zu den Athenern: „Meine Mitbürger zu überzeugen, was in dem gegebenen Falle das Beste für sie wäre, habe ich nie schwer gefunden; denn zur Noth wissen sie das selbst. Schwer aber habe ich's gefunden: sie zu bestimmen, daß sie auch danach handeln."

Doch — du wirst wieder über meine Brille spotten und darum will ich dir getreulich folgend antworten: sage deinem Futterschneider ein Sprüchwort, das er wohl nicht kennt und das heißt: von unnützen Gängen ist der Wolf weise. Das gilt auch in der Weltgeschichte. Dein erster Vorwurf heißt in meinem Sinn: ihr habt Denken studirt, aber ihr müßt Gewalt studiren; und darin hast du Recht, aber anders als du meinst. Nicht: was soll sein? sondern: was ist, und was kann demzufolge werden? — das muß das erste Augenmerk sein. Aber es hat wohl etwas zu bedeuten, ja es kommt Alles darauf an, was die Menschen denken. Wenn jetzt auch dem Faß mit dem alten Wein der Boden ausgeschlagen ist, man wird den neuen doch wieder gehörig einkeltern und flaschenweise verzapfen müssen.

Du sagst, daß das Volk undankbar sei, und ich sage dir, das ist närrisch oder sündhaft oder eigentlich, da Beides meist Eins, Beides zugleich. Dank zu erwarten oder gar zu verlangen, dieses Ausschauen nach Belohnungen und Bestrafungen von außen ist noch ein alter Bodensatz, den wir nicht mehr kennen. Ist ein Volk irgend einem Einzelnen Dank schuldig? Wer sich fühlt als ein Glied des großen Gesammtkörpers und demgemäß

wirkt, der hat weiter nichts als seine Pflicht oder wenn du's so nennen willst, seine verdammte Schuldigkeit gethan. So wenig ein Glied eines Körpers von dem andern Dank verlangen kann oder von dem Ganzen, ebensowenig hat Einer, der für den Gesammtkörper seines Volkes arbeitet, einen Dank zu beanspruchen als eben den, den er in sich hat.

Der Hauptfehler in dem du stehst ist, wenn du es auch nicht deutlich sagst: die Volksverachtung. Aber wer sind wir denn, daß wir das Volk verachten dürfen?

Niemand hat das Recht, sich so hoch zu halten, daß er über seinem Volk oder gar über seiner Zeit stehe. Der Geist eines Volkes ist höher als der eines noch so großen Menschen, und was Jemand hat, hat er nur aus ihm. Die Völkergeschichte und der Geist, der in ihr waltet, ist größer als der Geist jedes noch so großen Genie's, denn er ist der Geist Gottes.

Das größtmöglichste Gute der größtmöglichsten Menge zuwenden, der Gesammtheit dienen: heißt Gott dienen; und der Lohn dieser Thaten liegt in den Thaten selbst. Das hat der tapfere Kämpfer Ulrich Hutten auch gewußt, wenn er von sich sagt:

„Daneben mich zu trösten
Mit gutem Gewissen hab',
Daß Keiner von den Bösten
Mir Ehr' mag brechen ab.
Ich hab's gewagt mit Sinnen,
Und trag' deß noch kein Reu;
Mag ich nicht dran gewinnen,
Noch muß man spüren Treu."

Wer da wirkt und läſſig wirkt bei dem ausbleibenden Erfolge: der iſt ein Knecht der Welt; er wird verzagt und verdroſſen, wenn er nicht durchdringt, ſei es zur That oder zur Anerkennung. Wer aber wirkt um ſeine Pflicht gethan zu haben, der iſt der Herr der Welt. Du ſagſt: das Volk wolle keine Belehrungen. Haſt du vergeſſen jenen wahrhaft andächtigen Drang, mit dem Alles herbeiſtrömte, als es geſtattet war im lebendigen Wort die Zahlloſen über ſich ſelbſt und über die Welt zu belehren?

Wäre das Verſammlungsrecht zu einem geregelten geworden, wären die wilden Waſſer verlaufen und Alles in ein regelmäßiges Bette gelenkt, wir hätten ein Geſammtleben der Bildung gewonnen, wie keine Zeit und Nation vor uns. Du ſagſt: wir ſeien langmüthig wie Leineweber; und freilich, ein Stück Tuch zerfaſern iſt leichter als es weben. Es giebt Menſchen, die bei jeder Verſammlung, bei jedem Vereine gleich mit dem Ausſpruch bei der Hand ſind: wenn nicht ſo und ſo abgeſtimmt wird wie ich's für gut halte, ſo trete ich aus, und ſie treten nach der Entſcheidung der Mehrheit mit dieſem oft eben ſo thörichten als frechen Ausſpruch hervor. Sie wollen ſich nicht unterwerfen und verkriechen ſich in den Schmollwinkel.

So ſind jetzt auch Viele ausgetreten aus dem Wirken für das allgemeine Volkswohl, weil nicht das geworden iſt, was ſie gehofft und wie ich glaube mit Recht gehofft hatten; ſie beſchönigen ihre verdroſſene Nichtsthuerei mit der Ausrede: an meinem Wirken iſt nichts gelegen! Aber eben ſo wenig als zu hoch

darf ſich Jemand zu nieder ſtellen. Jeder kann noch nützen und wirken und Jeder muß es. Und wieder ſagen Andere: ich ſpare mich auf für beſſere Zeiten! oder auch: wir Alten ſind abgethan, es müſſen ganz neue Menſchen dran kommen! Aber was iſt jenes Aufſparen anders als falſche Vertröſtung? Jeder morgige Tag heißt auch Heute wenn er da iſt, und das Heute iſt Geſtern, ehe man ſich umſieht. Jeden Tag fängt die Welt neu an. Hört es in der Natur auf Frühling und Sommer zu werden, weil's einmal Alles verhagelt hat? Das wäre ſchön, wenn einmal der Acker ſpräche: ich mühe mich nicht mehr ab die Frucht zu zeitigen, es iſt doch umſonſt; ein Hagelwetter kann Alles niederſchlagen. Dieſelben Geſetze, die ununterbrochen in der Natur herrſchen, müſſen wir aus freien Stücken durch die Willenskraft in uns aufrecht erhalten. Und jene andere Ausrede: es kommen andre Menſchen dran! Freilich iſt das wahr und ich bin auch des Glaubens, aber die neuen Menſchen kommen nur durch uns; und wir haben die Pflicht, das was wir erlebt und erfahren haben, ihnen treu zu überliefern, damit ſie es benützen, und die Errungenſchaft der Erfahrung läßt ſich nicht als todtes Capital vererben, ſondern nur als lebendige That erwerben.

Du ſagſt, daß zu viel an dem Volk gequackſalbert wird und daß auch unſre Hausmittelchen Nichts helfen. Weiß wohl, es geht im großen Ganzen wie mit der Erziehung eines einzigen Kindes: es wird nicht das, was man gewollt hat und Niemand kann ſagen was es werden ſoll, welche Geſinnungsart und Thätigkeit

es nothwendig und einzig haben muß. Trotz aller Erziehungsmaßregeln wird jeder Mensch doch wieder etwas Neues, und das ist nothwendig; denn in jedem Einzelnen wird die Menschheit neu geboren und keine Denkweise ist die ausgeführte Vorschrift eines Andern. Soll man aber darum aufhören, nach bestem Wissen und Gewissen den Unerfahrenen zu leiten? Man muß sich nur zufrieden geben, wenn er dann seinen eigenen Weg geht und vielleicht hätte er den nie gefunden, ohne die wenn auch oft vom Wege ablenkende fremde Leitung; auch diese erweckt zur Selbstbestimmung.

Zuletzt aber muß ich die Farbe bekennen auf deinen Haupttrumpf, und ich meine, ich kann ihn übertrumpfen. Du sagst, die Welt sei allzeit nur wegen einiger Auserwählten da und diese sollten sich's wohl sein lassen. Ich könnte dich hierauf mit vielfachen Entgegnungen aus allerlei Schriften abspeisen. Aber ich gebe dir wiederum lieber hausbacken Brod und sage dir zuerst: daß wir nicht gemeint sind, die Menschen aus ihren gewohnten Lebenslagen herauszureißen, sondern im Gegentheil sie recht einheimisch und glücklich in den gegebenen Thätigkeiten zu machen. Und weil es keine rechtschaffene Thätigkeit giebt, die man höhere oder niedere nennen kann, weil Alle mitwirken zur Erhaltung des Gesammtkörpers, so ist es einfach lächerlich zu sagen: die Thätigkeit des Einen sei blos zur Bequemlichkeit des Andern da. Sieh dich einmal um und du wirst finden wie es nicht wahr ist, daß die Welt immer auf demselben Fleck stehen bleibt. Lache nicht, wenn ich dir ein Wort des großen Weltweisen Hegel

anführe; die Worte der Gelehrten sind nicht blos wiederum für Gelehrte da, sondern für Alle; und ich unterschreibe den Ausspruch Hegels: die Weltgeschichte ist der Fortschritt zum Bewußtsein der Freiheit! Es giebt heutigen Tages nicht nur weit mehr Menschen auf der Welt, als je zuvor, sondern auch weit mehr Seelen als je zuvor. Unter Tausend, die heut zu Tage leben, ist eine viel größere Zahl Solcher, die denken können als je zuvor.

Macht aber Denken glücklich? fragst du. Es macht zum Menschen! antworte ich, und ob er als solcher glücklich sei, das liegt an ihm. Jeder hat die Pflicht zu erkennen, was es heiße, ein Mensch, ein Bürger sein, und Jeder hat die Pflicht dem Andern dazu zu verhelfen. Hierin ist die Bildung Eins mit der Religion. Die Religion verlangt, daß nicht Einer oben stehe, der den Glauben habe für Alle, sondern sie stellt die Anforderung: daß Jeder für sich selber glaube und sein Heil erfasse. Wie nun dies möglich und nothwendig ist, so will auch die Bildung, daß Jeder für sich wisse und erkenne; und das ist nicht minder möglich und nothwendig.

Man braucht jetzt keine Steinhauerarbeit mehr, um mit Stahl und Stein den Feuerfunken herauszulocken; da reibt man jetzt nur noch, und man hat Feuer und Licht zugleich und in Einem Stück. Freilich geschieht dadurch auch viel Brandschaden, es ist jetzt Alles leichter entzündet; aber man wird allmälig lernen damit sorglicher umzugehen.

Es ist jetzt eine neue Welt, es wird täglich eine neue und sie ist mindestens so schön und groß als je eine zuvor. Sich mit Mißmuth davon wenden, ist Selbstauflösung. Es gilt mitzuwirken, mitten drin zu sein. Sieh dir nur einmal deinen eignen Beruf an: es reicht nicht mehr aus, daß man Säen und Pflügen u. s. w. vom Vater und vom Knecht lernt; jeder echte Landwirth muß sich die Ergebnisse der Naturwissenschaften zu Eigen machen und Tausende thun es. Das alte Bauernthum stirbt ab und macht der neuen Landwirthschaft Platz, und die Welt wird schön und schöner auf neue Weise. Und nicht nur das, sondern auch Anderes fasse in's Auge und du wirst sehen, daß wir trotz alledem doch immer weiter vorankommen. Deine Geschichte von den chinesisch geaichten Magen und gestempelten Löffeln hast du aus den Schriften des biedern und tapfern Justus Möser — da siehst du, was du doch aus den Büchern hast und nicht bekennen magst, — aber denke lieber auch an ein anderes Wort von dem edlen Möser, denn er nennt die Hofedienste und Oblasten, die zu seiner Zeit noch auf den Bauernhöfen ruhten: Gespenster, die darin spuken. Nun sag einmal, haben wir nicht diese Gespenster durch Ablösung erlöst und die andern gebannt und vertrieben? und so sehr man auch diese und jene wieder einführen möchte, man kann sie doch nicht mehr heimisch machen.

Es ist jetzt Frühling und Alles grünt und blüht und die schwarzgekleideten Städter, die auf den Fußwegen durch die grünen Saaten wandeln, sehen aus

wie Tintenkleckſe in der Natur, aber auch aus ihnen ſchreibt ſich eine helle Erneuerung der Welt.

Ich ſtand auf hohem Berge
Und ſchaut' in's tiefe Thal.

Ja, Bruder, davon kann ich auch ein Lied ſingen. Ich war auf dem Schloßberg, und unter mir Nebel und die Nacht kam und mein Herz fragte zitternd: ſoll's Nacht werden und Nacht bleiben ſo lange du lebſt? Da wurde hier und dort ein Licht angezündet. In der Nacht hat Jeder ſein Licht für ſich und dieſe Lichter ſind wie Sprühfunken aus einer großen Urflamme, und da ſprach es in mir: bewahret, ja bewahret das Feuer und das Licht, bis daß der helle Tag anbricht! Und dieſer Tag iſt angebrochen in aller Weiſe.

Wir Deutſche wiſſen jetzt, daß wir nicht ſchlimmer, ja daß wir in Mancherlei beſſer dran ſind als die gebildeten Völker rings um uns her. Es iſt vorbei mit dem Ausſchauen nach Frankreich, nach England, ja nicht einmal Amerika iſt mehr für uns das Land der Sehnſucht; wir kennen die großen Gaunereien, die dort auch an der Tagesordnung ſind und daß die Freiheit noch nicht die Rechtſchaffenheit pflanzt; wir wiſſen jetzt mehr als je, was wir für uns haben und was uns noch fehlt, und daß wir dieſes Beides wiſſen, das ſoll uns muthig und zuverſichtlich machen.

Es giebt leichtfertige Naturen, die da glauben, alles Glück beſtehe nur im Lachen und in der lauten Freude. Es giebt aber eine innere Andacht, die noch weit

glücklicher macht, und ich gebe meine Zuversicht, mein Vertrauen und mein emsiges Denken auf das Heil des Vaterlandes für keine rauschende Freude hin; und damit verbleibe ich dein Bruder

Ernst.

Fertig!

ruft der Schaffner an der Eisenbahn. Nur wenig Minuten Aufenthalt und der Bahnzug braust dahin. Gieb Acht, hast auch nur wenig Minuten Aufenthalt auf der Lebensstation; gieb Acht, daß du dich nicht versäumst, Manches vergessen habest, wenn der große Schaffner sein Fertig! ruft, und die große Locomotive, Tod genannt, vorgespannt ist.

Aber — und das sagt der Gevattersmann dir und sich selber — fertig werden wir doch nie; und sei auf eine einzelne Arbeit oder auf die ganze Lebensarbeit noch so bedacht, fertig wird sie nie, und was noch fehlt, weiß Niemand besser als der redliche Arbeiter selber. Unser Leben ist Stückwerk; seien wir Gesellen, die auf Stück- oder auf Zeitlohn arbeiten. Hast Mühen und Denken aufgewendet, mußt zuletzt doch bekennen: der Preis der Vollkommenheit, den du in Gedanken dir vorgesetzt, du hast ihn nicht erreicht!

Es hat noch keinen redlich wirkenden Menschen gegeben, der am Ende seiner Tage sich bekennen mochte: „Es ist genug, ich habe vollauf Genüge gethan!“ — Die tapfersten Befreier und Wohlthäter der Menschheit

haben in letzter Stunde noch gewünscht ihr Werk befestigen, erhalten, weiter führen zu können. Nicht Liebe zum Leben und zu seinen Genüssen, sondern Liebe zur heiligen Lebensarbeit hat diese schmerzliche Sehnsucht erweckt. Wer nicht diesen Schmerz empfindet, wenn er Geschaffenes aus den Händen giebt, oder gar, wenn er selber scheiden muß aus dem Kreislauf der Neigungen und Pflichten und ihrer Bethätigung: der hat nie das Reine und Vollkommene gewollt, nie den Gedanken Gottes geliebt. Wer aber mit diesem Schmerze die Welt läßt, hat das Vollkommene gewollt und ist selig in ihm. Und Ein Trost ist bei allem Scheiden von einer Thätigkeit, daß Andere ihre erneute Arbeit damit vollbringen. Genug, wenn in unserem Thun ein gesundes Korn zur Aussaat, eine feste Handhabe zum Angriff für Andere sich findet.

Mit diesem Gedanken rufe ich Euch und mir zu: Fertig!

Möge dieser Gedanke in uns leben, wenn es dereinst heißt: Fertig!

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
1812
A3
1863
Bd.17-
18

Auerbach, Berthold
Gesammelte Schriften